

RUTH VON MAYENBURG HOTEL LUX



**Das Absteigequartier
der Weltrevolution**

Serie Piper

D_{as}

Moskauer »Lux« war seit Lenins Zeiten eine Zentrale der Komintern, in der sich Kommunisten aus allen Ländern der Welt versammelten. Ruth von Mayenburg, selbst sieben Jahre im »Lux«, berichtet von ihren Begegnungen mit Männern, die schon zu Lebzeiten politische Legende waren: Ho Tsch Minh, Wilhelm Pieck, Mátyás Rákosi, Richard Sorge, Josip Broz Tito, Tschou En Lai, Herbert Wehner, Walter Ulbricht...



Ruth von Mayenburg

Serie Piper



SERIE PIPER

Band 1355

Zu diesem Buch

Seit Lenins Zeiten war das Moskauer Hotel «Lux» ein Zentrum der Kommunistischen Internationale. Bis zu 600 Menschen, zuerst Delegierte, später meist Emigranten, lebten hier. Ruth von Mayenburg war von 1938 bis 1945 im «Lux». Eindringlich und spannend beschreibt sie die seltsame Atmosphäre, die entstand, als das «Absteigequartier der Weltrevolution» unter Stalin mehr und mehr zu einem Ghetto wurde, dessen Bewohner, allesamt überzeugte Kommunisten, von den Säuberungen erfasst wurden. Ruth von Mayenburg erzählt ihre Begegnungen mit Männern, die schon zu Lebzeiten politische Legende waren: Ho Tsch Minh, Pieck, Rákosi, Richard Sorge, Tito, Tschou En-Lai, Ulbricht, Wehner...

Ruth von Mayenburg, als Tochter eines österreichischen Fabrikanten in Teplitz-Schönau (Böhmen) geboren, war Frau des kommunistischen Politikers Ernst Fischer. Sie lebt heute in Wien.

ISBN 3-492-11355-9

September 1991

R. Piper GmbH & Co. KG, München

Lizenzausgabe mit Genehmigung

des C. Bertelsmann-Verlags, München

© C. Bertelsmann-Verlag, München 1978

Umschlag: Federico Luci

Foto: WDR/Kuballa

Satz: Mohndruck Reinhard Mohn GmbH, Gütersloh

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Gewidmet allen,
die jemals unter dem Dach des Lux gelebt haben

Inhalt

Von den Schwierigkeiten der Wiederbelebung
eines legendären Hauses 9

Das legendäre Haus 13

Ankunft und Alltag 36

Die erste Hochsaison 70

Ika und der Ferne Osten 103

Trotzki, das Hausgespenst 147

Die letzte Hochsaison 194

Das Lux geht aufs Land 239

Das Lux zieht in den Krieg 282

Dank 331

Literaturverzeichnis 332

Kurzbiographien 336

Personenregister 349

Von den Schwierigkeiten der Wiederbelebung eines legendären Hauses

Als ich daranging, nach fast einem Drittel Jahrhundert in das Haus zurückzukehren, unter dessen Dach ich sieben Jahre, von 1938 bis 1945, gelebt habe, begab ich mich zuerst einmal auf «Menschenjagd». Wochenlang, meist nachts, holte ich aus meinem Kopf Namen von Hausinsassen hervor, denen ich begegnet war, Namen mit dazugehörigen Gesichtern, oft aber auch umgekehrt, ein Gesicht stand vor mir, und der Name dazu musste nach vielem Hin- und Herdenken gefunden werden («man zerbricht sich den Kopf . . .»), «der Name liegt einem auf der Zunge . . .»), und schliesslich hatte ich mehr als dreihundert Menschen eingefangen: Grundstock einer Kartei mit fortlaufenden Nummern – auf Kärtchen aufgespiesst wie eine Schmetterlingssammlung. Dann war es aus mit der Jagd im Alleingang. Ganz selten noch zeigte sich ein Vergessener, ein Übersehener, ein irgendwo in den Winkeln des Gedächtnisses Versteckter.

Halali? Beileibe nicht! Jetzt erst wurde die Jagd aufregend: die Spurensuche. Gespräche mit ehemaligen Hausbewohnern, Reisen, Briefwechsel und Lektüre der sogenannten einschlägigen Literatur. Nüchtern heisst das «Dokumentationsarbeit». Aber ich bin weder ein Historiker noch überhaupt eine in wissenschaftlicher Forschung geübte Person, eben nur ein Jäger im Dschungel der Zeitgeschichte; auf der Suche, unter Verrottetem und Vermordetem die Spur des lebendigen Schrittes wieder aufzufinden.

Die Beute und die Ausbeute liessen mich oft verzweifeln: zuviel und zu wenig zugleich! Das verwunschene und verwünschte Haus wollte ausser anekdotischen Begebenheiten und weiteren Namen nichts preisgeben.

Der Politik verschriebene Leute haben offenbar ein an-

deres Gedächtnis als normale Sterbliche. Eingepägt ist nicht die Gestalt des Partners oder Widersachers, sein Gang, sein Blick, seine Sprache, die Gesamtheit seines Wesens, sondern allein seine Funktion innerhalb der Gemeinschaft, sein «Auftreten» in dieser oder jener politischen Frage, seine Zugehörigkeit zu dieser oder jener politischen Gruppe, Fraktion, Opposition; und dahinter verschwindet alles, was den ganzen Menschen ausmacht: seine unverwechselbare Individualität. Wenige Memoirenschreiber aus dem Personenkreis der Kommunistischen Internationale, der «Komintern», bilden eine Ausnahme von dieser Regel, und wenige Gesprächs- und Korrespondenzpartner zum Thema «Hotel Lux» waren imstande, ihre politisch zementierten Erinnerungen zu zertrümmern und den eingemauerten Gespenstern der Vergangenheit ein menschliches Antlitz zu geben – und wenn es auch nur eine aufgestülpte Maske gewesen wäre.

Mit dieser Tatsache musste ich mich allmählich abfinden. Der Unanschaulichkeit gestaltloser Funktionärstypen sollte wenigstens eines die Waage halten: das Authentische. Es lastet schwer auf dem, der sich darum bemüht.

So habe ich nach langen Gewissensskrupeln verworfen, was anfangs mein dramaturgischer Plan war: «Menschen im Hotel» à la Vicky Baum. Eine Art Roman mit wahren, halb wahren und erfundenen Personen, die zueinander in Beziehung stehen, Konflikte austragen und daran zugrunde gehen: eine Lux-Story. Auf keinen Fall das «Ich» dazwischengeschoben, nur irgendeine Frau, die mir ähnlich gewesen wäre. Versteckt Autobiographisches mit einem möglichen Lebensende – Sturz aus dem Fenster in die Tiefe; Tod durch Erhängen oder in einem der Lager des Archipel Gulag.

Aber es hätte einen Mangel an Fairness bedeutet, an Solidarität mit den Luxianern, die unentwegt gegen etwas oder für etwas kämpften, Verfolgte, Umgekommene im Land

des Sozialismus, in den Ländern des Faschismus. Nein, auch dem einzigartigen Haus selbst wäre nicht historische Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich es zum Schauplatz einer «Story» gemacht hätte.

Natürlich wäre es unterhaltsamer gewesen, Wilhelm Pieck, den behäbigen, jovialen KPD-Chef, als Parallelfigur zu Puzos Paten darzustellen, wie er von Stockwerk zu Stockwerk seinen fast ebenso zahlreichen Familien-Clan kontrolliert und – nach gemeinsamer Beratung – den Bescheidensten der Sippe in den Fallschirmtod schickt. Die Mafia hätte man, kaum abgewandelt, in dieser Story unterbringen können. Und die Love-Storys von Walter Ulbricht, dem später Allgewaltigen der SED, ja auch die von Herbert Wehner, der es zeitlebens mit den Lottchens hielt und erleben musste, dass auch die letzte Herzdame «Wulbrichts» so hiess: Lotte Kühn.

Was hätte ich mir mit solch einer teils lustigen, teils tragischen Hotelgeschichte alles erspart! Viel Zeit – und ich bin nicht mehr jung genug, um das Verrinnen der Stunden, Tage, Monate und Jahre unbekümmert hinzunehmen. Eine heitere Person, die gerne lacht und ihre grössten Freuden aus der Kommunikation mit Menschen schöpft, sollte keine gespenstische Geschichte schreiben wollen, einfach aus dem Grunde: «Wenn du sie nicht in letzter Minute aufzeichnest, ist sie für immer verloren.»

So ist ein «unschreibbares» Buch entstanden, auf Vollständigkeit kann es keinen Anspruch erheben.

Ein kurzes Wort noch zum Quartiergeber, der III. Kommunistischen Internationale, abgekürzt Komintern. Sie wurde von Lenin auf dem 1. Gründungskongress in Moskau (2. bis 6. März 1919) ins Leben gerufen, war jedoch bereits kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges in seinem Schweizer Exil konzipiert worden, als sich die II. Sozialistische Internationale nicht ihrer historischen Aufgabe ge-

wachsen zeigte, das beginnende Völkergemetzel zu verhindern. Anstatt der allgemeinen Mobilmachung der Soldaten die allgemeine Mobilmachung der Arbeiter entgegenzusetzen, schloss sie den «Burgfrieden» mit der eigenen kriegswilligen Bourgeoisie. Lenins Antwort auf diese unheilvolle Haltung der Mehrheit in der II. Internationale war sein Aufruf vom 1. November 1914: «Die II. Internationale ist tot, vom Opportunismus besiegt. Nieder mit dem Opportunismus. Es lebe die nicht nur von den ‚Überläufern, sondern auch vom Opportunismus gesäuberte III. Internationale! – [Ihr] steht die Aufgabe bevor, die Kräfte des Proletariats zu organisieren zum revolutionären Ansturm gegen die kapitalistischen Regierungen, zum Bürgerkrieg gegen die Bourgeoisie aller Länder, für die politische Macht, für den Sieg des Sozialismus!»

War vorerst dieser Aufruf nur einem Zeugungsakt vergleichbar, bei dem unter den gegebenen Umständen selbst Lenin nicht wissen konnte, wann und wo das Kind seines revolutionären Geistes zur Welt kommen würde – in der Schweiz jedenfalls, dem neutralen Alpenland mit durchlässigen Grenzen, wurden bereits alle Vorbereitungen getroffen, der III. Internationale zu kräftigem Leben zu verhelfen. Zimmerwald, Kienthal – die kleinen Orte, wo die von zwei, drei Dutzend Teilnehmern beschickten internationalen Tagungen mit Lenin stattfanden: auf dem Weg ins Lux haben sie für viele Schweizer und Nichtschweizer die Ausgangsstation markiert.

Das legendäre Haus

Die einzigen Insassen, die sich kontinuierlich durch die ganze Geschichte des Hauses verfolgen lassen, sind die Ratten.

Unzählige Generationen von ihnen haben es bevölkert, ohne ernsthaften Schaden an Leib und Seele zu nehmen wie die übrigen kurz- und langfristigen Bewohner.

Flink und frech huschten sie auch tagsüber die langen, dunklen Korridore entlang, guckten aufmerksam in die Küchen hinein (zwei auf jeder Etage), sprangen über die Stufen der Haupt- und Hintertreppe in die höheren Stockwerke hinauf bis unters Dach. Es ging das Gerücht, dass sie sogar manchmal den hinteren Lift benutzten, wo nicht immer ein Wächter stand wie beim vorderen. Der hätte nämlich selbst eine harmlose Hausratte verscheucht, weil sie keinen Passierschein vorweisen konnte.

Als Anfang der dreissiger Jahre – der Zeitpunkt ist nicht zufällig, er fiel mit Hitlers Machtantritt in Deutschland zusammen – zwei weitere Stockwerke auf das ursprünglich vierstöckige Haus gesetzt wurden, um neue Quartiere für den ständig wachsenden Zustrom von Ankömmlingen zu schaffen, vergrösserte sich auch das Jagdrevier der Ratten um vier Küchen (zwei auf jeder Etage) mit je sechs Gasherden und einem Tisch in der Mitte. Darunter pflegten Speiseabfälle zu liegen, denn hier wurde oft und nicht schlecht gekocht: ausländische Küche – soweit es die mal bessere, mal schlechtere Lebensmittelversorgung zuliess.

Ergiebige Spaziergänge liessen sich auch jederzeit in dem weitläufigen, von einem einstöckigen Nebenhaus unterteilten Innenhof unternehmen. Nicht nur, dass hier die

Müllschächte mündeten, auch andere Nahrungsressourcen entdeckte man im Vorbeihuschen. Wo immer in den haus-eigenen Werkstätten und Wirtschaftstrakten eine Kohlsuppe gekocht, Kartoffeln geschält, Brotreste verzehrt wurden – irgendetwas Geniessbares fiel dabei für die Ratten ab, so ängstlich auch in hungrigen Tagen die anderen Insassen ihre Tagesrationen hüten mochten.

Doch von diesen Abfällen allein hätte sich die Rattensippe nicht solch langes, fruchtbares Leben bewahrt, dass sie mit Fug als Ureinwohnerschaft des Hauses bezeichnet werden kann. Ihr kam nämlich zugute, dass sich zu allen Zeiten, von Anbeginn der Geschichte des Hauses bis zum heutigen Tag, in seinen Mauern ausser ungefähr dreihundert Zimmern (Quartiere genannt) sowohl ein Restaurant wie auch ein grosser Bäckerladen befanden.

Ein Restaurant, mag es noch so bescheiden geführt sein, mit den zugewiesenen Lebensmitteln noch so sparsam umgehen, ist gemeinhin eine unerschöpfliche Vorratskammer für Ratten auf Nahrungssuche. Man denke nur an die Trattorien im Hafen von Neapel oder an die Bistros rund um die ehemaligen Pariser Hallen. Obzwar in unserem speziellen Fall das Restaurant an einer renommierten Strasse lag, hätten das Küchenpersonal und die Serviermädchen ein Lied davon singen können. Doch sie sangen es nicht der Gäste wegen, bewahrten eiserne Miene, wenn ein langbeschwänztes, graues Etwas unter den Tischen auf tauchte und eiligst verschwand.

Für den bequemsten und ergiebigsten Auf-, Ab- und Ausstieg innerhalb des Hauses hielten die Ratten jedoch offensichtlich die beiden Müllschächte: Sie führten von ganz oben an zwei schmalen, steilen Wirtschaftstreppe vorüber zu den Hofausgängen hinunter.

Trostlos schmutzig und unbeleuchtet, wurden diese Treppen von kaum jemandem begangen, ausser von den Aufräumerfrauen, dem Wanzenvertilger, dem Bodenbür-

ster und schliesslich von dem Mann, der sich um die Sommer- und Winterausrüstung der Fenster zu kümmern hatte. Ihnen allein stand gemäss der Hausordnung das Recht zu, sich dort aufzuhalten und während der Arbeitspausen, auf den Stufen sitzend, ihr karges schwarzes Brot zu kauen. An die schlurfenden Füsse in Filzschlappen hatten sich die Ratten im Verlauf langer Jahre gewöhnt, sie gehörten sozusagen zu ihren normalen, natürlichen Umweltbedingungen und signalisierten keine Gefahr.

Ungestört also von fremden menschlichen Schritten fanden sie hier in der warmen Nähe des Mülls einen Tummel- und Fressplatz par excellence; konnten auch in rostlöchrigen Eimern, zwischen ausgedienten Besen, verrotteten Lappen und Unrat aller Art in Ruhe ihre Jungen aushecken. Ob sie auch fähig waren, in deren Gene nebst anderen Erbanlagen die Topographie des Hauses einzuzeichnen, bleibt eine Frage der Wissenschaft, die zeitweilig im ganzen Land heftigst diskutiert und mit Gewaltmassnahmen gegen Wissenschaftler, die diese Frage verneinten, beendet wurde.

Jedenfalls fanden sich die Kleinen, von erschreckten Neuankömmlingen für Mäuse gehalten, sofort in den langen, dunklen Korridoren zurecht, guckten neugierig wie die Alten in die Küchen hinein, huschten unter die grossen Tische, versteckten sich hinter den Gasherden und Heisswasserboilern, den «Kipjatoks». Kurz, sie waren gleich in dem Haus zu Haus.

Spätere Generationen der Rattensippe, anfangs der dreissiger Jahre in die mittelalterliche Epoche des Hauses hineingeworfen, sollten allerdings erfahren, dass es in den vertrauten Räumlichkeiten nicht immer mit rechten Dingen zugeht, dass sich dort heimlich Unheimliches begab, verbunden mit nächtlichen hausfremden Schritten, die sogar über die Hinterstiegen hinauf- und hinuntergetrampelt kamen.

Da «finsterstes Mittelalter» häufig mit neuzeitlichen Praktiken einhergeht (eine gerade für unsere Epoche gültige Erfahrung), waren zu jener Zeit des Stalin-Regimes, als die grossen Säuberungen in Gang gesetzt wurden, auch ganz konkret die treuesten Hausgenossen gemeint und ihres Lebens nicht mehr sicher. Die Gefahr jedoch, dass sie einem Furioso totaler Vernichtung anheimfallen würden – diese Gefahr war für die Ratten nicht gegeben.

Trotzdem: hätten sie die fettigen, zum Einwickeln verwendeten Zeitungsfetzen lesen können, wären sie zumindest gewarnt gewesen. Darauf stand schwarz auf weiss, welche strenge Massnahmen jedes Lebewesen, selbst höherer, also vernunftbegabter Art, zu gewärtigen habe, falls es sich als Ungeziefer erweisen sollte. In den verschiedensten Wortkombinationen wurden die Ratten sogar namentlich genannt, wie «Rattenbrut», «Pestratte», «Rattennest», «feige Ratte», «schmutzige Ratte» usw. usw., ein Vokabular, das auch ihnen gegenüber zur Wachsamkeit aufrief, ihnen die völlige Ausrottung androhte.

So aber, da relativ unbefangen und nur ihrer eigenen, nicht der vielsagenden, doppelsinnigen Zeitungssprache mächtig, wurden sie von den plötzlich überall aufgestellten Fallen überrascht, frassen ungewarnt vergiftete Speisebrocken und kletterten ahnungslos in den von Desinfektionsmitteln verseuchten Müllschächten auf und ab. Bis im ganzen Haus und im verwinkelten Hofbereich ihre Warnungspfeife «rette sich, wer kann» gehört und befolgt werden konnten, kamen somit während solcher periodisch auftretenden Säuberungen viele ihrer Artgenossen um.

Sehr zur Erleichterung der anderen Hausgenossen – das darf nicht verschwiegen werden!

Denn aus den für die Ratten idyllischen Frühzeiten des Hauses gibt es kaum einen Bericht, in dem nicht auch der Rattenplage gedacht würde. Lotte Schwarz, die Stieftochter des damaligen österreichischen Gesandten Otto Pohl,

erzählt zum Beispiel, dass sie bei einem ihrer seltenen Besuche im Lux «in einem dunklen, stinkenden Gang einer weinenden Frau begegnete. Die Ratten hatten in der Nacht deren Baby überfallen und schwer verletzt.» Und Jenny Humbert-Droz, eine kompetente Kennerin des Hauses aus einer Reihe dort verbrachter Jahre, schildert, was sie mit den Ratten erlebte:

«Zur Zeit unseres ersten Aufenthaltes, Herbst/Winter 1921/22, herrschte der Kriegskommunismus mit seinen Sonderzulagen, den sogenannten Pajoks, mit dem klitschigen, häufig verschimmelten schwarzen Brot. In den inneren Höfen des Gebäudes waren Mehlsäcke aufgestapelt. Die grosse Bäckerei, die sich im Haus befand, war zwar geschlossen, aber die Getreidesäcke türmten sich im Hof, und abends konnte man durch das grosse verriegelte Gittertor den Tanz der Ratten rund um die Säcke beobachten, hinauf, hinunter, von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, eine wahre Farandole, ein Ringtanz, der manchmal ein ganzes Publikum anzog.

Im gleichen Winter bewohnten wir, mein Mann, meine kleine Tochter und ich, ein Zimmer in der obersten Etage, wo die Warmluftheizung aus einer riesigen Röhre bestand. Sie war in einem Schrank eingebaut, der offengelassen werden musste, damit die warme Luft ins Zimmer strömen konnte. Diese Röhre bot den Ratten einen idealen Zugang zu den Räumen, um sie in Besitz zu nehmen und sich dort zu tummeln. Nachts hörten wir die Ratten die Fenstervorhänge hinaufklettern, und wenn wir Licht machten, dann rannten sie zu ihrem Zufluchtsort hin.

Während unseres zweiten Aufenthaltes, vom Winter 1925 bis zum Jahr 1931, waren die Ratten noch immer da. Einer unserer besten Freunde, Voja Vujovic, war nachts von einer Ratte in die Oberlippe gebissen worden und musste sich einer längeren Behandlung mit Injektionen im Pasteur-Institut unterziehen.

Der Portier des Hauses, eine fast legendäre Persönlichkeit (der wir später wieder begegnen werden), bewaffnete sich abends mit einem mächtigen Knüppel und ging in den langen Korridoren auf Rattenjagd. Da spielten sich Szenen von heldischer Grösse vor unseren Augen ab, wenn die Rattensippe an den Mauern entlangraste und der Portier mit nicht wiederzugebenden Flüchen hinter ihnen herjagte.

Für die Kinder, aber auch für uns Erwachsene, war es ein unvergessliches Schauspiel, das den Stoff für Gespräche, aber auch für Proteste gegen den offensichtlichen Mangel an Hygiene in diesem erhabenen Gebäude abgab.»

Es besteht demnach kein Zweifel, dass die vielzitierte und auch in späteren Gesprächen immer wieder auftauchende Rattenplage in dem erhabenen Gebäude von dem grossen Bäckerladen ausging, von seiner unmittelbaren, in die Keller hinein vertieften und in den Hof hinaus erweiterten Umgebung.

Hier lagerten Aberdutzende Mehlsäcke, hochgestapelt zu frei zugänglichen Pyramiden; hier gab es Zucker, Rosinen, Öl und Butter in den traumhaften Jahren, Regale voll knusprigen Brotes in den vorgeschriebenen sechsunddreissig Sorten und schmackhafte Spezialitäten. Ja, selbst in den alptraumhaften Jahren, als der Hunger die Hausbewohner am Einschlafen hinderte, Passanten vor dem geschlossenen Bäckerladen in Ohnmacht fielen, selbst damals holten sich die Ratten ihr Teil, gaben das Weiterleben und Vermehren der Sippe nicht auf.

Warum auch? Hier waren sie die alleinigen Herren der Lage, beherrschten das Terrain wie kein anderes Lebewesen. Im Kommandostand gibt es wie bei den Generälen immer genug zu fressen. Von hier aus konnten sie ihre Eroberungsfeldzüge unternehmen, nicht einmal gestört von Spähern in Filzschlappen.

Fallen, Gift? Letzteres darf in solchen Räumen, wegen der Vergiftungsgefahr für Mehl und Brot, nicht ausgestreut werden. Das wussten die Ratten bestimmt, denn es gibt kein Geschöpf, das so genau die gefährlichen Bräuche des Feindes beobachtet und sich darauf einstellt. Sie sind sogar bereit, einen der Ihrigen zu opfern, wenn es darum geht, auszuprobieren, ob etwas vergiftet ist.

Blieben die Fallen. Aber welche halbwegs schlaue Ratte geht schon in die Falle an Orten, wo ihr jeder Winkel, jeder Ein- und Ausstieg vertraut ist? Sie wird stutzig und besieht sich das fremde Ding mit aller gebotenen Vorsicht. Schnappt sie trotzdem zu, kann es passieren, dass die Falle ihrerseits nicht zuschnappt, weil sie verrostet oder schlammig eingehakt ist.

Es gab also viele Überlebenschancen. Für die übrigen Insassen weniger.

Bevor jedoch die Tatzeugen zu diesem Thema zu Wort kommen, scheint es geraten, das Haus selbst vorzustellen. Von ihm und vor allem von seinen wechselnden Bewohnern, ihren wechselseitigen Beziehungen im Gefolge einer an Wechselfällen reichen, sowohl heroischen wie makabren und fluchwürdigen Geschichte spannt sich ein weltweiter Bogen bis in unsere Gegenwart.

Das Haus, ein grosses, stattliches Gebäude, steht in Moskau an der Gorkistrasse und trägt die Nummer 10. Es erstreckt sich, sechs Stock hoch, vierzig Schritte lang an der Hauptfront und dreissig Schritte lang um die Ecke in eine Seitengasse hinein, die Nemirovica-Dancenکو Ulica. Auf dem Moskauer Stadtplan ist es als Hotel eingezeichnet.

Wer vom Roten Platz rechtsseitig zum Puschkinplatz hinaufschlendert, kann es kaum übersehen. Zwei schwere, graue Säulen stehen vor dem überdachten Eingangsportal, zu dem drei flache Stufen führen. An der Ecke befindet sich

noch immer das Restaurant, und im Gebäude, gleich neben dem Eingang, zieht noch immer der grosse Bäckerladen, bis spät abends geöffnet, die Brotkäufer an.

Dem Haus wurde dreimal ein anderer Name gegeben: Jetzt trägt es den ganz banalen dritten Namen «Hotel Zentral» und ist ein solides, nicht allzu modernes Intourist-Hotel, wo Reisebusse halten, Gäste und Koffer ein- und ausgeladen werden. Seitdem die Gorkistrasse mit Lindenbäumen bepflanzt wurde, fällt dünner Schatten auf den Gehsteig.

Den ersten Namen, «Franzija, Filippowski Nomera», zu Deutsch «Frankreich, Haus Filippow», erhielt es von seinem Erbauer, dem vorrevolutionären Moskauer Grossbäcker Filippow. Ein stadtbekannter Mann, der wegen seiner Originalität, seines Reichtums und Unternehmerrgeschicks (eine echte Ostrowski-Figur) in die Lokalchronik einging. Er liess um die Jahrhundertwende über seiner berühmten Bäckerei in der Ulica Twerskaja das für damalige Begriffe hochnoble Hotel errichten, mit einer Dependance für mindere Gäste im Innenhof des Gebäudes. (Diese Tradition wurde auch später beibehalten.)

Schräg gegenüber vom Gouverneurspalast gelegen, der allmorgendlich mit Filippows exzellenten Backwaren beliefert wurde, also an einem Platz von kaufmännischer und strategischer Bedeutung, war das Haus schon unter seinem ersten Namen für die Historie prädestiniert:

Im November 1917, als Moskau die «zehn Tage, die die Welt erschütterten», erlebte, gab es hier zwischen verschanzten Gegnern und bewaffneten Anhängern der Revolution die ersten grossen Schiessereien. Die Nachricht: «Bei Filippowski wird geschossen» verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und blieb so unauslöschlich im Gedächtnis der Moskauer haften, dass ein damals vierjähriges Mädchen noch heute erklärt: «Dort fing die Revolution an! Was die ‚Aurora‘ für Petersburg, das war ‚Filippowski‘

für Moskau!» (Bekanntlich feuerte der Kreuzer «Aurora» von der Newa aus den Startschuss zum Angriff auf den Winterpalast ab, den letzten Stützpunkt der bürgerlichen Regierung.)

Wie das Haus, nachdem es von der jungen Sowjetmacht dem reichen Bäckerweggenommen und für die Unterbringung ganz anderer als vornehmer Hotelgäste eingerichtet worden war, zu seinem zweiten Namen kam, ist nicht mehr genau zu eruieren. Sehr frühe Bewohner behaupten zwar, es habe «immer schon so geheissen». Aber der bekannt verlässliche Baedeker, Jahrgang 1904, weiss nichts davon. Unter diesem zweiten, im ureigentlichen Sinn des Wortes Licht und Luxus verheissenden Namen ist es legendär geworden: «Hotel Lux». In Biographien und Memoirenwerken, in fast jedem historischen Rückblick auf die denkwürdigen Jahre, da dieses Haus an der Twerskaja Nr. 36 – später umbenannt in Ulica Gorkowo mit der Nr. 10 – «das Lux» hiess, wird es zumindest am Rande erwähnt.

Beherbergte es doch innerhalb eines Zeitraumes, der im Wesentlichen mit der Geschichte der III., der Kommunistischen Internationale zusammenfällt, eine in die Tausende gehende Anzahl von Menschen, die sich auf Gedeih und Verderb dem revolutionären Klassenkampf verschrieben hatten, darunter viele namhafte Männer und Frauen, die den Gang der Geschichte beeinflusst, die Welt verändert, das Antlitz unserer Epoche entscheidend mitgeprägt haben.

Ein Vierteljahrhundert lang war das Lux das Gemeinschaftshaus der Komintern, war es das Absteigquartier des Hauptquartiers der Weltrevolution.

Der Quartiergeber, die Komintern, gab ihm seine Besonderheit: Das Lux war ein konspiratives Hotel, konspirativ nach innen und nach aussen – ein Geheimnisträger. Keine Gästeliste, keine Totenliste gibt darüber Auskunft, wer jemals darin gewohnt hat. Bei den An- und Abreisen-

den stimmte in den meisten Fällen der Passname nicht mit dem Personennamen überein, nicht der Personennamen mit dem Parteinamen, mit den wechselnden Deck- und Rufnamen.

Im Lux wurden ausländische Delegierte zu fünf von insgesamt sieben Weltkongressen der Kommunistischen Internationale einquartiert.

Hier trafen legal und illegal Abgesandte aller kommunistischen Parteien zu Tagungen und Beratungen, zur Berichterstattung und zum Befehlsempfang ein.

Hier logierten Komintern-Angestellte, Mitarbeiter der Geheimapparate, Emigranten jeder Nationalität.

Hier gingen sie ein und aus, die künftigen Staatsmänner der Volksdemokratien, die führenden Parteifunktionäre, die Emissäre und Agenten der kommunistischen Weltbewegung.

Unter dem Dach des Lux wurde in Dutzenden von Sprachen gesprochen, politisiert, konspiziert, diskutiert – und bisweilen in halber Agonie geschwiegen.

Hier gab es fröhliche und schauerliche Nächte.

Hier gab es Tränen, Träume und Tragödien.

Kein menschliches Schicksal ist denkbar, das nicht im Lux zu finden wäre.

Keine menschliche Behausung ist denkbar, die dem Lux vergleichbar wäre.

Es steht einsam da in der Geschichte historischer Stätten, einsam nicht nur, weil es ein derart vielnationales, von Politik besessenes und unterjochtes Hotel nie wieder geben wird – es starb und wurde begraben mit der III. Internationale, mit der «alten Komintern»; einsam auch und vor allem, weil es dort, wo es steht, in Moskau, der totalen Vergessenheit anheimgegeben, sein Name ausgelöscht wurde. Bewusst und konsequent.

Keine Marmortafel an seinen Mauern verkündet in goldenen und schwarzen Lettern: «Dies war einst das

Komintern-Hotel Lux. Hier wurde Geschichte gemacht und Geschichte erlitten.»

Gleichgültig gehen die Moskauer, die Fremden vorbei, und wenn einem von ihnen einfallen sollte: «War dieses ‚Hotel Zentral‘ nicht einmal das geheimnisumwitterte ‚Lux‘?» und er gar seinen Fotoapparat für einen Schnappschuss zückte, könnte es geschehen, dass er daran gehindert wird. Als stünde er vor einem militärischen Objekt, wo das Fotografieren verboten ist.

Anscheinend wird das Haus über ein halbes Jahrhundert hinweg immer noch observiert und abgeschirmt, beileibe nicht der devisa-bringenden Intourist-Gäste wegen – «mitnichten» würde der russische Schriftsteller, Autor des *Archipel Gulag*, Alexander Solschenizyn sagen, der einen Steinwurf weit davon gewohnt hat, im Hofkomplex auf Nummer 12 der Gorkowo, ebenfalls observiert und abgeschirmt, bevor er ausgesiedelt wurde –, sondern allein der einstigen Bewohner wegen, die seinen legendären Ruf begründet haben. «Weckt nicht die Gespenster der Vergangenheit!» – das gilt in Moskau auch für das Lux.

Die noch lebenden, über viele Länder der Erde verstreuten ehemaligen Lux-Bewohner sollten es nicht übel vermerken, dass den Ratten der Vortritt beim Eintritt in das Haus überlassen wurde. Sie waren früher da als sie, und sie überstanden Not- und Kriegszeiten, Verfolgungen und Säuberungen genauso wie sie: aufs Überleben bedacht mit allen Fasern ihrer kreatürlichen Existenz.

Doch auch aus anderem Grund ist ihr Vortritt gerechtfertigt: In der Kunst der Selbstbehauptung zeigten sich die Ratten dem politischen Menschen turmhoch überlegen! Das Fehlender «Einsicht in die Notwendigkeit» gab ihnen die Chance, im Lux ihr «Reich der Freiheit» zu finden.

Der Propusk

Dass es kein Reich der Freiheit war, nicht einmal ein Hotel wie sonst ein Hotel, in dem ja auch eine gewisse Hausordnung herrscht, zu dieser simplen, von keiner philosophischen Höhenluft gestreiften Einsicht musste wohl ein jeder kommen, der das Lux betrat – in der Frühzeit der Geschichte des Hauses mag es etwas anders gewesen sein.

Das übermannshohe, schwere Eingangstor schloss sich selbsttätig hinter dem Eintretenden und wurde auch sommers über nicht offengehalten, obwohl Fixierbolzen vorhanden waren. Angenehme Kühle in den Hitzemonaten, frostige Kälte in den übrigen strömte die Empfangshalle aus: steinerner Boden, kein Teppichläufer, rechts rote Marmorsäulen, links rote Marmorsäulen–der Grossbäcker Filippow hatte sich nicht lumpen lassen –, dazwischen links an der Wand ein grosser, hoher Spiegel, goldgerahmt und ohne Sprung.

Vergeblich wäre die Ausschau nach einer Sitzgelegenheit gewesen. Die Halle war so leer und so wenig einladend wie das Kühlhaus eines Krematoriums. Sogar das kalte, graue Licht passte dazu und die Weisung, hier nicht länger als unbedingt notwendig zu verweilen oder gar Besprechungen im Stehen abzuhalten.

Geradeaus, nach dem Treppenpodest, von dem links die Haupttreppe ins Innere des Hauses hinaufführte, befand sich der Lift. Eine gläserne, holzverschaltete Aufzugskabine, die, eng gedrängt, sechs Menschen befördern konnte.

Neben dem Lift stand eine Art Glaskasten, in dem ein Wächter, der sogenannte Dejurni, sass, vor sich ein Tischchen und ein Telefon. Es muss mindestens eine Wächter-*Equipe* von sechs bis acht Mann gegeben haben, da der Dienst rund um die Uhr ging, also auch nachts ein Wächter

im Glaskasten sass. (Das Wort «Dejurni» leitet sich aus dem französischen «de jour» ab, und die Dienstbezeichnung selbst stammt noch aus zaristischer Zeit.) Die Wächter trugen zeitweise die dunkelblaue sogenannte «Parteiuniform», die nach Stalinschem Vorbild für in- und ausländische gehobene Parteifunktionäre in Mode kam. Wer einen solchen Anzug trug, war sofort als Parteimitglied, als Bolschewik zu erkennen. Aber auch wenn sie im Sommer die traditionelle Russenbluse anhatten – ein Revolver war stets ein Zubehör ihrer Kleidung.

Der Nationalität nach waren die Wächter teils Russen, teils Letten, ehemalige Revolutionäre, die im Lux ihr Ausgedinge gefunden hatten. Einer von ihnen, der Lette Upit, ein riesiger kahlköpfiger Kerl, dem weissen Terror in Lettland entronnen und auch der Spätblüte des roten Terrors gewachsen, war identisch mit jener «legendären Persönlichkeit», die laut Jenny Humbert-Droz nächtens zum Gaudium der Bewohner auf Rattenjagd ging.

Seither war der Dienst strenger geworden, keinesfalls hätte er seinen Glaskasten verlassen dürfen, um mit Knüppel und Mutterflüchen bewaffnet hinter Ratten herzujagen. Ihm und seinen Dejurni-Kollegen, jungen GPU-Leuten, oblag etwas weit Verantwortungsvolleres: die Kontrolle, ob jeder, der den Lift benutzen wollte oder die Haupttreppe zu Fuss hinaufzugehen beabsichtigte, auch einen «Propusk», das heisst einen Passierschein, besass.

Im Idiom des Hauses nahm das Wort «Propusk» den ranghöchsten und rangältesten Platz ein. Dem Eintretenden schlug es als erstes ans Trommelfell, und ein des Russischen unkundiger Ausländer merkte sich sofort seine Lautfolge und seine Bedeutung. Das Wort bedurfte nicht der Übersetzung und war leicht aussprechbar. Wer je das Lux besucht oder darin gewohnt hat, behielt es für immer im Gedächtnis.

Funktionäre und Angestellte der Komintern besaßen einen auch für das Lux gültigen Propusk, der leuchtend rot kartoniert, zusammenklappbar und mit einem Foto versehen war; die sonstigen Insassen oder im Hause Beschäftigten besaßen einen in Grau. Besaß man einen von beiden, war man als legitimer Hausgenosse ausgewiesen, und der Dejurni warf nicht einmal einen wachsam prüfenden Blick darauf. Der Gedanke, jemand könnte illegal den Propusk eines anderen benutzen, um in das abgesicherte Haus einzudringen, kam anscheinend weder ihm noch jenen, die den Propusk ausstellten.

Die hausfremden Besucher jedoch mussten zum rechts hinten in der Halle befindlichen «stol propuskow» gehen, einem grau gestrichenen Holzverschlag mit eingeschnittenem Fensterchen, das sich öffnen, aber auch verriegeln liess, je nach dem Wohlwollen der dahinter sitzenden Person.

Abends und während der arbeitsfreien Tage sass dort eine ältere, streng aussehende Frau – gewiss ein bewährtes Parteimitglied. Tagsüber waren es meist mundfaule Mädchen mit dauergewelltem Haar und rotlackierten, an den Rändern abgesplitterten Fingernägeln. Diese Diensthabenden hatten die Aufgabe, das Personaldokument des Einlassberechtigenden entgegenzunehmen, auf seine Gültigkeit zu prüfen, dann nach dem zu Besuchenden zu fragen, dort telefonisch rückzufragen, ob der Besucher auch genehm wäre, und, wenn ja (dies war keineswegs immer der Fall), einen mit Vordruck versehenen Zettel auszufüllen, auf dem mit Durchschrift beide Namen, Zimmernummer, Datum und Uhrzeit vermerkt sein mussten.

Der Personalausweis verblieb so lange im «stol propuskow», bis der Hausfremde mit dem von seinem Gastgeber unterschriebenen – Uhrzeit des Weggehens nicht vergessen! – Propuskzettel wieder vor dem Fensterchen auftauchte und im Austausch nun seinen Pass zurück erhielt.

Es mag verwundern, dass die Beschreibung dieses Vorganges ebenso genau und umständlich erfolgt, wie es die Prozedur selbst war. Das Propusk-System gehörte zu den charakteristischen Besonderheiten des Hauses und war durchaus ernst zu nehmen; zeigte es doch auch jedem Uneingeweihten schon beim Eintritt, dass das Lux zu der Kategorie schütz- und abschirmbedürftiger Gebäude gezählt wurde, von denen es eine Menge und allerorten welche gab, der Kremlkomplex obenan. Und dem Eingeweihten zeigte es, dass Besucher und Besuchte gleicherweise registriert wurden, also eine Überprüfung des wechselseitigen Verkehrs jederzeit möglich war.

Dem Eindruck, ein *besonderes* Haus zu betreten, konnte sich demnach niemand entziehen, sobald er die leere Halle durchschritten hatte und auf den Zerberus stiess, der ihn auf jeden Fall zunächst einmal aufhielt. Ob mit oder ohne Propusk, er musste stehenbleiben, in seinen Taschen nach der Kominternlegitimation oder nach dem Lux-Propusk suchen, falls er eins von beiden besass, und sie vorweisen. Oder: siehe oben.

Dieser Vorgangefuhr keine wie immer geartete Abmilderung. Selbst wenn der betreffende Hausbewohner nur schnell ums Brot in den Bäckerladen gerannt war – seit Filippows Zeiten, wie wir wissen, im selben Gebäude –, er musste beim Zurückkommen seinen Propusk vorzeigen. Es hätte ja sein können, dass er ihn unterwegs verloren oder gar einer der überall gegenwärtigen Taschendiebe ihn entwendet hatte – das mochten die grundlegenden Erwägungen zu dem unumstösslichen Hausgesetz gewesen sein. Was tun in solchem Fall?

Auf jeden Fall wäre der Betroffene äusserst betroffen gewesen, und seine Gedanken hätten das Propusk-System zu umkreisen begonnen gleich denen, die es erfunden hatten.

Gewiss gab es einen Ausweg – nur welchen?

Der einfachste, tatsächlich auf der Hand liegende: Man ging zum «stol propuskow» und sagte der Diensthabenden, den Nachbarn in Zimmer soundsoviel besuchen zu wollen; der wunderte sich zwar über die telefonische Rückfrage des Propusk-Mädchens («Hoffentlich wird er nicht misstrauisch und lässt mich nicht rein», dachte unterdessen der Betroffene), gab aber schliesslich doch seine Einwilligung zur Ausstellung des Besucher-Passierscheins.

Der Hausordnung war Genüge getan, der Wächter dem strikten Befehl gefolgt, niemanden ohne Propusk in den Lift steigen oder die Treppe hinaufgehen zu lassen.

Auf diesen Ausweg kam sogar der Lux-Neuling Santiago Carrillo, der spätere Parteiführer der spanischen Kommunisten und konsequenter Verfechter des Eurokommunismus, als es ihm während seines halbjährigen Aufenthaltes (1939/40) einmal passierte, dass ihn der Dejurni nicht hineinliess, weil er den Propusk vergessen hatte: «Ich sagte zu ihm: ‚Aber du kennst mich doch, du siehst mich jeden Tag ein und aus gehen, warum lässt du mich nicht durch?‘ Nichts zu machen. Ich musste jemand anderen im Hotel anrufen, damit er den Pförtner anrief und ihm sagte, dass er mich vorbeilassen soll.»

Dass beim Hintereingang des Lux, an der Nemirovica-Dancenکو-Ulica, eine Lockerung, gelegentlich eine sträfliche Vernachlässigung des Propusk-Systems vorkam, blieb eines seiner Rätsel. Vielleicht war dies nur ein Relikt aus vergangenen Tagen: Da waren Hintertür und -tor wegen der Mehlsäcke im Hof fest versperrt oder standen offen, wenn es keine Mehlsäcke zu beschützen gab.

Die Ratten, wie schon erwähnt, machten sich kein Kopferbrechen darüber. Wer aber hier ungehindert durchschlüpfen wollte, war leicht beklommen: «Ist es ihnen (den Propusk-Erfindern) etwa eingefallen, von gestern auf

heute einen Wächter, der nach deinem Propusk fragt, hinter die Tür oder vor den Lift zu stellen? Der dich zurückweist, weil du keinen hast?»

Wer einen derart bangen Gedanken hatte und vielleicht sogar den, ob nicht die bewirkte Unsicherheit, die Beklemmung angesichts unberechenbarer Massnahmen zur Struktur des Rätsels gehöre, wie die sich kreuzenden Wörter beim Kreuzworträtsel – der musste einmal der glückliche Besitzer eines Lux-Propusk gewesen sein und war es jetzt nicht mehr.

Ein Hausfremder, irrtümlich in diesen Hintereingang geraten, wäre wahrscheinlich beim Anruf eines im dunklen Flur stehenden Mannes in Räuberzivil «Ihr Propusk, Genosse!» schlicht umgekehrt und hätte sich keine weiteren Gedanken gemacht.

Der mit den Hausbräuchen vertraute Hintereingangbenutzer hingegen kam um die scheinbar belanglose Frage, warum beim vorderen Eingang an der Gorkistrasse die Vorweisung des Propusk stets, hier an der Nemirovica jedoch nur gelegentlich verlangt wurde, nicht herum; sofern er überhaupt diese Frage als solche erkannte und eine schlüssige Antwort darauf suchte.

«Fakt ist Fakt», sagten sich wohl die meisten – und dachten an die jede Frage ausschliessende Redensart eines der prominentesten Lux-Bewohner, des Deutschen Walter Ulbricht. Doch nicht jeder war in der angenehmen Lage, sich dieses Denkmodells bedienen zu können, das auch in anderen Lux-Sprachen existierte und Gelassenheit bewirkte, selbst wenn es um beunruhigendere Rätsel ging.

Gewiss, der Propusk war ein Faktum; wer hier aus und ein gehen wollte, musste lernen, mit ihm zu leben, und darauf bedacht sein, ihn nicht zu verlieren. Er war aber auch ein Privileg und daher, wie jedes Privileg, eines auf Widerruf.

Unsichtbar haftete dem Propusk an, dass er dem Besitzer entzogen werden konnte.

In normalen Fällen, wenn ein vorübergehend Einquartierter sein Lux-Zimmer aufgeben musste, weil er von der Komintern in eine andere Organisation «überführt» wurde, die dann auch für seine Unterkunft zu sorgen hatte, oder die Rückreise ins Ausland antrat, war die Abnahme des Propusk nichts als ein selbstverständlicher Vorgang.

Selbstverständlich für ein konspiratives Haus, das seine Gäste vor der Gefahr bewahren musste, beim Überschreiten der Grenze mit solch einem Beweisstück in der Tasche als «Kominternagent» entlarvt zu werden.

Unheilbesiegelnd und weiterhin unheildrohend war dieses Verfahren erst dann, wenn die Abnahme des Propusk einer Massregelung gleichkam, einer Misstrauensbekundung. Der Entzug des rotkartonierten oder grauen Kärtchens bedeutete augenblicks: «Jetzt bist du eine Unperson geworden! Alle Türen fallen hinter dir zu – keine geht mehr vor dir auf!»

Dies widerfuhr, besonders eilig in den Verfolgungsjahren, jenen Lux-Bewohnern, die politisch in Ungnade gefallen waren, die daraufhin ihre Arbeit in der Komintern (oder in einer ihr nahestehenden Institution) verloren und schliesslich auch ihr Zimmer räumen mussten. Bestenfalls erhielten sie ein Ersatzquartier zugewiesen. Schlimmstenfalls standen sie auf der Strasse. Jedenfalls wurde ihnen der Propusk entzogen. (Da es zu den Besonderheiten des Hauses gehörte, dass aus den verschiedensten Gründen Menschen über Nacht verschwanden und nicht wieder auftauchten, gingen solche administrativen Akte unbemerkt über die verdunkelte Lux-Bühne.)

Mit dem feinen Unterschied, dass sie nicht gleich aus der Hausliste gestrichen wurden, erlebten andere Lux-Insassen den Widerruf des Privilegs, einen Propusk zu besitzen: hinterbliebene Angehörige von verhafteten Lux-Gästen.

Sie wurden aus dem Hauptgebäude ausgesiedelt und in den Hoftrakt verbannt. Dort, im sogenannten «Nep-Flügel», Filippows ehemaliger Dependance für mindere Gäste, oder in verwehrten Kammern oberhalb der Werkstätten, wo die engste Tuchföhlung mit den Ureinwohnern des Hauses, den Ratten, nicht zu vermeiden war, mussten sie sich nun mit einer Schlaf- und Kochstelle begnügen. (Bis eine andere Liste ihr weiteres Los bestimmte.) Diesen Hinterbliebenen – Frauen, Müttern, Kindern, Schwestern, Jugendlichen, Parias des Lux, denen ein eigener Nachruf gebührt – sollte durch den Entzug des Propusk das Betreten des Hauptgebäudes künftighin verwehrt sein.

Aber es gab den Hintereingang, die rätselhafte Lücke im Propusk-System. Wollte jemand die Hausverwaltung (Kommandantur genannt), den Arzt in der hauseigenen Poliklinik im hinteren Halbstock oder gar, gewissermassen illegal, einen vielleicht noch zugänglichen Genossen aufsuchen – dieser Durchschlupf war also nur von der bangen Frage verbaut, ob, was gestern ein «Fakt» war, nämlich kein Wächter hinter der Tür, heute ein anderer «Fakt» sein konnte, nämlich sehr wohl ein Wächter hinter der Tür, der einen Propusklosen zurückweisen würde.

Die Vielfalt der Aspekte des Propusksystems, vom Tragischen bis zum Komischen, demonstriert ein Vorfall, der sich in den ersten Wochen nach Ausbruch des Krieges zwischen Hitler-Deutschland und der Sowjetunion ereignete und ausnahmsweise poetische Züge trägt. Obwohl Propusk und Poesie keinen Reim ergeben, einander auszuschliessen scheinen, gelang bei dieser Haus- und Staatsaffäre ihre unnatürliche Vereinigung auf natürliche Weise: durch die Liebe.

Wie einst Romeo und Julia verstiessen zwei junge Leute gegen das Hausgesetz. Es hätte leicht auch mit dem Tode enden können, für den jungen Mann mit dem physischen,

für das junge Mädchen mit dem politischen, was zuzeiten gleichbedeutend war. Doch Liebende robusterer Natur als jenes unsterbliche Paar entwickeln gesunde Abwehrkräfte gegen tragische Ausklänge.

Die beiden, er, der gelegentliche Hausbesucher Martinow, sie, die ständige Lux-Bewohnerin Katharina, waren schon seit ihrer gemeinsamen Schulzeit ineinander verliebt; wegen der fehlenden «kleinsten Hütte» hatten sie aber noch niemals zusammen im Bett gelegen; und zu guter Letzt wurden sie auch räumlich weit voneinander getrennt.

Seither waren nur Briefe hin- und hergegangen zwischen Moskau und der ukrainischen Provinz, wo er seinen Militärdienst absolvierte. Darin stand, was in Liebesbriefen zu stehen pflegt. Doch auch politische und ideologische Fragen fehlten nicht, denn beide waren Jungkommunisten. Allmählich verdichtete sich ihr Traum zum Plan, einmal, ein einziges Mal nur, eine ganze Nacht miteinander zu verbringen, ungestört, nur sie beide allein.

Ein schier unerfüllbarer Traum und Plan! Wäre der Krieg nicht über sie hereingebrochen und hätte Martinows Kommandierungsschein zu einer militärischen Einheit nicht die Fahrt über Moskau erfordert, wäre es für lange Zeit beim blossen Briefeschreiben geblieben.

Katharina aber wagte etwas, was in den frühen, leichtfertigen und so gut wie propusklosen Lux-Zeiten gang und gäbe war: Sie bereitete dem Liebsten ein Nachtlager.

Es war eine Besenkammer. Ohne Tür und Fenster, nur durch einen Vorhang getrennt von dem Gemeinschaftsraum, in dem sie mit mehreren Kominternmädchen untergebracht war, die ihr dabei halfen, das Liebesnest für diese einzige erträumte Nacht herzurichten, das heisst, mit Matratzen auszustatten.

Dass es nur eine halbe Nacht sein würde, hing mit dem Propusksystem zusammen. Um Mitternacht war die Be-

suchszeit zu Ende, und ein Telefonanruf vom «stol propuskow» mahnte die Säumigen.

Abends kam Martinow direkt vom Bahnhof ins Lux. Er glühte vor Erwartung. Nach der üblichen Propusk-Prozedur stürmte er die Treppe zu dem hofseitigen Zwischenstock hinauf, wo sich die «Obscheshitje», die Wohngemeinschaft der Mädchen, befand, und stürzte in die Arme seiner Katharina.

Was sich nach dem kollektiv eingenommenen Abendessen hinter dem Vorhang dann zu zweit begab, ist nur zu vermuten, nicht verbürgt. Hier klaffte eine Erinnerungslücke bei den Hauptpersonen. Das wird verständlich, wenn man den weiteren Ablauf des Abends bedenkt.

Denn bald – und gegen Mitternacht (zur Propusk-Sperrstunde!) zusehends bedrohlicher – nahm die erwartungsvolle fiebrige Glut des jungen Mannes solche Formen an, dass die erschrockene Katharina die anderen Mädchen zu Hilfe rief: Das wirre Gestammel ihres Romeo, schliesslich Bewusstseinsverlust und völlige Apathie deuteten mehr auf den Ausbruch einer schweren Krankheit hin als auf ein Übermass an Leidenschaft. Das Fieberthermometer zeigte 40 Grad Celsius.

In ihrer Aufregung reagierten die Mädchen nicht auf den mahnenden Telefonanruf vom «stol propuskow». So wurde dort nach Dienstschluss das hinterlegte Personaldokument weggeschlossen, das Fensterchen von innen verriegelt und vermerkt, dass ein Besucher mitsamt dem Propusk oder umgekehrt, ein Propusk mitsamt dem Besucher, abhandengekommen sei.

Tags darauf erst konnte Romeo-Martinow mit Flecktyphus, der gefürchteten, häufig tödlich verlaufenden Infektionskrankheit, den wiedererlangten Militärpass in der Tasche, im Rettungsauto ins Spital gebracht werden. Julia-Katharina ihrerseits eilte reumütig-schuldbewusst zum Kadi.

Es waren gleich mehrere, vom Hauskommandanten Gurewitsch angefangen (dem wir noch oft begegnen werden) bis zur Spitze der Komintern.

Der gegen das Hausgesetz gröblich verstossende, einer Jungkommunistin unwürdige Vorfall schien geeignet, auch deren politische Zuverlässigkeit als Kominternangestellte in Zweifel zu ziehen; obendrein war sie die Sekretärin eines der höchsten Funktionäre.

Hätte Martinow, der Rotarmist, nicht seinem Einsatz gegen den eingedrungenen Feind entgegenfiebern müssen statt einem Mädchen? Hatte er zur Weiterfahrt womöglich nicht die schnellste Verbindung benutzt? Müssten nicht auch die Zimmergenossinnen Katharinas, zu Komplizinnen geworden, unter die Lupe genommen, das heisst «einer kademässigen Behandlung» zugeführt werden?

Dank des Propusk-Systems ballten sich die untersuchenswerten Indizien geradezu zusammen.

Die beiden alteingesessenen Lux-Löwen jedoch, der letzte Generalsekretär der Komintern, Georgi Dimitroff, und das Mitglied des Exekutivkomitees Matyás Rákosi, der künftige Ministerpräsident der ungarischen Volksrepublik, beinharte Bolschewiken also, möchte man meinen, zeigten gute Miene zum Liebesspiel: Sie lachten.

So blieb in einer der Sternstunden seiner Bewährung – prompt und perfekt hatte es funktioniert – dem Propusk-System die Anerkennung von höchster Stelle versagt. Die Liebe ist eben, laut Operettentext, eine Himmelsmacht.

Im Lebensbereich der Ratten und Revolutionäre, auf dem Kampfboden der Politik und der Privilegien, geriet sie zwangsläufig ins Hintertreffen vor der irdischen Übermacht: Die schickte ihre «Organe» unter wechselnden Namen und in immer kürzeren Zeitabständen ins «Ausländerparadies» auf Menschenjagd.

Wehe, wenn der alte Upit, der oft den Nachtdienst ver-

sah, ihnen Halt geboten hätte, weil sie keinen Propusk besaßen! Er wäre ihr erstes Opfer geworden.

So liess er sie stillschweigend den Lift benutzen, die Haupttreppe hinaufgehen. Ob der legendäre Lux-Veteran, der Quasimodo des Hauses, dabei an seinen Rattenknüppel dachte, an seinen nicht wiederzugebenden Mutterflüchen würgte – zu seiner Ehre sei's angenommen.

Nach dem *Grossen Brockhaus*, 15. Auflage 1933, ist die Ratte ein «Seelentier». Und der Volksglauben besage, dass «Ratten den Schiffen Glück, den Häusern Unglück» brächten.

Ankunft und Alltag

Als ich mit meinem Reisegeossen vor dem Hintereingang des Lux aus dem Taxi stieg, wusste ich nichts von Rattenplage, Propusk-System und nächtlichen Heimsuchungen. Bis zu diesem Apriltag 1938 war das Komintern-Hotel für mich nur ein vager Begriff und eine Briefadresse. Bei einigen früheren Aufenthalten in Moskau hatte mich meine sowjetische Dienststelle, für die ich illegal in Hitler-Deutschland arbeitete, in konspirativen Wohnungen untergebracht und mir streng untersagt, das Lux zu betreten. Es galt trotz seiner Abgeschildertheit als gefährliche Einbruchsstelle für gegnerische Geheimdienste, die selbstverständlich alles zu beobachten suchten, was mit der Komintern zusammenhing. Am Kommen und Gehen der Lux-Bewohner und ihrer Besucher dürfte die Gestapo sehr interessiert gewesen sein.

Den Mitarbeitern des militärischen Nachrichtenapparates war es daher streng verboten, sich dort blicken zu lassen, solange sie im Auslandsdienst Verwendung fanden. Wie der Teufel das Weihwasser hatten wir das «Tratschnest Lux» zu meiden. Das war bei meiner Ankunft nicht mehr notwendig. Ich war frei, aller Verpflichtungen gegenüber dem Militärapparat, der IV. Abteilung des Generalstabs, ledig. Stalin hatte 1937 nach dem geheimen Kriegsverfahren gegen Marschall Tuchatschewski und seine des Verrats bezichtigten Mitangeklagten die Rote Armee «geköpft». Dabei fielen auch die Köpfe meiner Vorgesetzten. Seit der Verhaftung meiner bisherigen Chefs, General Bersins und Oberst Uritzkis, gab die Dienststelle kein Lebenszeichen mehr von sich. Keiner konnte mir jetzt

verwehren, im Lux zu wohnen. Georgi Dimitroff, der «Löwe von Leipzig», hatte sich ein Jahr zuvor persönlich beim Militärapparat für meine Freigabe eingesetzt, damit ich mit meinem Mann in Moskau Zusammenleben könne. Nun war es also soweit – die unheimlichen Vorkommnisse hatten es «erleichtert».

Sieben Jahre habe ich im Lux gewohnt, bis zum Kriegsende. Im 6. Stock, Zimmer Nr. 271. Ich teilte es mit meinem Reise- und Kampfgefährten Ernst Fischer – Parteivertreter der Kommunistischen Partei Österreichs, Funktioniär der Komintern unter dem Namen Peter Wieden – richtiger: Er teilte es mit mir. Seit dem VII. Weltkongress 1935 lebte Ernst, von gelegentlichen Auslandsreisen unterbrochen, ständig in diesem Zimmer, wo ich ihn niemals hatte besuchen dürfen und in das er mich nun nach mehrjähriger Trennung heimholte. Heimholte zu sich als seine Frau (seit 1932 waren wir verheiratet) in den Schoss der Komintern, in seinen Kreis der alten und neuen Genossen, die im Lux wohnten oder nicht weit davon im Haus der österreichischen Schutzbündler, Worotnikowski Pereulok Nr. 7/9. In seiner Strohwitwerzeit hatte Ernst fast täglich seine dort wohnenden Brüder Otto und Walter Fischer besucht, und ins «Schutzbundhaus» gingen auch eine Menge Leute aus dem Lux, wenn sie ihr Getto satt hatten und freimütigere Gespräche führen wollten.

Mit den Besonderheiten meines künftigen Domizils wurde ich sofort konfrontiert, während wir die Koffer zum hinteren Lift schleppten: Da stand ein Wächter davor, liess uns nicht einsteigen, und im dunklen Flur roch es nach Mäusen. Ernst musste in den Halbstock zur Hauskommandantur hinaufgehen, wo man ihm, wie er hoffte, seinen Zimmerschlüssel aushändigen würde. (Dass er befürchtete, sein angestammtes Zimmer sei unterdessen von anderen belegt worden, davon sagte er mir nichts.)

«Ich muss dir gleich einen Propusk besorgen lassen, sonst kommst du hier nicht rein und raus», sagte er nur ärgerlich. («Propusk» – das erste Lux-Wort!) Er war überhaupt schon die ganze Taxifahrt vom Leningrader Bahnhof bis ins Lux verstimmt gewesen. Niemand war gekommen, uns abzuholen. Vergeblich hatte er Ausschau gehalten nach einer «kleinen schielenden Person», der Österreicherin Steffi Pollak. Das sonst so verlässliche Faktotum aus dem Komintern-Apparat trabte seit vielen Jahren von Bahnhof zu Bahnhof, um Ankömmlinge ins Lux zu bringen. Wir aber hatten uns, eingezwängt in das schiebende, drängende, rempelnde Menschengewühl, zu dem Taxistand durchboxen und davor Schlange stehen müssen, bevor wir eines ergatterten.

«Sie haben sicher in der Komintern das Telegramm verschlampt . . .»

«In meinem Apparat wäre so etwas nicht passiert!»

Ernst bekam sein trotziges, verschlossenes Gesicht. Er verabscheute diesen Apparat, wie er jeden Apparat verabscheute. Auch den der Komintern, OMS genannt, der sich wieder einmal als «schlampig» erwiesen hatte. Bei ernstesten Anlässen, wenn zum Beispiel «ein Mann ins Land geschickt wurde» – diese Erfahrung hatte er selbst gemacht - und der gefälschte Pass sogar einem halbblinden und ganzblöden Grenzbeamten verdächtig erscheinen musste, gebrauchte Ernst weit schärfere Ausdrücke: «gewissenlos» und «verbrecherisch».

Im hinaufumpelnden Lift überfiel mich Bangigkeit. Mir wurde bewusst, dass ich von nun an mit Haut und Haaren von der Komintern abhängen würde. Ich habe jede Selbständigkeit verloren, dachte ich, die abenteuerliche und gefährliche Arbeit, die ich in Nazideutschland für die «Vier-te» zu leisten gehabt hatte. Locker an der langen Leine gehalten, ohne Bevormundung, aber auch ohne Schutz.

Sogleich beim Dienstantritt 1934/35 war mir gesagt wor-

den: «Du bist allein auf dich gestellt. Wenn du hochgehst, werden wir dich verleugnen.»

«Bleibt der Lift manchmal stecken?» fragte ich Ernst. Mein Kopf lag in Brusthöhe an seinem Pullover, und ich hörte sein Herz schlagen.

«Dann hängen sie unten einen Zettel dran ‚nje rabo-taet‘.»

«Was heisst das?»

«Er arbeitet nicht’.»

Ich musste lachen, stieg lachend aus dem Lift und begegnete als erstem Menschen im halbdunklen Korridor einer jungen Frau mit einer schwarzen Katze im Arm.

«Das ist Lotte Funk», sagte Ernst. «Du weisst, die Frau von meinem Freund Kurt Funk.» (Dass der deutsche Komintern-Angestellte Kurt Funk in Wahrheit Herbert Wehner hiess, erfuhr ich erst, nachdem das Lux schon längst zum Hotel Zentral geworden und Wehner in der Bundesrepublik Deutschland ein vielbeachteter sozialdemokratischer Politiker war.)

«Wir kommen abends gleich zu euch rüber», rief Ernst der jungen Frau nach, bevor sie scheu und schnell, ohne mich zu begrüssen, schräg gegenüber hinter einer Zimmertür verschwand.

Einmal um die Ecke herum, wiederum ein langer Korridor, dunkler als der vor dem Lift. Tür Nr. 271.

Ein enger Vorraum mit Waschbecken, Kleiderablage und Wandschrank. Das Zimmer geräumig, hell, freundlich möbliert. Zwei Bettcouchen, blau überzogen, übers Eck gestellt. Davor ein kleiner viereckiger Tisch und zwei niedrige, blau gepolsterte Armsessel. An der Wand gegenüber ein kleiner runder Tisch mit zwei ebensolchen Polstersesseln: die Sitzecke. Anschliessend vor einem der beiden Fenster der Schreibtisch. Darauf ein Telefon, eine Stehlampe und offenbar unberührte Stösse von Manuskriptmappen. An beiden Wänden hängende Bücheretagen:

Marx, Engels, Lenin, Stalin und noch einige Bücher. Zeitschriften? *Die Kommunistische Internationale*, grau, in mehreren Sprachen. Alle Möbel aus hell furnierter Buche. Zwei grosse Fenster, von ungebleichten, grobleinenen Vorhängen eingerahmt. Dahinter zartgrünblauer Moskauer Himmel und, wenn man die Augen etwas senkte, eine kaum von Fenstern unterbrochene, entfernt aufragende glatte Hauswand. Senkte man die Augen ganz tief, der Hof. Das einstöckige Haus in der Mitte, rundum zweikutschwagenbreites Hofgelände, mit Kellereingängen und Stiegenaufgängen zu irgendwelchen Behausungen: der NEP-Flügel.

Hunderte von Motten schwirrten auf, als ich im Vorraum unsere Sachen in den Wandschrank einschichtete, die Kleider aufhängte, die Schuhe in die untersten, dafür bestimmten Kästchen verstaute. Sie hatten sich in dem blauen Bademantel, der an der Kleiderablage hing, eingenistet und waren nun zu ihrem fliegenden Leben erwacht. (Unsere verlassene Prager Emigranten-Garçonnière werden sie nicht heimsuchen: dort hatte ich vor unserer Abreise Mottenkugeln ausgestreut. Nach der Besetzung Prags 1939 fanden die einziehenden Gestapo-Beamten eine wohlaufgeräumte, saubere Bleibe vor, die sie bei ihrem überstürzten Auszug 1945 nicht einmal ganz ausraubten.)

«Wer wohnt nebenan?» fragte ich Ernst, der an seinem Schreibtisch sass, rasch, wie suchend, die Manuskriptmappen durchblättert und dann mit irgendwem telefonierte. Ich muss gleich die russischen Zahlen lernen, damit ich der Telefonzentrale die gewünschte Nummer nennen kann, sonst bin ich ganz abgeschnitten von den Genossen draussen, flog mir durch den Kopf.

«Links war da ein Chinese, der Parteivertreter Wan Min», sagte der Ernst. «Er lebte mit zwei Frauen zusammen, die angeblich Schwestern waren, dem haben sie deswegen ein Parteiverfahren angehängt. Er behauptete zwar,

es wäre in China üblich, Schwestern zu heiraten, aber die Russen hielten das für unmoralisch und haben ihn rausgesetzt. Wer jetzt drin wohnt, weiss ich nicht. Rechts ist die Küche.»

«Hört man durch die Wände?»

«Nein. Nur vom Gang herein.»

Ich werde zur Abdichtung zwischen Vorraum und Zimmer einen Vorhang anbringen, nahm ich mir vor. Und tat es später auch; es war ein schweres, turkmenisches Gewebe, das uns vor Horchern an der Tür und den leichten Schlaf von Ernst vor Korridorgeräuschen schützte.

Die illegale Arbeit im Feindesland hatte mir solche (und andere) Vorsichtsmassnahmen beigebracht. Wann immer ich in einen neuen Ort kam, ein fremdes Zimmer bezog, suchte ich zunächst die unmittelbare Umgebung abzuschnuppeln, wie es die Katzen tun, um dann in immer weiteren Kreisen den künftigen Lebensbereich zu umrunden.

Gleich darauf stürzte der zweite mir zu Gesicht kommende Lux-Mensch ins Zimmer – die «kleine schielende Person» Steffi Pollak. Ihr war tatsächlich unsere Ankunft zu spät mitgeteilt worden, so dass sie mit der «Maschine» (russische Bezeichnung für Auto) den Bahnhof nicht rechtzeitig erreicht hatte.

Ernst begrüßte sie mit sichtlichem Aufatmen. Viel später erst gestand er mir, dass er geglaubt habe, auch sie sei in der Zwischenzeit verhaftet worden. Der letzte Schauprozess gegen Bucharin und Konsorten war erst einen Monat zuvor über die Bühne gegangen. Am 13. März, am Tag des Einmarsches der Hitler-Truppen in Österreich, wurden die Todesurteile gefällt, und Bucharin sagte in seinem Schlusswort: «Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.»

Der Prozess, von dem wir in Prag gehört hatten, bewegte uns kaum. Uns lag das Schicksal Österreichs näher, die Okkupation unserer Heimat.

Steffi musterte mich neugierig. «Das ist also deine Frau . . .»

Ich spürte, dass sie mich mit einer anderen Frau verglich, die Ernst im Lux gefunden und mit der er ein Kind hatte. Der Bub musste jetzt etwas über ein Jahr alt sein. Ich werde Edith Bergmann, Redaktionssekretärin der Zeitschrift *Internationale Literatur*, an dem Schlafrock aus Seidenflanelle erkennen, den ich einmal für sie in Prag kaufte: auf schwarzem Grund grosse rote und gelbe Rosenblüten. «Der wird gut zu ihr passen . . .», hatte Ernst gesagt, als er ihn in seinen Koffer legte. Wir hatten uns nach kurzem Wiedersehen erneut trennen müssen. Er fuhr nach Moskau zurück – ich nach Berlin. Er zu den früheren Schauprozessen – ich (vielleicht) in den Tod. Gehenkt oder erschossen. Als «Sowjetspionin».

Steffi Pollak übergab Ernst seinen Kominternausweis, nahm uns die Pässe ab und versprach, mir sofort einen Lux-Propusk zu besorgen. «Auf welchen Namen soll ich ihn ausstellen lassen? Doch nicht Ruth Fischer?» lachte sie vielsagend, meinen alten österreichischen Reisepass durchblättern, der nach der Eingliederung Österreichs ins Grossdeutsche Reich ungültig geworden war.

Mir gab es bei diesem Namen wie immer einen Stich: Ruth Fischer – die berühmte deutsche Trotzkin, Abtrünnige der deutschen Partei, verfemt von der Komintern. Mit ihr verwechselt zu werden, hatte mich schon bisher manche angstvolle Stunde gekostet. «Ruth Wieden, natürlich. Du willst doch deinen Vornamen behalten, Bull?» Ich nickte: «Klar.»

«Pass auf, sie ist eine schreckliche Tratsch'n!» warnte er mich, nachdem sie das Zimmer verlassen hatte.

Den Eindruck hatte mir ihr Wortschwall gleich beim Eintritt auch gemacht, und zusätzlich den einer Zimmervermieterin, die, gewitzigt von schlechten Erfahrungen, Neuankömmlinge zu taxieren pflegt. Hinter der Brille war

das rechte Auge flink umhergeschweift, das linke blickte starr geradeaus.

«Sie schielt nicht», sagte ich zu Ernst. «Sie hat ein Glasauge.»

Er war erstaunt.

«Hast du nie bemerkt, dass sie ihre Brille einfach umdreht, wenn sie etwas lesen will? Vor dem Glasauge steckt das Leseglas für Weitsichtige.»

Wir lachten. (In den kommenden Jahren lernte ich dann die menschlichen Qualitäten unserer guten alten Steffi Polak sehr schätzen, ihre Hilfsbereitschaft und – Verschwiegenheit.

Sie war die unscheinbare Mutter eines nach dem Krieg in der Sowjetunion und international durch diplomatische Missionen bekanntgewordenen Sohnes, des zeitweise stellvertretenden Chefredakteurs der *Iswestija*, Poljanow.)

Abends gingen wir ins Schutzbundhaus, wo Otto, jüngster der Fischerbrüder, schon darauf brannte, politische Einzelheiten über die Vorgeschichte des Einmarsches und über die Stellung der Partei dazu zu erfahren. Wieder ins Lux zurückgekehrt, machten wir noch einen Sprung zu Lotte und Kurt Funk. Gesprächsthema: das gleiche wie im Schutzbundhaus.

An diesem Ankunftsabend sah ich zum erstenmal den Mann, den ich dreissig Jahre später in meinen eigenen Lebenserinnerungen beschrieb – noch immer ohne Kurt Funks politische Vergangenheit zu kennen und das, was wirklich hinter der hohen, weissen Stirn vor sich ging. Ich gab einfach meinen Eindruck wieder, der sich in den drei Jahren Zusammenlebens unter einem Dach verfestigt hatte.

«Gross, blond und sehr blass, als hätte er lang im Gefängnis gesessen, ging er abends nach der Arbeit in der Komintern mit herausfordernd-festem Schritt, die Pfeife im

Mund, eine schäbige graue Mütze auf dem Kopf, durch den langen Korridor in der obersten Lux-Etage zu seinem Zimmer hin, wo seine Frau mit der grossen Kaffeekanne schon auf ihn wartete wie ein braves Hausmütterchen. Der einfenstrige (winzige) Raum, durchzogen von Pfeifenrauch, Kaffeedunst und Katzengeruch, mit Büchern bis zur halben Decke hinauf vollgestopft, bot zwar wenig Platz für Besucher, doch hier war eine Oase, wo das offene menschliche Wort unter Genossen vorherrschte, die sich nicht ununterbrochen als ‚Funktionäre‘ gebärdeten. Hier gab es sarkastischen Witz, unkonventionelles Denken, Mut zu Zweifeln – auch zur Verzweiflung. Die Lauscher an der Wand fürchtete Kurt Funk ebensowenig wie die Ungnade seiner Parteiführung. Er verabscheute Walter Ulbricht, den Nur-Taktiker und selbstsicheren Rechthaber, und nannte ihn stets ‚Wulbricht‘, um dessen geistige und menschliche Grobschlächtigkeit zu charakterisieren.» (Eine typisch Wehnersche Wortschöpfung: Durch die Zusammenziehung des ersten Buchstabens des Vornamens mit dem Nachnamen erreicht er eine zugleich komische wie abschätzige Wirkung.)

«Für mich war Funk ein ganz neuer Menschentyp: ein Mann aus der Arbeiterklasse mit der Geistesbildung und Sensibilität eines Intellektuellen.»

Funk litt an Deutschland, am Unglück des deutschen Volkes . . . Wohl kaum einer von den anderen deutschen Komintern-Funktionären ist so von Skrupeln, Grübeleien und Verbitterung behelligt gewesen wie dieser unglückliche Kurt Funk, der sich hinter seinen Büchern verkroch und ein schlechtes Gewissen hatte, weil seine Genossen in Hitler-Deutschland unterdessen abgefangen wurden wie die Hasen.

Wie lange das Absteigquartier der Komintern und seine Bewohner Geheimnisse zu bewahren wussten, enthüllte sich mir am Beispiel von Kurt Funk erst Jahrzehnte da-

nach. Da schenkte mir der Fraktionsvorsitzende der SPD Herbert Wehner nach einem langen nächtlichen Gespräch über die alten Lux-Zeiten in seinem kleinen Godesberger Siedlungshaus die berühmte «graue Mappe», gleichsam zum Austausch gegen mein Buch.

Auf 216 Schreibmaschinenseiten enthält sie die Niederschrift («Notizen») der Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen des einstigen Lux-Genossen bis zu dem Zeitabschnitt, da sein innerer und politischer Wandlungsprozess einer Klarstellung bedurfte. Am 23. Mai 1946 begonnen, am 23. Juli 1946 den Schlusspunkt bildend, weisen die letzten Sätze – das Bekenntnis, ein «einfaches Leben» führen zu wollen, «ein Leben, in dem das Streben bestimmend ist, nicht Kluft noch Widerspruch zwischen dem als Wahrheit Erkannten und dem eigenen Tun entstehen zu lassen» – auf den Weg hin, den Herbert Wehner künftig beschreiten wollte.

Nur auszugsweise publiziert, gehört die «graue Mappe» nicht bloss zu meinen kostbarsten menschlichen Dokumenten. Auch die dunkelste Geschichtsperiode des Hauses wurde durch die «Notizen» um viele unbekannte Einzelheiten und Zusammenhänge aufgehell.

Ernst Fischer, der Kurt Funk aus gemeinsamer Arbeit in der Komintern kannte, ihn für «hochbegabt», aber für einen «launenhaften Genossen» hielt – wusste er, dass sein Freund, 1937 aus Paris nach Moskau zitiert, einer 42 Fragen enthaltenden peinlichen Parteiuntersuchung unterworfen worden war? Im Wesentlichen ging es darum, allseitig die Frage zu klären, unter welchen Umständen der Parteiführer Ernst Thälmann in die Hände der Nazis gefallen war. Ob durch Verrat oder eigenes Verschulden. Wusste er, dass Kurt Funk zweimal nachts (zuletzt im Dezember 1937) von den «Organen» in die Lubjanka, die berühmte NKWD-Zentrale, gebracht und dort verhört worden war? Aber Funk hatte beide Male das Glück, am

nächsten Morgen wieder ins Lux entlassen zu werden. Was mürrische Laune und zeitweilige unverständliche Wortkargheit schien, war wohl eine Folge solcher Erlebnisse, die anderen, darunter auch Ernst und mir, erspart blieben und daher die heitere Unbefangenheit nicht minderten, an die sich später ein Franzose erinnerte, Pierre Allard, der schrieb:

«Unter den Österreichern war Ernst Fischer die bemerkenswerteste Persönlichkeit, ein wenig Aussenseiter, obwohl er in der Abteilung von ‚Manu‘ [Manuilski], zusammen mit dem Ungarn Gero, arbeitete. Er hatte immer den Kopf in den Wolken und sagte niemandem ‚guten Tag‘. Er war ehemals die rechte Hand von Otto Bauer, der nach der Niederschlagung der Arbeiterrevolte im Jahr 1934 [Schutzbundaufstand] Wien verlassen musste. Ernst Fischer, von dem man heute [1973] ‚dass er den Glauben an Moskau verloren hat‘, war gross, blond und hatte einen kleinen Vogelkopf. Er war sehr fröhlich, sprach Französisch und suchte immer die Gesellschaft der Franzosen. Immer war er von seiner Frau begleitet, von der es hiess, dass sie aristokratischer Herkunft sei, und die ich persönlich ganz reizend und charmant fand. Auch sie sprach Französisch, sogar besser als ihr Mann. Dieser kultivierte Österreicher machte mir den Eindruck eines Mannes, der eine Meinung vertritt, gegebenenfalls aber auch die gegenteilige Meinung vertreten könnte: Es war ein Spiel für ihn, den begabten und hochintelligenten Intellektuellen.»

Von dem Paar, das 1938 das Quartier Nr. 271 teilte, wussten von Anfang an eine Menge Leute im Lux, dass es aus der Sozialdemokratie kam und dass seine politische Vergangenheit nicht mit der Geschichte der Komintern verknüpft war. Eine Ausnahmestellung, die auch einen Kurt Funk und seine Frau Lotte, vertraut mit Konspiration, mit Gruppenintrigen, Missgunst und Häme unter ihren Genossen, veranlasst haben mag, sich zu einer Paar-

freundschaft bereitzufinden. Sie hatten erlebt, dass die Solidarität, einst höchste Errungenschaft der Arbeiterbewegung, geübt und bewährt in zahllosen Kämpfen, besungen aus Hunderttausenden von Kehlen im Lied von Hanns Eisler, seit geraumer Zeit zu den grossen Illusionen gehörte.

Wir waren nicht vom «Spaltpilz» befallen, der virulenter denn je in alle Organismen eindrang, in den Organismus jedes Einzelnen, und das Freund-Feind-Bild bis zur Unkenntlichkeit verrückte. Ich hielt noch jeden, dem ich anfangs auf dem Korridor oder in der Küche begegnete, für einen «normalen» Genossen.

In ihrem Hirn Schizophrenie, «Spaltungsirresein», zu vermuten, jene krankhafte Störung des Geisteszustandes, wo einander widersprechende Zwangsvorstellungen scheinbar gutnachbarlich das Denken beherrschen – das wäre mir, dem Neuling, nicht sogleich in den Sinn gekommen. Und doch war es so: Wie anders konnte man sich den Verlauf einer Komintern-Parteiversammlung erklären, zu der Ernst Fischer unbedingt gehen musste, wollte er sich nicht nach dem Bucharin-Prozess dem Verdacht der Interesselosigkeit aussetzen, als mit schizophrenem Verhalten? Da stand ein zitternder Genosse am Pranger und musste über sein ganzes bisheriges Tun und Lassen, über seine Herkunft und Parteitätigkeit Aussagen machen – wohl wissend, dass seine Beteuerungen, trotz mancher Verirrungen im Gestrüpp der Fraktionskämpfe ein treuer Genosse gewesen zu sein, von den Anwesenden bestätigt werden konnten. Aber wer meldete sich zu Wort? Die Zeugen der Verteidigung schwiegen. Die Zeugen der Anklage hingen wussten, dass sein Ausschluss aus der nicht mehr solidarischen Genossengemeinschaft schon beschlossene Sache war, zeigten auf und wiesen auf dies und jenes hin, was den am Pranger Stehenden noch mehr belastete. Gegen ihre eigene Überzeugung gebrauchten sie Worte (eingeflüstert

von der Angst), die früher einmal nur den wirklichen Feinden galten. Der Spaltpilz bewirkte aber nicht nur in den Köpfen Schizophrenie, sondern auch in den Gedärmen Durchfälle. Auffällig oft nach solchen Parteiversammlungen schwappten die Klos im Lux davon über. Die Köpfe allerdings entledigten sich nicht so schnell der Exkreme wie die Eingeweide. Eingeschlossen in das Schädelgewölbe, verpesteten sie weiterhin das Hirn: Missgunst, Misstrauen, Heuchelei und Liebedienerei und was sonst noch auf solchem Dung gedeiht, nur die Solidarität nicht, die braucht anderen Humus: ganz allgemein – die Brüderlichkeit. Ein Lux-fremdes Wort, ebenso wie das Wort Glück, das Wort Fairness, das Wort «Ritterlichkeit». Dies Wort nämlich gebrauchte einmal Alfred Kurella, der deutsche Schriftsteller und Gehilfe von Bela Kun, bei solcher Gelegenheit und erntete einen Sturm der Entrüstung, weil er es einem «feindlichen» Wortschatz entlehnte. Der falsche Zungenschlag wurde ihm jahrelang vorgeworfen.

So war es auch ein recht zwiespältiges Glück, aus der Lubjanka in die fragwürdige Freiheit des Lux zurückzukehren. Wem es widerfuhr, erschien es klüger, darüber zu schweigen. Die mit Verdächtigungen jeder, auch absurdesten, Art geschwängerte Atmosphäre gebot Vorsicht. Wie leicht konnten da Gerüchte entstehen, ob sich der Glückhabende nicht losgekauft hatte, indem er andere ins Unglück stürzte? Gab es da nicht vielleicht eine hastige Unterschrift unter ein Papierchen, für die NKWD-Organen von nun an «Informationen» über Genossen zu liefern? Ja, wie konnte, wie durfte es überhaupt geschehen, dass einer in solch strengen Zeiten, da es so viele schuldlose Unglückliche gab, «Glück hatte»? Nach der offiziellen Maxime allerdings war es umgekehrt: Die Schuld wurde dem Unglücklichen angelastet.

Mithin bekam eigentlich der Schizophrene recht, des-

sen widerspruchsvolle, gespaltene Vorstellungswelt mehr der wahren Wirklichkeit entsprach als die beharrlich verteidigte, ungespaltene Vorstellungswelt des revolutionären Marxisten von ehemals, für den Bertolt Brecht das Wort schrieb: «Der Kommunismus ist das Vernünftigste . . .»

Sichtlich hielten es die meisten Luxianer im jetzigen «Vorstadium» des – verheissenen und verheissenden – Kommunismus für das Vernünftigste, zu schweigen.

Welche Bewandnis es mit dem NEP-Flügel hatte und welche Vorteile ein hofseitig gelegenes Zimmer bot, nicht nur wegen des geringeren Lärms, sagte mir keiner: todsichere Chancen für Selbstmörder! Noch in der letzten Minute ihres Lebens nahmen sie diszipliniert Bedacht auf die Würde des Hauses, auf das geschändete Ansehen der Komintern, und stürzten sich lieber in die Tiefe des Hofes als auf den Gehsteig der Gorkowo oder der Seitengasse, wo der aufklatschende Körper doch einiges Aufsehen erregt hätte. Dass es überhaupt Selbstmorde in der Zeit gab, da Stalins eiserner Besen durch das Haus fegte, auch darüber wurde nicht gesprochen. Vielleicht wussten es nicht einmal die Zimmernachbarn, die nur tags darauf das Siegel an der Tür bemerkten – das unheilvolle Zeichen einer nächtlich erfolgten Verhaftung oder der Bergung der Leiche des Bewohners.

Als sich 1933 der Pole Leon Purmann das Leben nahm, erweckte der tragische Fall wenigstens noch allgemeine Bestürzung, und die Kunde davon drang bis ins Ausland. Aber jetzt? Da musste es schon ein sehr eklatanter Fall sein, der sich einfach nicht gänzlich vertuschen liess.

Vom Fenstersturz des finnischen KP-Führers Antikainen, der nach dem Russisch-Finnischen Krieg 1940 aus jahrelanger Gefängnishaft freikam und in die Sowjetunion ausreisen durfte, sah ich trotz eiligst frischgeschrubbter Hoffläche noch blutige Knochensplitter und rosagefärbte

Wasserlachen, als ich zufällig den Hof betrat, um Sägespäne für unsere Katzenkiste zu holen.

Zuerst wurde überhaupt bestritten, dass der Mann Antikainen war. Dann hiess es, er habe nach einem Alkoholexzess das Gleichgewicht verloren. Wenig später sickerte die Wahrheit durch – amalgamiert mit Lüge: Er habe sich der bevorstehenden Verhaftung entziehen wollen – «weil er sich wahrscheinlich schuldig fühlte».

Wessen sollte Antikainen sich eigentlich schuldig gefühlt haben? Warum fürchtete er eine Verhaftung? Hatte doch der VII. Weltkongress 1935 Gedenken der eingekerkerten Opfer des Faschismus auch mehrmals seinen Namen unter den ersten genannt, die es zu retten gelte. «Kampfgefährten! Waffengefährten! Wir haben euch nicht vergessen! Wir sind mit euch! Jede Stunde unseres Lebens, jeden Tropfen unseres Blutes wollen wir hergeben für eure Befreiung . . .» Was dachte wohl jetzt Dimitroff, der damalige Redner, über die Schauergeschichten aus dem Lux? «Der Alte ist verändert», sagte mir einmal Ernst. «Man kommt kaum mehr zu ihm durch.»

Wie Selbstmörder es in der kalten Jahreszeit bewerkstelligten, ihren tödlichen Entschluss in die Tat umzusetzen, blieb ihr Geheimnis. Anfangs Oktober wurden auch im Lux nach altrussischem Brauch zum Wärmeschutz die Innenfenster verkittet, so dass sie sich bis zum Frühjahr nicht mehr öffnen liessen. Nur ein kleines, in die Oberlichte eingepasstes Doppelfensterchen, die sogenannte «Fortitschka», konnte zu Lüftungszwecken geöffnet werden. Bedachte man, dass der Winter 1937/38 besonders streng und grausam war, mochte manches Vorhaben der (ohnehin) Todeskandidaten an drei Hindernissen gescheitert sein: am Fensterkitt, an der ungünstigen Lage des Zimmers zur Strassenfront hin und an der ethischen, jedem wahren Kommunisten (und Christen) innewohnenden Barriere gegen den Freitod. Des einen Leben gehört der Partei, nur

sie darf es ihm nach unerforschlichem Ratschluss nehmen – des anderen Leben gehört Gott, und nur Er darf es ihm nach Seinem unerforschlichen Ratschluss nehmen.

Unser hofseitig gelegenes Zimmer bot mir einen ganz anderen Vorteil: Wenn unsere bald eingezogene Katze Junge warf (sie tat es meistens in meinem Bett), liess ich ihr nur eines und schmiss die blinden Neugeborenen, nicht grösser als ein Daumen, aus dem Fenster in den Hof hinunter. Ich fand diese Art der Vernichtung jungen Katzenlebens tierfreundlicher als die übliche Methode anderer Katzenbesitzer, die den Nachwuchs ihrer Lieblinge kurzerhand in die Klomuscheln warfen. Die waren meistens so verstopft, dass der nachspülende Wasserstrahl selten seine Wirkung tat. Dann musste die einzige Klobürste für die drei von hölzernen Trennwänden abgeteilten Örtchen zu Hilfe genommen werden, um das Ersäufen zu bewerkstelligen.

Das Klothema hatte neben dem günstiger Einkaufsmöglichkeiten vorrangige Bedeutung in den Küchengesprächen. Im ganzen Haus waren die – überdies viel zu wenigen – Klos nicht nach Männern und Frauen getrennt. Das verursachte einige Probleme. Frauen, die den Kloraum betreten und aus gewissen Anzeichen schlossen, dass sich in einem der Kämmerchen ein Mann befand, gingen rasch wieder auf den Korridor hinaus und dort auf und ab, bis die Luft wieder rein war. Männer, weniger zimperlich, gingen, falls sie eine Frau oder gar mehrere auf dem verschwiegenen Örtchen vermuteten, in ihr Zimmer zurück, das, wie schon gesagt, eine Waschmuschel aufwies. Bei Durchfällen allerdings wurde die Sache prekär. Da rannte man in die unteren bzw. oberen Etagen, um einen unbesetzten Kloraum zu finden. Mein Jugendfreund Fritz Glaubauf, den ich zu meinem freudigen Erstaunen gleich nach unserer Ankunft als alteingesessenen Lux-Bewohner wiederfand, hatte die Gewohnheit, das erhabene Gebäude

von unten bis oben nach einem sauberen Klo abzusuchen – eine Rarität, denn sie wurden nur einmal, frühmorgens, gereinigt. In der sechsten Etage, in unserer, gab es das vielgerühmte «schöne Klo». Nicht weil es immer sauber gewesen wäre, aber es gestattete, am Ende des Kurt-Funk-Korridors gelegen, eine prachtvolle Aussicht über das Häusermeer von Moskau.

Nach Klopapier Ausschau zu halten, war in neunundneunzig von hundert Fällen vergeblich. Die sehnlichst herbeigewünschten kleinen grauen Rollen waren Mangelware. Gab es sie alle Jubelmonate einmal in einem der jenseits der Boulevards gelegenen Magazine (wie die Ladengeschäfte heissen), dann ging die frohe Botschaft sogleich von Mund zu Mund, und im Nu bildete sich eine Schlange – fast so lang wie die vor dem Mausoleum Lenins. Klopapier herbeizubaubern, gelang also auch dem Dienstleistungsbetrieb Lux nicht. Genossen, denen es in der Komintern vergönnt war, auf Feinpapier gedruckte, aus dem Ausland eingeführte Broschüren und Zeitschriften zu ergattern, hatten es da leichter. Waren sie grossmütiger Natur, profitierten davon sogar ihre gelegentlichen Besucher.

Ebenfalls befremdend für den aus westlichen Zivilisationsländern ankommenden Neuling war die Absenz des gewohnten Sitzes – der «Brille». Nach russischen Hygienebegriffen bedurfte die Kehrseite des Menschen ihrer nicht. Im Gegenteil: die Brille wurde quasi der Schädlingstätigkeit bezichtigt, als Überträger von Darminfektionen. Sicher zu Recht. Das machte einem die gymnastische Übung der «freien Hocke» notgedrungen zur Gesundheitspflicht. Trotzdem grassierte zu allen Zeiten auch im solcherart sanitärgeschützten Ausländerparadies die «Ausländerkrankheit». Kaum einer blieb von den besagten Darminfektionen, oft von hohem Fieber begleitet, verschont. Die Leute, die sich den Kopf über die Weltrevolution zerbrachen, scheiterten an den Klosetts.

Weniger einleuchtend als das Fehlen der «Brille» war das Fehlen des Abflusstöpsels in der Waschmuschel. «Saubere Leute waschen sich nur unter fliessendem Wasser», wurde mir erklärt. Da es aber nur kalt aus dem Hahn floss, saubere Menschen doch manchmal das Bedürfnis haben, sich mit warmem Wasser zu waschen, und ausserdem die Muschel allen möglichen Zwecken dienen musste – dem Geschirrspülen, dem Einweichen der kleinen Wäsche, dem Kühlhalten von Milch und anderen Getränken –, liess ich mir einen Stöpsel von meinem Schutzbündlerfreund Toni Schöber anfertigen, der noch verschont von der anderen Ausländerkrankheit, der Verhaftung, im Stalinsawod arbeitete und nach dem Hitler-Stalin-Pakt Richtung Heimat abgeschoben wurde.

Wie die Mütter kleiner Kinder ohne einen solchen Stöpsel und sonstige häusliche Behelfe auskamen, erlebte man in der Gemeinschaftsküche. Die überkochenden Windel- und Waschtöpfe neben Bratkartoffeln und Spiegelei, Fleischlaibchen und Omelettes gaben dem Essen eine besondere Würze, verstellten dem bescheidenen Teekessel seinen russisch angestammten Platz auf der Gasflamme.

Wir benutzten daher in fast allen Zimmern der oberen Etagen, wo es keine komfortablen, mit Kochnische, eigenem Klo und Duschaum ausgestatteten «Bonzen»-Appartements gab, einen Elektrokocher, ein Gerät, das wegen des erhöhten Stromverbrauchs verboten, dennoch nicht auszurotten war. Die Heizwirkung dieser illegalen «Plitka» besorgte eine offenliegende, sehr kurzlebige Spirale, die andauernd durchbrannte. Technisch ambitionierte Leute wie ich flickten sie selber.

Bei solcher Gelegenheit legte ich eines Abends das gesamte Lux in tiefes Dunkel: Beim Anstecken des Flickwerks brannte zuerst die Sicherung im Schaltkasten auf der Hintertreppe durch, dann, als ich mit einem Schraubenschlüssel versuchte, die betreffende Sicherung zu finden,

der ganze Schaltkasten. Funkensprühend brannte er plötzlich lichterloh! Verursachte Stromausfall auf mehreren Etagen.

Mir fuhr tödlicher Schrecken in die Glieder: Sie werden mich wegen Sabotage verhaften! Dem Hitler bin ich entkommen, dem Köpferollen in der Roten Armee, und jetzt erwischt's mich wegen einer bodenlosen Leichtfertigkeit! Ich schlich an der Wand entlang, unbemerkt von den aus ihren Zimmern stürzenden Leuten, in unser Quartier zurück und dachte – keineswegs den Titel von Lenins berühmter Schrift im Sinn «Was tun?» –, zuerst einmal weg mit der Plitka! Ich versteckte sie – die Hände zitterten mir dabei – in den hintersten Winkel der Schuhkästchen und baute davor unsere Skischuhe auf. «Bei einer Zimmerdurchsuchung werden sie das Corpus delicti schwerlich finden» – der Gedanke beruhigte mich etwas. Dann ging ich auf den Korridor hinaus und gesellte mich zu den anderen, harmlos-erstauntfragend: «Was ist denn los? Bei uns brennt kein Licht.» Nach langem, immer noch herzklopfendem Warten kam schliesslich der Hauselektriker mit einer Taschenlampe, fummelte schimpfend an dem Schaltkasten auf der Hintertreppe herum, und bald darauf wurde es Licht.

Als einzige Folge meines Sabotageaktes verfügte die Hausverwaltung, «die Türen der Hintertreppen müssten von nun ab immer verschlossen bleiben».

Das Jahr 1938, Stalins Freund Berija war nun Chef der NKWD, zeigte sich scheinbar milder gestimmt als sein Vorgänger, das Jahr 1937.

Der Hotelbetrieb Lux hatte neben seinen Besonderheiten freilich auch echte Meriten. An erster Stelle muss hier die Poliklinik gerühmt werden, die sich im hinteren Halbstock befand und einen hervorragenden, unermüdlichen Chefarzt hatte: Dr. Scharfmann. Der schweigsame, stets gedul-

dige und hilfsbereite Jünger des Hippokrates liess sich notfalls auch nachts herbeirufen, verabreichte die neuesten (auch ausländischen) Medikamente und betreute seine Patienten wie ein stiller Freund, der wusste, dass sie, generell von Unheil bedroht, nicht nur einfach im Augenblick krank waren. Zuständig für Einweisungen in ein Spital, schickte er, auf eigene Verantwortung die hierarchische Ordnung durchbrechend, schwerere Fälle in die «Krem-lowka», auch wenn der betreffende Patient nicht zu der Kategorie von «verdienten» Genossen gehörte, die einen legalen Anspruch darauf hatten, im Regierungsspital behandelt zu werden.

Der Hausarzt Dr. Scharfmann konzentrierte wohl als einziger Mensch das Vertrauen aller Inwohner auf seine Person und die Besorgnis, es werde auch ihn eines Tages nicht mehr geben. (Diese Sorge war unbegründet: Er blieb dem Lux bis zu dessen Umwandlung in das Intouristhotel Zentral erhalten.)

Im unteren Zwischenstock gab es einen Dusch- und Baderaum mit sechs Wannen. Für ein Haus, das zeitweise über 600 Personen beherbergte, demnach keine allzu grosse Reinigungsmöglichkeit. Zum Unterschied von den Klos war die Benutzung nach Geschlechtern getrennt, allerdings abgabepflichtig: man brauchte einen «Bade-Talon». In den Frühzeiten soll es dort recht lustig zugegangen sein. Alleinstehende Herren nahmen die Dienste der «Badwaschlerin» – ein kräftiges, schönes Weib aus der Ukraine – fürs Buckelreiben (und sonstiges) in Anspruch. Als bester Kopfwäscher erlangte Mátyás Rákosi einen gewissen Ruhm, den er später als Herr über das volksdemokratische Ungarn dadurch festigte, dass er seine eigenen Genossen in die gleichen Horthyschen Gefängnisse werfen liess, in denen er selbst mehr als zwölf Jahre verbracht hatte.

Manche von den badenden Herren machten sich den Spass, über den Männertermin hinaus in der Wanne sitzen

zu bleiben; wenn dann die hereinkommenden Mädchen ahnungslos ihr Striptease vollzogen, aufkreischend den säumigen Badegast entdeckten, bekamen sie (wahrscheinlich in sprachlichen Variationen) öfter zu hören, was für den Polen Walecki und für Georgi Dimitroff (den damals ein riesiger schwarzer Bart zierte) als verbürgt kolportiert wurde: «Seid nicht albern – lasst uns doch auch mal was Hübsches sehen. Was ist schon dabei!» (Katholische Internatszöglinge im kapitalistischen Österreich erinnerten sich ähnlicher Erlebnisse: Da drang ein Geistlicher mit Vorliebe in den Waschraum seiner Mädchengruppe ein und beruhigte die Auf kreischenden mit den Worten: «Tut's euch nix an, i bin eh nur a Pfarrer!») Atheisten und Christen haben eben gelegentlich die gleichen menschlichen Bedürfnisse.

Einen Kindergarten hat es zu allen Zeiten im Haus gegeben, zuletzt im Halbstock der obersten Etage, mit eigener Küche und geschultem Personal. Ein sauberer und fröhlicher Aufenthaltsort für die jeweils jüngste Generation der Lux-Bewohner, die schon frühzeitig zur Konspiration erzogen wurde: Die Kinder nannten meist nur ihren Vornamen und verschwiegen die Familien- bzw. Decknamen ihrer häufig abwesenden Eltern. Als die Mutter einer kleinen «Lisa» eines Tages ihr Kind abholte, sah die österreichische Kindergärtnerin Mia Spitz zu ihrem Erstaunen, dass sie monatelang die Tochter ihres eigenen Parteiführers Johann Kopenig betreut hatte. Die Betreuung eines anderen Kindes, dessen Vatersnamen sie ebenfalls nicht wusste, wurde ihr im Jahre 1938 dann zum Verhängnis. Siebzehn Jahre Lagerhaft musste sie verbüßen, weil die NKWD-Organen ihr nicht glauben wollten, dass sie einige Monate als Gouvernante in einer geheimnisumwitterten, streng bewachten Datscha tätig gewesen sei, ohne je den Namen des Hausherrn erfahren noch ihn je zu Gesicht bekommen zu haben: Jagoda, den allgewaltigen GPU-Chef und nunmehrigen «Volksverräter», der kurz vor unserer Ankunft im dritten

Schauprozess zum Tode verurteilt und hingerichtet worden war. «Warum haben Sie den Sowjetfeind Jagoda nicht entlarvt?» Darauf wusste die österreichische Kindergärtnerin Mia Spitz wahrhaftig keine Antwort.

Es gab auch einen Friseur im Haus, gleich hinter dem Stol Propuskow, ein paar Treppen tiefer, mag sein, auch hinauf. Ich habe den Lux-Friseur nie aufgesucht, sondern den im Hotel Metropol, obwohl es dort nicht nur penetrant nach schlechtem Parfum roch, sondern auch nach Nebendiensten der fremdsprachenkundigen Friseurinnen für die NKWD-Zentrale. Hätte ich gewusst, dass mein «Führungsoffizier», wie das heute heisst, der «kleine Karl», samt Familie im Metropol verhaftet wurde – keine zehn Pferde hätten mich dazu gebracht, mir dort Dauerwellen machen zu lassen.

Die schmutzige Friseurstube im Lux ist vor allem deswegen erwähnenswert, weil hier bei grösserem Andrang zum Wochenende ein hochgeachteter Funktionär der Komintern aushalf: Giovanni Germanetto, der «Genosse Kupferbart». Auch nachdem der dichte, rötliche Bart schon oft dem Rasiermesser zum Opfer gefallen war, verblieb dem Italiener dieser selbst internationalen Fahndungsorganen bekannte Spitzname.

Genosse Kupferbart war römisch-katholischen Glaubens von Geburt und Erziehung, Arbeitersohn von Herkunft, gehbehindert von Kindheit (er hatte eine Art Holzbein angeschnallt), revolutionärer Klassenkämpfer bereits zu Lenins Zeiten, Barbier von Beruf, Journalist von Talent und ein Mann von Humor und Herz. Er stammte aus der oberitalienischen Provinz, der historischen Landschaft Piemont, und gehörte zu den wenigen Dauerinsassen, den jeder kannte, gewiss jeder mochte.

Seine erste Ankunft fiel in das Hungerjahr 1922; seine zweite (1924) in das Todesjahr Lenins; seine dritte (1926)

in die – trotz der wütenden Fraktionskämpfe in allen Parteien- selige Zeit des Diskutierens, der erregten politischen Debatten, der «Kampfgemeinschaft», die noch nicht zur «Angstgemeinschaft» entartet war, wie zehn Jahre später ein Wortspiel lautete. Dass einmal offene Auseinandersetzungen über Partei- und Kominternpolitik, über Vorgänge und Massnahmen in der Sowjetunion zu kriminellen Delikten zählen würden, geahndet mit der Abholung aus dem Lux auf Nimmerwiederkehr – «das wäre damals niemandem in den Sinn gekommen», versichert eine alte Revolutionärin, Rita Arvale, eine aussergewöhnliche Frau, der das Leben alles aufbürdete, was einer Kommunistin vom alten Schlag nur immer aufgebürdet werden konnte. Sie traf 1926 zum erstenmal im Lux ein und war ständige Besucherin im Zimmer Giovanni Germanettos, wo sich fast allnächtlich eine wahrhaft internationale Gesprächsrunde zusammenfand, die der Deutsche Heinz Neumann (Margarete Buber-Neumanns Ehegenosse), polyglott, witzig, geistreich und frech wie kaum ein anderer Teilnehmer, «unser metaphysisches Gymnasium» nannte. Diesen Ausspruch nebst vielen anderen Lux-Geschichten behielt Rita Arvale noch nach vielen Jahren sibirischer Lagerhaft im Gedächtnis.

Vielleicht war es Germanettos allwöchentliche Barbier-tätigkeit in der schmutzigen Friseurstube, die ihn davor bewahrte, das Schicksal seiner alten Freundin teilen zu müssen. Liess sich doch der gesamte Stab der Hauskommandantur, obenan der «stets höhnisch lächelnde Gurewitsch» (Wehner), vorzugsweise sein Messer an die Kehle setzen, sommers über den Schädel ratzekahl rasieren, obenan der Rattenfänger Upit. Auch Boris Nikolajewitsch Ponomarjow – damals ranghöchster Gehilfe von Georgi Dimitroff, heute als einflussreicher Parteifunktionär in Breschnews Politbüro mit der undankbaren Aufgabe betraut, die unbotmässigen kommunistischen Parteien einiger Länder bei der Stange zu halten, den Führungsanspruch

der KPdSU zu verteidigen – legte willig sein von Natur aus mit spärlichem Haarwuchs bedachtes Haupt in die Hände des Kominternkollegen und Lux-Nachbarn.

Geschicktes Einseifen staatlicher Machtorgane hatte Germanetto schon mehrfach im faschistischen Italien und in anderen Ländern bei Polizeiverhören und Gefängnis-aufenthalten betrieben. Sein Auftritt als Mitangeklagter in dem spektakulären «Prozess von Rom» (1924) gegen Amadeo Bordiga (parteiintern ein «Linksabweichler») und Genossen war ein forensisches Meisterstück, das wesentlich dazu beitrug, den Freispruch aller Angeklagten zu bewirken. Warum sollte es ihm also nicht auch im Lux gelingen, die Exiljahre heil zu überstehen?

Weit mehr als der kluge, kühle Intellektuelle Palmiro Togliatti, uns nur unter dem Namen Ercoli bekannt, verkörperte der «Genosse Kupferbart» die heroische Periode der italienischen Arbeiterbewegung. Viele kannten sein in den späten zwanziger Jahren erschienenenes Buch *Erinnerungen eines Barbiers*.

Nun humpelte Germanetto stockbewehrt durch das Haus (und auf den Wegen der Datschenkolonie Kunzewo), wie ein Relikt aus glücklicheren Kampf jahren, und verhiess, einfach durch sein Dasein, dass die Geschichte dem Barbier im Lux und nicht dem Duce in Rom recht geben werde.

Neben den unmittelbar menschlichen Bedürfnissen dienenden Einrichtungen gab es auch solche, die gleichzeitig den Haustieren zugutekamen. Zum Beispiel: das Restaurant den Ratten. Für die sanitäre Anlage eines Katzenklos, ein Holzkistchen mit Sägespänen, sorgte die im NEP-Flügel befindliche hauseigene Tischlerei. Als friedfertiges Geräusch vom Hof bis zu unseren Fenstern herauf gewann das meistgebrauchte Sprichwort jener Jahre: «Wo gehobelt wird, fallen Späne» praktikablen Sinn. Dort unten wurde nicht nur beschädigtes Mobiliar repariert, privilegierte

Lux-Bewohner, in ihrer Jugendzeit Handwerksgenossen des heiligen Josef wie Wilhelm Pieck und jetzt der Gnade des heiligen Jossif Wissarionowitsch teilhaftig, durften Möbelstücke nach eigenen Entwürfen anfertigen lassen, Wandverkleidungen, mass getischlerte Einbaukästen, Bibliotheksschränke und sonstige Verschönerungen ihrer Appartements in den unteren Etagen.

Margarete Buber-Neumann, nach der Verhaftung von Heinz Neumann aus dem Zimmer Nr. 175 ausgesiedelt (1938) und vorerst in den NEP-Flügel verbannt, bis sie nach sieben Jahren Lagerhaft und KZ als «Gefangene bei Stalin und Hitler» 1945 «das Geschenk der Freiheit» erhielt, konnte von ihrem Hoffenster «fast jeden Tag den Führer der Deutschen Kommunistischen Partei sehen, wie er in die Tischlerei ging, um sich die Holzarten für seine neuen Möbel auszusuchen und genau zu kontrollieren, ob alles nach Wunsch angefertigt würde».

Bitter verargte sie dem Ollen Willem seine «Möbelsorgen», während sie selbst in ahnungsvoller Sorge um ihren Mann von einem Gefängnis zum anderen lief, «von Butirki nach Lefortowo, von Sokolniki wieder zurück in die Lubjanka, die NKWD jede Nacht unter den Komintern-Mitgliedern wütete, im faschistischen Deutschland die revolutionären Arbeiter verfolgt, eingekerkert und hingerichtet wurden».

Hätte ihr jemand gesagt, was nur intime oder zufällige Voyeure zu sehen bekamen (so Johannes R. Becher und Fritz Glaubauf), dass sich hinter dem in Wilhelm Piecks Hofwerkstätte angefertigten Paneel keine kostbaren Bücher verbargen, sondern Reproduktionen von nackten Frauengestalten und sonstige erotische Stirn ulantien- stille Freuden für den noch rüstigen Witwer, der seiner im Lux verstorbenen Frau nachtrauerte –, wäre sie (bereits ohne dass sie es wusste, zur Witwe geworden!) wohl erst recht empört gewesen.

Angeblich soll sich auch ein echtes Porno-Kunstwerk hinter dem Paneel befunden haben: ein Œuvre des aus Begeisterung für das sozialistische Land nach Moskau übersiedelten deutschen Malers Heinrich Vogeler aus dem Worpsweder Künstlerkreis. In der Familie Pieck wurde mehrmals davon gesprochen, dass der Olle grosse Bewunderung für Vogeler hegte und ihm ungewöhnlich warmerherzige Sympathie entgegenbrachte. (Vielleicht beruhte es auf Gegenseitigkeit.) Zufällig war ich Zeuge der Bestürzung Wilhelm Piecks, als ihn im zweiten Kriegssommer dessen Hilferufe aus dem mittelasiatischen Evakuierungsgebiet Karaganda erreichten, wo Vogeler erkrankt und am Verhungern war, und er mobilisierte sofort, dennoch schon zu spät, alle möglichen Sowjetinstanzen, um dem Künstlerfreund zu helfen. Aber der Tod war schneller: Vogeler starb im 70. Lebensjahr am 14. Juni 1942.

In freundlicheren Zeiten schlug das Herz des Hauses, wenn man im bürokratischen Kreislaufsystem die Kommandantur so nennen darf, *für* die Ankömmlinge. Rote Fahnen und Transparente wurden zur Begrüssung ausgehängt, grüne Reisiggirlanden vor die Balkone gebunden, um dem Absteigquartier der Komintern ein gastliches Aussehen zu geben. Die riesigen Plakatköpfe der vier Weisen – Marx, Engels, Lenin, Stalin –, die überall hinter den leeren Schaufenstern der Geschäfte zu sehen waren, also auch unseres Bäckerladens, befreite man vom angesetzten Staub. Später, in den gleichgültigeren Jahren, klopfte es wenigstens nicht in Gestalt des jeweiligen Direktors nächstens an die Tür wie in den Amtsjahren unseres Kommandanten Gurewitsch. Zu dessen Büroräumen musste man sich einmal im Monat begeben, zur Bezahlung der Miete. Sie war äusserst niedrig bemessen, auch zuzüglich der Betriebskosten, die im wesentlichen für die Beistellung der Wäsche, Reinigungsarbeiten und dergleichen angerechnet wurden. Manchen

Einquartierten, die aus irgendwelchen Gründen kein Geld besaßen, half die Rote Hilfe, die MOPR, über die erste schwierige Zeit hinweg.

Zu meiner Ankunftszeit war der Gang in die Kommandantur mit einigem Herzklopfen verbunden. Dort musste das Personaldokument für Ausländer (Vidnashitelswo) abgegeben werden, das in immer kürzeren Zeitabständen der Verlängerung durch die Miliz bedurfte. Von manchen unprivilegierten Hausbewohnern nahm (1937/38) die Kommandantur das Dokument gar nicht mehr entgegen. Da sagte die «schöne Lydia», so genannt wegen ihres hübschen Blondkopfs und gepflegten Äusseren, tüchtige NKWDistin wie ihr Chef: «Gehen Sie selber zur Miliz damit und sehen Sie zu, ob Sie Ihre Aufenthaltsbewilligung weiter kriegen. Uns geht das nichts mehr an.»

Kurt und Lotte Funk waren, soviel ich wusste, gezwungen, monatelang in Hangen und Bangen auf den Verlängerungsstempel zu warten. Es kam vor, dass manche Lux-Bewohner ihn überhaupt nicht mehr erhielten und dann der bürokratische Apparat der Komintern sich in Bewegung setzen musste, um dem Mitarbeiter zur weiteren Aufenthaltsbewilligung zu verhelfen.

Ich selbst brauchte niemals Herzklopfen zu haben (ahnte daher auch nicht, dass es andere hatten), denn die «schöne Lydia», offenbar auch modisch interessiert, freute sich geradezu, wenn ich mit meinen Anliegen zu ihr kam, weil sie meine relativ neuen ausländischen Kleider bewunderte. Auf die vor Jahren mitgebrachte bescheidene Garderobe der meisten anderen Lux-Frauen warf sie keinen Blick – mich aber besah sie von vorn und hinten, befühlte die Stoffe zwischen den Fingern und meinte schliesslich resigniert: «Das wird meine Schneiderin aus unserem Material nicht nachmachen können. Würden Sie mir einmal eines als Muster borgen?» Im Austausch gegen einen dringend benötigten zweiten Schreibtisch und eine zweite Stehlampe

zeigte ich mich gerne dazu bereit, und auch dafür, dass sie mir den Weg zur Miliz ersparte.

An diesem Schreibtisch verbrachte ich dann viele Stunden bis zum Kriegsbeginn 1941: Die Komintern gab mir keine Arbeit. So lernte ich Russisch, die «Sprache Lenins», wie es mir Manuilski geraten hatte. Die meisten deutschsprachigen Ausländer, so sagte er mir, nähmen sich nicht einmal die Mühe, über das Küchenrussisch hinaus die Sprache des Landes zu erlernen, das ihnen Gastfreundschaft bot.

Ich las viel russische und deutschsprachige, in der Sowjetunion verlegte Literatur, hatte Besuch von befreundeten Genossen zum Kaffee, den ich auf türkische Art in einem Kupferkännchen zubereitete. (An Kaffeebohnen mangelte es nicht; freilich waren es meistens grüne, die wir uns selber rösten mussten. Die Moskauer Hausfrauen hielten sie für seltsame Erbsen, denen auch mit langem Kochen nicht beizukommen war, so dass sie in den Geschäften liegenblieben.)

Ich hätte gerne die Geschichte der III. Internationale studiert, von der ich wenig wusste. Aber es war nicht möglich: Die Protokolle der sechs Weltkongresse bis 1928, die EKKI-Beschlüsse und Resolutionen wurden in der Komintern unter strengem Archivverschluss gehalten. Nur mit einer Sonderbewilligung von höchster Stelle erhielten Kominternfunktionäre Zutritt zu dem sogenannten «Spez-Fonds». Was für Hunderte und Aberhunderte früherer Luxembewohner – von denen ja noch einige hier lebten – einst Pflichtlektüre gewesen war, durften wir, die jüngste Generation, nicht lesen. Wir wären allzu schnell darauf gekommen, wie oft und wie schwerwiegend sich die Komintern in ihren Prognosen geirrt hatte.

Gelegentlich übersetzte ich etwas gemeinsam mit meiner Freundin Hilde Kopenig aus dem Französischen. Mit ihrem Mann und den beiden Kindern, Lisa und dem kleinen

Ernstl, bewohnte sie auf unserem Korridor die beiden Zimmer 218/19. Für mich – und nicht nur für mich – war diese gebildete Wiener Intellektuelle, die der Kinder wegen «nur» Hausfrau bleiben musste, als Mensch und Arbeitspartner ein wahres Labsal. Sowohl aus unseren gemeinsamen geistigen als auch notgedrungen hauswirtschaftlichen Interessen entstand mehr als blosser nachbarlicher Genossennähe. Nie habe ich sie unbeschäftigt gesehen. Sie kochte und strickte, wusch und nähte, machte mit ihren Kindern Gymnastikübungen und bewährte sich auch sonst wie keine andere «Frau eines Parteiführers»: Bei den Kopenigs fühlten sich alle Nationalitäten zu Hause wie im fremdenverkehrsfreundlichen Österreich.

Ein Tag war wie der andere, so empfand es auch Ernst Fischer. «Wir fuhren oder gingen Tag für Tag in die Komintern, lasen dort Berichte, schrieben Berichte, Artikel, Broschüren, nahmen an Sitzungen teil, diskutierten über Probleme der internationalen Politik, waren mit unseren Gedanken in Österreich, Deutschland, Frankreich, Spanien, wussten fast nichts von Moskau. Ich lebte unter Ausländern, arbeitete unter Ausländern oder mit dem Ausland befassten Russen, und zu Russen Kontakt zu gewinnen war nicht leicht. . . Zwischen Lux und Komintern ein pedantisch geregeltes Leben.»

Für mich verlief der Alltag im Lux ebenfalls monoton – war es aber nicht: schaltete man nicht in den Zimmern den Netzanschluss ab, berieselte der Moskauer Rundfunk das ganze Haus mit Musik, langatmigen Vorträgen, Verlautbarungen aller Art, zur grössten Lautstärke anschwellend, wenn der Bevölkerung etwas besonders Wichtiges zu Gehör gebracht werden sollte. Insofern gehörte auch die Lux-Bewohnerschaft zur russischen Bevölkerung, ansonsten war die propuskgeschützte Ausländerinsel von allem abgeschnitten, was das Leben der Russen ausmachte.

Eine Brücke allerdings führte zum Moskauer Festland hinüber, gebildet von den Kindern und Jugendlichen, die russische Schulen besuchten. Elisabeth Markstein – identisch mit der kleinen Lisa aus dem Lux-Kindergarten, im deutschen Sprachraum seither bekanntgeworden durch zahlreiche Übersetzungen aus dem Russischen und viele literaturkritische Arbeiten über die neue russische Schriftstellergeneration – berichtet, dass es für die Lux-Kinder das «bestimmende Gefühl» gewesen sei, «einfach sowjetische, konkret russische Kinder zu sein. Das unterschied unser Leben grundsätzlich von jenem der Erwachsenen. Natürlich wusste jeder, woher er stammte; man hatte ja auch Schwierigkeiten in der Schule; zum Beispiel den Vidnashitelswo zu erklären, weil die russischen Kinder das einfach nicht begriffen. Aber im Grunde unterschieden wir uns in unseren Interessen, im gesamten Lebensgefühl nicht von unseren russischen Schulfreunden. Nur waren wir mehr an den politischen Ereignissen interessiert. Zum Beispiel engagierten wir uns sehr für den Spanischen Bürgerkrieg. Überhaupt empfanden wir wahrscheinlich alles «politischen und waren daher sehr aktiv im Komsomol [Kommunistischer Jugendverband] und diversen Schülerorganisationen tätig. Weder die Lehrer noch die Schulkameraden behandelten uns als Ausländer. Untereinander sprachen wir auch immer nur russisch. Ercolis Sohn, Aldo, hielt sich immer abseits, ein Sonderling, der später ins Irrenhaus kam und nicht nach Italien zurückkehrte. Zum Glück wurde ich nicht in die Schule Nr. 175 aufgenommen, wo die Regierungskinder waren Stalins Sohn Wassilij, die sehr beliebte Tochter Swetlana und Swetlana Molotowa.»

Auch Fritz Glaubauf sagte es mit fast den gleichen Worten: «Die Brücke vom Lux hinüber zum Leben der Russen bildeten unsere Kinder.» Sie war allerdings sozusagen eine Einbahnstrasse: Schon in den Frühzeiten und bis zuletzt war es den Lux-Kindern und -Jugendlichen ausnahmslos

verboten, ihre russischen Kameraden ins Haus zu bringen. Nicht einmal zu den Festtagen durften sie ihre Freunde zu sich einladen. Die Russen, soweit nicht einige von ihnen im Hause wohnten, hatten hier nichts zu suchen.

Welch gefährliche Bedeutung das Wort «Russen» haben konnte, brachte mir wenige Tage nach meiner Ankunft ein Küchengenosse bei, der einzige Mann, der sich auch tagsüber manchmal dort aufhielt, nachdem alle andern zur Arbeit weggeeilt waren. Der kleine, ausgemergelte Deutsche im abgewetzten grauen Anzug, grau auch das Gesicht, die Haare, die Augen, ein Mäuserich, dem Dialekt nach aus Sachsen stammend, anscheinend ebenfalls arbeitslos oder in Ehren rentenreif geworden, erstarrte vor Entsetzen, als ich beim Aufstellen des Teekessels zu schimpfen begann: «Himmelherrgott – diese verdammten Russen: Wird denn hier gar nichts dagegen unternommen?!» Es wimmelte von Küchenschaben in den Fugen der Gasherde, sogar auf dem grossen Tisch, wo das Essen zubereitet wurde. (Bei uns zu Hause hatte ich keinen anderen Ausdruck für sie kennengelernt. Die böhmischen Köchinnen sprachen immer von den «Russen».)

«Mä'chen, Mä'chen, nu haste aber Glück gehabt, dass dich keener geheert hat! Wie kannste nur so was Sachen – ‚Russen‘! Und ‚verdammte‘ ooch noch! Das musste dir gleich merken: Russen gibt's nich – die heessen Schwaben!» Ich lachte schallend. «Da is nischt zum Lachen . . . überhaupt nischt zum Lachen, was weesst 'n du, wie 's hier zugeht . . .», nahm seinen Teekessel und ging.

Wir wurden Freunde. Ich wusste nichts von ihm, nur, dass er der «alte Richter» hiess; er wusste nichts von mir, nur, dass ich die Genossin Wieden war. Trotzdem wurden wir Freunde. Sein Zimmer lag schräg gegenüber vom Hauptlift, ungefähr zwanzig Schritte von unserem entfernt. Wir sahen uns aber nur in der Küche und hatten da einen kleinen Tratsch während der Bewachung unserer Teekessel,

weil robuste Naturen sie wegzustellen pflegten, um ihre eigenen Töpfe auf den ständig sehr besetzten Kochstellen unterzubringen. Nach wenigen Wochen fiel mir eines Tages auf, den «alten Richter» längere Zeit nicht gesehen zu haben. Vielleicht hat ihn die Komintern in ein Erholungsheim geschickt? Er sah leidend aus, dachte ich, fragte aber niemanden, denn man stellte damals einander keine Fragen.

Am hellichten Tag hatten sie ihn «geholt»! Nicht nachts, wie üblich. Am hellichten Tag holten ihn zwei Männer aus seinem Zimmer, «zwei grosse schwarze Männer», sagte mir Jahrzehnte später meine damalige Nachbarin Grete, die es zufällig mitansehen musste, als sie von der Küche auf den Korridor hinaustrat, «zwei grosse schwarze Männer standen vor seiner offenen Tür, nahmen ihn in die Mitte und führten ihn dann schnell weg. Er hat mir noch einen langen Blick zugeworfen.» Selbstverständlich blieb der «alte Richter» für immer verschollen. Seine Frau Martha, Komintern-Angestellte, wurde sofort entlassen, in den NEP-Flügel verbannt, weigerte sich aber, nach Karaganda verschickt zu werden, ging zur deutschen Botschaft und fuhr nach Hitler-Deutschland zurück. Der gemeinsame Sohn, Schüler der Lenin-Schule, wo junge Kommunisten ausgebildet wurden, verleugnete seine Eltern und blieb in der Sowjetunion. In der DDR lebend, sagt er heute noch: «Der Alte wird schon etwas angestellt haben, sonst hätten sie ihn nicht geholt!»

Nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen ins Sudetengebiet (Herbst 1938) trafen eine Menge sudetendeutsche Kommunisten im Lux ein. Die Familie Korb erhielt das direkt uns gegenüberliegende Zimmer zugewiesen, dessen Tür zum Unterschied von den anderen Türen unseres Korridors meistens offenstand; daraus war zu ersehen, dass es noch ganz unbefangene, Lux-ungewohnte Leute waren. In diesem Zimmer spielte sich eine gespenstische Szene ab,

von der die Beteiligten noch heute nicht wissen, ob sie Wirklichkeit oder ein Alptraum war.

Besagte Grete, mit einem kleinen Söhnchen im Lux zurückgebliebene Witwe des im Spanischen Bürgerkrieg gefallenen Deutschen Ewald, war im Begriff, zu ihrer Freundin Hede zu gehen, da spürte sie plötzlich, dass ihr auf dem Korridor ein fremder Mann nachfolgte. Sie bekam Angst, begann zu laufen, flüchtete in das Zimmer der Korbs und schrie laut. Der Mann stand in der Tür, sprach sie russisch an, sie solle ihm die Hand geben, aber «die war wie gelähmt», er starrte sie an – «die Augen quollen ihm heraus» –, was er dabei hervorziuchte, konnte sie nicht verstehen. Hede Korb stellte sich dazwischen und rief: «Was machen Sie denn, sie ist doch so ein guter Mensch!» Grete rettete sich zum Fenster hin, der Mann begann zu brüllen: «Das mach' ich jetzt mit dir, kleine Frau!»

Etwas blitzte auf, und es schien ihr, als ob plötzlich der Vorhang aufleuchtete, der zwischen dem Zimmer und dem Vorraum hing und an dem er sich zu schaffen machte. Sie hatte das bestimmte Gefühl, in dem Augenblick «bestrahlt und hypnotisiert zu werden». Der Mann verschwand. – Dieses Erlebnis bewahrte sie jahrelang als ihr tiefstes Geheimnis. Nicht einmal ihrem zweiten Mann, Leopold Grünwald, auch ein Sudetendeutscher, hat sie es verraten: «Er hätte gesagt, du spinnst!»

Unterdessen sass ich wohl friedlich an meinem Schreibtisch, während sich solche Dinge abspielten, und lernte russische Vokabeln auswendig. Die Aufräumerin schlapfte von Tür zu Tür: Sechsenddreissig Zimmer hatte die unrige zu bewältigen, die Küche dazu, den Klosettraum, das Ausfegen der langen, dunklen Gänge. Die hohe Arbeitsnorm und die Anordnung der Kommandantur, sich nicht mit den Mietern in Gespräche einzulassen, behinderten die Aufnahme einer menschlichen Beziehung. Nur allmählich gelang es mir, dem grauen, erloschenen Gesicht so etwas wie

ein anteilnehmendes Lächeln zu entlocken. Sie bot sich zur Aufbesserung ihres Schandlohnes an, nach ihrer Arbeit unser Geschirr und die kleine Wäsche zu waschen, diese auch irgendwo zum Trocknen aufzuhängen – eine grosse Erleichterung für einen winzigen Haushalt. Im Vorraum der meisten Quartiere hing die Wäsche an kreuz und quer verspannten Schnüren, weil es keinen Trockenboden gab.

Als ich mich bei unserer Ankunft zum erstenmal ans offene Fenster stellte, hinaus- und hinunterblickte, sagte ich über die Schulter zu Ernst, der die Koffer hereintrug: «Das ist also das Lux.» Gegenüber von uns, über den Hof hinweg, hörte ich Trompetenblasen. Melancholische, sanft daherziehende Töne. Jahre hindurch war es immer die gleiche Melodie. Nie bekam ich heraus, aus welchem Fenster sie drang und wer sie blies. Mitten im Krieg verstummte die Trompete auf Nimmerwiederhören. Da weinte ich ihr und dem Bläser nach, obwohl die beiden uns an Sommerabenden oft auf die Nerven gegangen waren.

Die erste Hochsaison

Das Organisationskomitee, das 1921 den III. Weltkongress vorzubereiten hatte, stand vor der Frage, ob es nicht zweckmässig wäre, diesmal für eine konzentrierte Unterbringung der in Massen erwarteten ausländischen Genossen zu sorgen. Wozu sollte man sie wiederum auf mehrere vorhandene Hotels verteilen, wo sie schwer unter Kontrolle zu halten waren? Auch schlecht abgesichert gegen «feindliche Elemente»? Die Zustände während des II.

Weltkongresses hatten gezeigt, dass sich manche der Teilnehmer beim Herumflanieren in der Stadt verirrt und in die Gefahr begeben hatten, ausgeraubt zu werden. Eugen Varga, der ungarische Nationalökonom, war zwar der Wissenschaft halber sogar nachts durch die dunklen Gassen gestrichen, um – wie er sagte – «mit eigenen Augen die wirtschaftliche Lage der Moskauer Bevölkerung zu studieren», und hatte immer gut heimgefunden ins Hotel National. Aber wenn solche Eskapaden Schule machten – Boshe moi, der Himmel sei vor!

Ossip Pjatnizki, in konspirativen Dingen hocheffizienter Altbolschewik, als Moskauer Parteisekretär in das Exekutivkomitee berufen, dürfte den gloriosen Einfall gehabt haben, das alte, vielräumige Filippowski, das schon mehrere Kominternfunktionäre beherbergte, in den Rang eines exklusiven Absteigquartiers zu erheben und dort den Grossteil der Delegierten unterzubringen. Gewiss wurde er dabei von seinem späteren langjährigen Gehilfen Abramow unterstützt, dem hauptamtlichen Kontaktmann des Berliner Westbüros zur «Abteilung für internationale Verbindungen», russisch abgekürzt OMS, die bereits in der

letzten Etage des Lux einige abgesperrte Räume besetzt hielt.

Sonach begann faktisch mit dem III. Weltkongress die geschlossene Besiedlungsgeschichte des Lux. Sein Sonderstatus. Sein Sonderschicksal. Die Privilegien. Das Propusk-System. Sein – künftiges – Gettodasein.

Zum erstenmal war das stolze Gebäude an der Twerskaja gesteckt voll bis unters Dach. Selbst der rattenwimmelnde Hoftrakt war belegt, vor allem mit Jugendlichen beiderlei Geschlechts, denen die Lux-Gemeinschaft auf engstem Raum ebensolchen Spass machte wie in ihren Heimatländern, wenn sie sich zu Tagungen und Konferenzen oder einfach als Wandervögel zusammenfanden.

Mit Lastwagen wurden die Delegierten von den Bahnhöfen abgeholt, vors Haus gefahren und dort zu dritt, zu viert in die Zimmer gestopft. Die «Hausbrigade», an der Spitze Upit, der Brigadier Nr. 1, verstärkt um Aufräumerinnen und Dejurnis, zu denen die Fäden der allgegenwärtigen Tscheka liefen, hatte alle Hände voll zu tun, des Ansturms Herr zu werden. Tag und Nacht durchpulste frisches, revolutionäres Leben, als «Dolcevita des Lux» späterhin kritisiert, das Haus. Die Wanzen, alteingenistet wie die Ratten, saugten genussvoll am zugeströmten Blut der Internationale und vermehrten sich rapid. «Wanzen und nochmals Wanzen», klagte die an schwyzerische Sauberkeit gewöhnte Jenny Humbert-Droz, «eine wahre Plage für die Ausländer, die Russen waren schon immunisiert.»

Aber auch andere «Parasiten» profitierten vom roten Fremdenansturm. Daran hatte das Vorbereitungskomitee freilich nicht gedacht, welch magnetische Anziehungskraft das elitäre Absteigquartier der Internationale für einen gewissen Teil der weiblichen Moskauer Bevölkerung haben würde. Der Hurenstrich entlang der Twerskaja und um die

Ecke herum in der Seitengasse, wo die halb mit Brettern verschlagenen Fenster der Stolowaja Kohl- und andere verlockende Gerüche ausströmten, gehörte zum täglichen Bild der Kongresswochen. Moskau hungerte kläglich – was Wunder also, dass die offene und geheime Prostitution das Ausländerhotel belagerte – und eroberte.

Es waren nicht nur Frauen, die ihren darbenden Kindern daheim ein leicht zu verdienendes Zubrot verschaffen wollten, sondern vornehmlich Frauen der entmachteten Klassen, die das in Parteikreisen verpönte «bourgeoise Laster» den proletarischen Neuankömmlingen loco Lux feilboten. Mithin entwickelte sich der lebhafteste Verkehr zwischen drinnen und draussen zum nackten Klassenkampf, in dem ungeachtet der Überlegenheit des einen und der Unterlegenheit des anderen Antagonisten zu guter Letzt das gemeinsame Interesse siegte und auf der Basis eines günstigen Tauschhandels Befriedung eintrat.

Der Chronique scandaleuse zufolge verübelten es daher nur die Zeloten der deutschen Delegation, Fritz Heckert und Wilhelm Koenen, ihrem erstmals nach Moskau mitgenommenen «Paradeproleten» Teddy, dass er eines Kongressmorgens beim Frühstück lautstark verkündete: «Wat sagt ihr – heut hab ich für 'ne Dose Kondensmilch mit 'ner Grossfürstin gepennt!» (Womit, gleichsam am Rande, sich erstens zu bewahrheiten scheint, dass nach einem Ausspruch Trotzki's «der Mensch nicht nur der Politik lebt», und zweitens der revolutionäre Klassenkämpfer nicht auf Anhieb ein makellos reiner Held ist, wie es die Legende verlangt. Es bedurfte unermüdlicher Hingabe an die grosse gemeinsame Sache, moralischer Kraft und der Brutalität des Gegners, der ihn den Henkerstod erleiden liess, damit Ernst Thälmann als Held in die Geschichte eingehen konnte.)

Insgesamt nahmen an dem Kongress 602 Delegierte teil. Aus der Länderliste kann man mit grosser Wahrscheinlich-

keit ableiten, dass sich im Lux erstmals Ankömmlinge aus etwa dreissig bis vierzig Nationen befanden. Lediglich die zahlreichen Vertreter aus den russischen Unionsrepubliken und einige Mitglieder der stärksten ausländischen Gruppen (Deutsche 41, Franzosen 31, Italiener 28, Tschechoslowaken 21) wurden in andere Hotels eingewiesen.

Clara Zetkin zum Beispiel, die «Mutter» der KPD, logierte stets im Metropol, bis sie im Kreml eine kleine Wohnung erhielt.

Diesmal waren buchstäblich aus den fünf Kontinenten einzelne Delegierte und grosse Abordnungen nach Moskau gekommen. Aus 58 Ländern, aus Argentinien und Mexiko, aus Südafrika, Australien, China, Kanada, den USA, aus der Mongolei und aus Indien und allen Staaten Europas hatten sich Kommunisten und Sozialisten verschiedener Gruppierungen auf die beschwerliche, in vieler Hinsicht auch gefährliche Reise in das von Feinden umringte, total isolierte Land, in das Zentrum weltrevolutionärer Träume und Pläne begeben. Über verschiedene Kontakt- und Anlaufstellen im Ausland – schon 1920 bestand halb legal das Komintern-Westbüro in Berlin, Feurigstrasse 3 – erhielten die Reisenden die notwendigen Papiere und wurden dann von einem sowjetischen Schiff in Stettin aufgenommen, das sie über die Ostsee nach Reval oder Narwa brachte. Mit der Eisenbahn ging es dann weiter in die Stadt des siegreichen Roten Oktober, nach Petrograd, wo sie zu den Stätten der Revolution geführt wurden und den Smolny besichtigten, den Winterpalast, bevor sie den holzfunkenspeienden Zug bestiegen, der sie schnurgerade in die sowjetische Metropole beförderte.

Schon auf dem Schiff hatte es internationale Verbrüderungen gegeben: Deutsche umarmten ihre französischen Genossen, die Schweizer ihre italienischen und alle miteinander die Schiffsmannschaft, den Kapitän mit dem altrussi-

schen Osterkuss rechts, links, rechts auf die Wange. (Nunmehr gehört diese Art Begrüssung zwischen West und Ost, Ost und Ost zum diplomatischen Ritual; es hat kaum mehr etwas mit dem ursprünglichen Bruderkuss gemein, der allzubald auch in der Kommunistischen Internationale zum Judaskuss entartete.)

Das politisch so bedeutsame Ereignis, dessentwegen die revolutionären Internationalisten nach Moskau gekommen waren, um von ihren Klassenkämpfen, ihren Sorgen, Erfolgen und Misserfolgen zu berichten und von den Führern der siegreichen Revolution Ratschläge zu empfangen, zeichnete sich vorerst durch Unpünktlichkeit aus: Der Kongress sollte schon zwanzig Tage früher beginnen, aber die vorangehenden langwierigen Beratungen der Komininternführung mit einzelnen Delegationsleitern, die in der Klausur des Hotels Metropol stattfanden, hatten eine mehrmalige Verschiebung zur Folge. Es tauchten im Lux sogar die unsinnigen Gerüchte auf, dass die russische Parteiführung wegen politischer Unstimmigkeiten und wegen der katastrophalen Wirtschaftslage im Lande den Kongress endgültig absagen und alle Angereisten wieder heimschicken würde.

Doch die Schwarzseher wurden Lügen gestraft. In Wahrheit unternahmen die Bolschewiki, um tatkräftige Unterstützung des Weltproletariats besorgt und gerade jetzt dessen tatkräftige Unterstützung bitter benötigend, alles, was in ihrer Macht lag, damit der III. Weltkongress in blendendem Glanz erstrahlen konnte.

Als endlich am 22. Juni 1921 abends im Bolschoi, im grossen Theater zu Moskau, die Kronleuchter aufflammten und in ihrem kristallen-glitzernden Licht die erwartungsvollen Teilnehmer zur Eröffnungssitzung hereinströmten, hatte man zur Sicherheit gegen einen möglichen Stromausfall den benachbarten Bezirk Kitaigorod vom Netz abgeschaltet.

Das Orchester intonierte «Völker, hört die Signale». Mancher empfindsame Intellektuelle, mancher harte Kumpel würgte an aufsteigenden Tränen beim Anblick Lenins. Dem Holzfäller und Werftarbeiter aus Amerika Bill Haywood (der einsamen Riesengestalt im Lux, die dort 1928 verstarb) tropften sie aus einem Auge. Das andere war dem legendären «Big Bill», dem Vorsitzenden der I. W. W., der «Industriearbeiter der Welt», angeblich bei einem niedergeknüppelten Streik ausgeschlagen worden – in Wahrheit hatte er es jedoch schon als neunjähriger Junge beim Spiel mit der Steinschleuder verloren.

Der Kongress, so glanzvoll eingeleitet, versammelte sich tags darauf zu den bis zum 12. Juli währenden Plenarsitzungen im Thronsaal des Kreml – ein ebenso glänzender Rahmen, aber weniger wattstark ausgeleuchtet. Kein Stadtteil musste deswegen im Dunkel liegen. Und keinem Moskauer Bürger musste etwas von seiner Hungerration weggenommen werden, um die zusätzlichen Esser zu verköstigen. Es gab noch gewisse Proviantreserven der Roten Armee und sogar solche, die aus den Tagen des letzten Romanow übriggeblieben zu sein schienen – grau angelaufene Schokoladebonbons.

In den Couloirs, wo sich einst die zaristischen Hofschranzen gelangweilt hatten, standen mager bestückte Buffettische, an denen die Delegierten während der Sitzungspausen gegen Essenstalons eine warme Mahlzeit vorgesetzt bekamen und ständig dünner Tee ausgeschenkt wurde. Dazu gab es Nüsse und Rosinen, die eigens für den Kongress von den Delegierten der kaukasischen Länder mitgebracht worden waren.

Unweit vom Thronsaal, über einen langen Korridor, ging es zu den ehemaligen Privatgemächern der Zaren. Eines davon war das Schlafgemach, wo, noch unberührt, ein grosses Himmelbett unter einem Baldachin stand. Wenn einige im Thronsaal während der endlosen Reden der

Schlaf übermannte, dann retteten sie sich dorthin, legten sich aufs Bett, in dem erhabenen Gefühl, einen gerechten Schlaf zu tun.

Eine hölzerne Barriere an der Rückseite des Thronsaals bildete die Trennwand zwischen jenen, die auf dem Kongress das Sagen, Beschliessen, Beraten oder nur das Zuhören hatten, weil sie nicht zu Wort kamen, und jenen, die applaudieren und sonst still das Ohr spitzen durften: auserwählte Moskauer Parteimitglieder, kampferprobte Kommunisten. Hinter ihnen lag eine siegreiche Revolution, ein gewonnener Bürgerkrieg, ein verlorener Krieg gegen Polen, der (Schmach-)Friede von Brest-Litowsk (1918), der das Russische Reich auf Grenzen zurückwarf, die vor der Herrschaft Peters des Grossen bestanden hatten, ein Friede, den die linken Sozialrevolutionäre dem grossen Lenin nicht vergeben konnten, und die Bolschewiki ihrerseits den einstigen Bundesgenossen nicht das Attentat, das die Sozialrevolutionärin Dora Kaplan auf ihn verübt hatte, wobei Lenin am 30. August 1918 schwer verwundet worden war. Vor ihnen sassén Männer und Frauen aus aller Welt, klassenkampferprobt auch sie und bestimmt guten Willens, das auf russischer Erde begonnene Werk zu vollenden: die Weltrevolution.

Doch schon beim Eröffnungsabend im Bolschoi musste der Vorsitzende der Exekutive, Sinowjew, in der Rückschau auf das seit dem II. Weltkongress vergangene Jahr eingestehen, dass es «in der Geschichte der Kommunistischen Internationale kein leichtes Jahr gewesen sei». Geschickt klammerte er aus, dass diese Feststellung auch auf die führende Sektion der Internationale zutraf, auf die Partei der Bolschewiki. Der «Kronstädter Aufstand» der roten Matrosen (März 1921) gegen die bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Handhabung der «Diktatur des Proletariats» hatte sich die Parole des Klassenfeindes zu eigen gemacht: «Für die Sowjets – aber ohne Kommunisten!» Den Par-

teiagitatoren war es nicht gelungen, den Aufstand friedlich beizulegen; da mussten Kanonen her, damit man mit den meuternden Klassenbrüdern fertig werden konnte.

Nein, vorerst harrten andere Schuldfragen ihrer allseitigen Erörterung und Aufklärung.

In drei Industrieländern Europas hatte es bewaffnete Arbeiterkämpfe grossen Ausmasses gegeben: in Italien, Deutschland und in der Tschechoslowakei. Warum endeten sie allesamt mit einer blutigen Niederlage?

Der Beantwortung dieser schwerwiegenden Frage und den Lehren, die sich daraus auch für die nichtbetroffenen Länderparteien ergaben, wurde die meiste Zeit während der Kongresstage gewidmet. Bis tief in die Nacht hinein währten die Debatten, die am frühen Morgen wieder begannen; allerdings oft mit solcher Verspätung, dass die illustren Präsidiumsmitglieder Sinowjew, Bucharin und Radek ungeachtet ihrer respektheischenden Arbeitslast sich aus dem ungeduldigen Auditorium die Zurufe gefallen lassen mussten: «Mehr Pünktlichkeit, Genossen!»

Es war nachgerade der geringste Vorwurf. Indirekt und in heftigen Kontroversen auch direkt drangen Vorwürfe zum Präsidiumstisch hinauf, aus denen herauszuhören war, dass die Kominternführung sich nicht frei von Schuld fühlen durfte, wenn Bruderparteien «Fehler» machten und - wie die Geschichte der Kommunistischen Internationale zeigen wird - von Niederlage zu Niederlage schritten. Die Methode ständiger Einmischung in komplizierte innerparteiliche und ausserparteiliche politische Vorgänge mit Hilfe «Moskauer Berater» geisselte ein anonym gebliebener Zurufer: «Auch ihr seid keine Übermenschen!»

Ganze achtundzwanzig Jahre alt war der ungarische Rätekommunist Maty äs Rákosi, Emigrant seit 1919, als er gemeinsam mit dem marxistischen Theoretiker und Mitbegründer der bulgarischen KP, Kabaktschieff, die versammelten italienischen Genossen in Livorno auf den von der

Komintern für richtig gehaltenen Kurs zu bringen suchte: die Spaltung der sozialistischen Partei Italiens.

In Italien, «dem Lande, das damals [1920] der proletarischen Revolution am nächsten war» (Sinowjew), hatten die Arbeiter neue Formen des Klassenkampfes angewandt; sie besetzten die Betriebe und forderten deren Übergabe in die Hände der «eigentlichen Produzenten», das heisst der Werksangehörigen; sie organisierten eine «Rote Armee», dem Beispiel der Oktoberrevolution folgend, die einen enthusiastischen Widerhall in der italienischen Arbeiterbewegung gefunden hatte. Aber die «italienischen Reformisten . . .verrieten die Sache der Arbeiterklasse», und der als «Zentrist» bezeichnete Serrati, ein Jahr zuvor Teilnehmer am II. Weltkongress, war nun nach Meinung der Exekutive der Hauptschuldige: «Die italienischen Arbeiter mussten die schmerzliche Erfahrung machen, dass einige ihrer Führer nur Verderber ihres Kampfes seien.» (Sinowjew) Die auf dem III. Weltkongress erschienenen Vertreter der revolutionären Linken, die sich nach dem sozialistischen Parteikongress in Livorno abgespalten und als Kommunistische Partei formiert hatten, bekamen jetzt die ermutigenden Worte des Vorsitzenden zu hören: «Wir haben in Italien . . . eine junge Partei, die zwar noch nicht zahlreich genug ist; wir sind aber fest überzeugt, dass die Zukunft dieser Partei gehört und dass die Zeit nicht fern ist, wo diese junge Kommunistische Partei Italiens alles um sich scharen wird, was im italienischen Proletariat ehrlich und revolutionär ist.» (Aus heutiger Sicht – prophetische Worte. Was allerdings die «nicht ferne Zeit» anlangte, da irrten Sinowjew und die Exekutive der Internationale. Mehr als zwanzig Jahre Mussolini-Faschismus und der Zweite Weltkrieg kamen dazwischen, bis aus tiefer, opferreicher Illegalität die KPI wieder ans Licht trat und unter Togliatti – aus dem Lux nach Italien zurückgekehrt – zu der Massenpartei wurde, die sie ist.)

In der Tschechoslowakei war im Dezember 1920 ein ungenügend vorbereiteter, de facto vom Zaun gebrochener Generalstreik in wenigen Tagen niedergeworfen worden. Er hatte zwar mehr als eine Million Arbeiter in Bewegung gebracht, nahm örtlich bewaffneten Aufstandscharakter an, aber die junge bürgerliche Staatsmacht der Tschechen und Slowaken wurde schnell damit fertig und überliess der (dennoch wieder erstarkenden) KPC die Erfahrung, wie man es nicht machen darf, auch wenn die Internationale zur Unterstützung gute «Berater» beigibt, wie in diesem Fall den ungarischen Emigranten Julius Alpari – der sich künftighin im Dienst der Komintern von blutigen Debakeln, dem Leib-an-Leib-Klassenkampf fernhielt.

Kein arbeitsloser Berufsrevolutionär, sondern einem echten Beruf nachgehend, wurde Alpari Chefredakteur der Internationalen Presse-Korrespondenz, der berühmten INPREKORR, sowohl der deutschen in Berlin wie auch der französischen in Paris erscheinenden Wochenschrift der Komintern. Dabei bildete er eine ganze Reihe junger, begabter Journalisten heran, Deutsche, Ungarn und Österreicher. Mit dem Namen Alpari, dem unermüdlichen Chronisten und Dokumentaristen, war stets auch ein Zimmer im Lux verbunden. Zuerst die Nummer 97, dann 88, wo zwanzig Jahre später auf des Vaters dringenden Wunsch sein Sohn Paul und seine Schwiegertochter Tilda einziehen durften – quasi als Platzhalter. Doch Julius Alpari kehrte nie dahin zurück. Nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen in Paris spürte ihn dort die Gestapo auf, in einem deutschen KZ fand er den Tod.

Die folgenschwerste Niederlage jedoch hatten die Deutschen im Frühjahr bei ihrer «Märzaktion» erlitten. Über die Hälfte der Mitglieder verliess daraufhin die kommunistische Bewegung. Diese Aktion, von den Kritikern als «bakunistischer Putsch», von den Verteidigern als grossangelegtes Unternehmen dargestellt, die unzufriedenen Ar-

beitermassen in den industriellen Ballungsgebieten zum Generalstreik aufzurufen und somit eine revolutionäre Aufstandsbewegung auszulösen, erwies sich als ein katastrophaler Fehlschlag. Wohl waren Zehntausende, im mitteldeutschen Industriegebiet über 200'000 Arbeiter dem Streikaufruf der Berliner Parteizentrale gefolgt; es hatte örtlich bewaffnete Kämpfe mit der Exekutive gegeben, blutige Zusammenstöße und Demonstrationen, aber nach wenigen Tagen schon wurde klar, dass sich die Zentrale von Illusionen, von sträflicher Überschätzung ihres Einflusses auf die gewerkschaftlich organisierten Arbeitermassen hatte leiten lassen – und von schlechten Ratgebern aus Moskau. Die Kominternführung hatte den Polen Guralski alias Kleine und die beiden Ungarn Poganyi und Bela Kun, den berühmt-berüchtigten Volkskommissar der 1919 gescheiterten ungarischen Räterepublik, nach Berlin geschickt. Sie sollten der deutschen Partei den nötigen Linksdraht geben, den die bedächtigeren Genossen in der Führung, Paul Levi und Clara Zetkin, vergeblich zu bremsen trachteten, weil ihnen und ihren Anhängern das italienische Beispiel vor Augen stand: weitere Spaltung der sozialistischen Bewegung; Moskauer Dirigismus, der die politische Krise in den Parteien zum unheilbaren Konflikt eskalierte.

Bevor Guralski und Bela Kun ihre – natürlich streng geheimzuhaltende – Berlin-Fahrt antraten, verabschiedeten sie sich im Lux von dem deutschen Parteivertreter Curt Geyer, der offen im Exekutivkomitee die antiputschistische Haltung Paul Levis verteidigt hatte. Lächelnd sagte ihm Bela Kun: «Wir dürfen dir nichts sagen, aber ich bin sicher, dass du bald sehr gute Nachrichten aus Deutschland erhalten wirst.» Dann fiel er ihm um den Hals, küsste ihn auf beide Wangen und sagte: «Auf Wiedersehen, mein Bruder, in wenigen Wochen in Deutschland.» In der langen Reihe der Kominternabgesandten erhielt Bela Kun übri-

gens als erster den von Paul Levi geprägten Beinamen «Turkestaner»: Die Bolschewiki hatten den Ungarn nach seiner Emigration nach Moskau sozusagen zur Bewährung eine Zeitlang in die mittelasiatische Sowjetrepublik Turkestan gesandt. «Turkestaner» wurde daraufhin ein gängiger Begriff in der Komintern.

Obwohl Sinowjew beteuerte, dass der «Aufstand des deutschen Proletariats sich ungeachtet des Misserfolges mit goldenen Buchstaben in die Geschichte des Befreiungskampfes des deutschen Proletariats ein trug», war die deutsche Delegation, die die Vereinigte Kommunistische Partei repräsentierte, dennoch in der Erwartung, «Hiebe zu bekommen», auf dem Kongress erschienen.

Wie immer nach verlustreichen Niederlagen gedachte der Kongress zuerst schweigend der Opfer, der Toten und Eingekerkerten. Ihrer waren viele Tausende, in Deutschland allein über 7'000 Arbeiter, die die Gefängnisse füllten. Einem von ihnen wurde die besondere Ehre zuteil, vom Kongress «brüderliche Grüsse» zu empfangen. Es war Max Hölz, der legendäre «rote Bandit» aus dem sächsischen Vogtland. Ihn hatte soeben ein Berliner Gericht wegen seiner Teilnahme an der Märzaktion, wo er im Gebiet der Mannsfelder Kupfergruben beim Kampf der Arbeiter eine eigenwillige, zu individuellen Terrorakten führende Rolle spielte, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Das «engere Büro» des EKKI gab daraufhin durch seinen Sprecher Karl Radek kund, dass der bisher als partei- und disziplinloser «Freischärler» Verunglimpfte dennoch ein «tapferer und ehrlicher Revolutionär» sei. Nun standen auch die deutschen Genossen der Ehrenrettung von Max Hölz nicht nach, und die Vertreter der sich befehdenden Kommunistischen Arbeiterpartei (K.A.P.D.) und der Vereinigten Kommunistischen Partei (V.K.P.D.) rangelten darum, wer von ihnen ein grösseres Anrecht auf den Helden besässe.

Ein untadeliger Kommunist wurde Max Hölz trotzdem niemals, weder nach seiner Freilassung in Deutschland (1928) noch in der Sowjetunion, wo ihn die KPD nur als plakative Figur herausstellte. Er blieb der unzählbare Rebell – eine Robin-Hood-Gestalt, aus Englands 15. Jahrhundert in Deutschlands 20. hineingeboren, und hier auch nur an seinem Platz, wenn man wiederum in der Geschichte zurückgeht, ins 16. Jahrhundert der deutschen Bauernkriege, zu Thomas Münzer.

Rebell gegen die Obrigkeit und immer Verbündeter der Armen und Unterdrückten – wohin konnte das führen im Lux der Funktionäre, im splendiden Hotel Metropol, in Stalins Russland der dreissiger Jahre? Ins Randalieren, in den Suff und schliesslich, mag sein, von GPU-Händen gestossen, aus einem Ruderboot ins reissende Wasser der Oka.

Da Max Hölz zeit seines Lebens weder gut «rudern» noch gut «schwimmen» konnte – ging er eben unter. Er wurde im September 1933 mit militärischen Ehren in Moskau bestattet; Fritz Heckert, dem es bis zu seinem natürlichen Tod im Lux (1936) stets gelungen war, die – politischen – Stromschnellen und Untiefen heil zu überstehen, hielt die Grabrede. Die russische Partei hatte sinnigerweise ihren Erzdogmatiker Shdanow geschickt, als sollte Max Hölz noch übers Grab hinaus belehrt werden, was wahrer Marxismus-Leninismus sei.

Einem Arbeiterführer ganz anderen Schlages widerfuhr nicht die Ehre, im Zuchthaus brüderliche Grüsse vom Kongress zu empfangen; er lebte in voller Freiheit in Prag und erhielt von Lenin ein Telegramm, mit der dringenden Einladung, er möge nach Moskau kommen und am Kongress teilnehmen.

Der Empfänger dieser Ehre war Bohumir Smeral, Vorsitzender der KPC. Lenin hatte ihn vermisst, als die Probleme dieser grössten Massenpartei Mitteleuropas behan-

delt und ihre Haltung während des Generalstreiks durchgehehelt wurden, wobei vor allem die deutschen Genossen – seit jeher ein uneinig Volk von Brüdern – nur zu gerne der tschechoslowakischen Partei ebenfalls Richtungskämpfe hatten nachweisen wollen. Offenbar missfiel es Lenin – wenn in der Debatte immer wieder von einer «Richtung Smeral» und einer «Richtung Zapotozki» gesprochen wurde, von zentristischen, halbzentristischen und opportunistischen Tendenzen –, dass der bei den Arbeitermassen der Tschechoslowakei hochangesehene und beliebte Bohumir Smeral nicht anwesend war. Erstaunt hatte er eines Kongresstages gefragt: «Warum ist eigentlich der Genosse Smeral nicht hier, um seine Meinung zu sagen?» und die Absendung des Telegramms veranlasst.

So war es also dazu gekommen, dass noch zur Hochsaison die massige Figur des Tschechen im Lux auftauchte, wo er von nun an bis zu seinem Tod im Mai 1941 immer wieder, zuletzt Jahre hindurch, mit seiner Frau Sophia, einer alten Bolschewikin aus grusinischem Adel, ein Appartement bewohnte.

Lenin empfand echte Wertschätzung für den tschechischen Genossen, der sozialdemokratischer Abgeordneter im letzten österreichischen Reichsrat gewesen war, das *Kapital* von Karl Marx ins Tschechische übersetzt hatte, hohe Bildung mit volkstümlich trockenem Humor verband und schon vor dem II. Weltkongress 1920 in seinem Reisebericht *Die Wahrheit über das sowjetische Russland* mit überzeugenden Argumenten für Lenins Weg zum Sozialismus eingetreten war. Smeral war es gelungen, grosse Teile der sozialdemokratischen Arbeiter in die 1921 von ihm mitbegründete KPC hineinzuführen; seither war er unproblematisch-treues Mitglied der III. Internationale. Dass es bei ihm aber auch eine Neigung zum sogenannten «Opportunismus» gab, war Lenin nicht verborgen geblieben. Als er nun Smeral wiedertraf und im Gespräch diesen

wunden Punkt kritisierte, antwortete ihm der tschechische Parteiführer: «Was wollen Sie, Genosse Lenin? Alle unsere slowakischen Parteiversammlungen beginnen wir mit den Worten: ‚Es lebe Lenin, Trotzki und Jesus Christus!‘» Und nach einem neuerlichen langen Gespräch zwischen den beiden, bei dem Smeral abschliessend sagte: «Jetzt, nachdem ich mit Ihnen gesprochen habe, Genosse Lenin, ist mir ein Stein vom Herzen gefallen . . .», meinte Lenin resigniert: «Dafür ist er jetzt auf mein Herz gefallen.»

Den intrigierenden Kongressdelegierten zum Trotz (Julius Alpari als Hauptgegner) wurde Bohumir Smeral Mitglied des Exekutivkomitees, dem er bis 1928 angehörte. Hernach brandmarkte ihn die neue Führung der KPC unter Gottwald als Prototyp des Opportunisten und hängte seinem Namen das Suffix «ismus» an (Smeralismus) – was insofern auch eine Auszeichnung bedeutete, weil bis dato nur Geistes- und Politgrössen der Arbeiterbewegung damit bedacht worden waren.

Damit verlor er jeden Einfluss auf die Partei und bewegte hinfort seinen schweren Körper, auf dem ein auffallend kleiner kurzgeschorener Kopf sass, wie ein letzter Dinosaurier aus dem Mesozoikum der Komintern-Geschichte durch die Beletage des Lux. Brauchte die Kominternführung einen besonders verlässlichen «Turkestaner», der keine eigenmächtigen Eskapaden befürchten liess, griff man auf Bohumir Smeral zurück. Weder in der Mongolei noch in Frankreich würde er eine Revolution anzetteln und – unähnlich seinem Kollegen Bela Kun, ausser was den gewaltigen Bauch anbelangte – beschwichtigend einwirken, mithin «smeralistisch» handeln. (Nicht immer! Doch das gehört in ein anderes Kapitel.)

Nach seiner ersten Begegnung mit Lenin im Frühjahr 1920 schrieb Smeral in sein Tagebuch, welchen Eindruck auf ihn, den «westlichen Sozialdemokraten», der an die «parlamentarischen» Redner gewöhnt war, darunter Wil-

helm Liebknecht, Bebel, Viktor Adler und Jaurès, «Lenins Art zu reden» gemacht hatte. «Völlige Abwesenheit eines theatralischen Gehabens und Effekthascherei . . . einfach, unauffällig, bescheiden. Dieser grosse Führer der Massen sprach nicht laut und strengte seine Stimme nicht an. Die Worte flossen schnell, eines nach dem andern, die Sätze folgten einander mit fast monotoner Gleichmässigkeit. Er betonte jene Teile seiner Rede, auf die er besonders die Aufmerksamkeit lenken wollte. Dann wurde seine Stimme noch ruhiger, die Tonhöhe stieg, und er sprach schneller . . .»

Die unpunktlichen grossen Auftritte der so ganz andersartigen Starredner auf dem III. Weltkongress hatte der Nachzügler Smeral verpasst, das Erlebnis, Lenin reden zu hören, war ihm noch vergönnt gewesen. Sein Lebtage lang wird er davon zehren.

Lenin kam zu seinem Bericht nicht zu spät, erklärte aber eingangs, dass er «eigentlich nicht imstande» gewesen sei, «ein ordentliches Referat auszuarbeiten». Kenner seiner Privatsphäre dachten bei dieser Einleitung vielleicht an die wiederholten Klagen über Kopfschmerzen, Müdigkeit, Phasen der Erschöpfung – und vielleicht auch an den schweren Verlust, den Wladimir Iljitsch vor einem dreiviertel Jahr erlitten und wohl kaum überwunden hatte. Ines Armand, die schöne und kluge Herzensfreundin und Kampfgenossin seit den Schweizer Exiljahren, war fern von ihm, im Kaukasus, an Typhus gestorben. Tagelang war Lenin nicht ansprechbar gewesen.

Lenin verwies daher kurz auf seine Broschüre über die Naturalsteuer, auf die Thesen zu der Frage, die den Inhalt seiner Ausführungen bestimmte: die Neue ökonomische Politik. Wären die Delegierten im gerammelt vollen Thronsaal nicht schon einigermassen darauf vorbereitet gewesen, worüber Lenin sprechen würde – aus der Art der Verpackung des Inhalts unter der harmlosen Aufschrift

«Über die Taktik der Kommunistischen Partei Russlands» hätte keiner von ihnen die ungeheure Brisanz der von der Sowjetführung getroffenen Massnahmen erfassen können: Sie hatte Abschied vom Kriegskommunismus genommen und beschlossen, angesichts des wirtschaftlichen Ruins in Stadt und Land zum Kapitalismus zurückzukehren, allerdings in der gemässigten Form eines «Staatskapitalismus». Anstelle der harten Zwangsrequisitionen sollte eine mildere «Naturalsteuer» die Bauern weniger belasten und ein freier Markt wieder zugelassen sein, wo sie ihre landwirtschaftlichen Produkte verkaufen konnten. Auch der Handel, die handwerkliche Produktion und mit gewissen Einschränkungen das industrielle Unternehmertum sollten sich frei entwickeln dürfen.

Die Neue ökonomische Politik (NEP), bereits seit dem Frühjahr, im Anschluss an den X. Parteikongress der Bolschewiki, dem ganzen hungernden Sowjetland zur Kenntnis gebracht, war freilich noch Zukunftsmusik, als Lenin sie den ausländischen Genossen erläuterte, und misstönend vor allem wegen einer vorgesehenen Massnahme: die Sowjetregierung beabsichtige, «der fremden Bourgeoisie, dem ausländischen Kapital Konzessionen zu gewähren. Wir geben ohne die geringste Entstaatlichung Bergwerke, Wälder, Naphtagruben an ausländische Kapitalisten, um von ihnen industrielle Artikel, Maschinen usw. zu erhalten, um auf diese Weise unsere Industrie herzustellen». (Kein Applaus)

«Wir haben keinen anderen Ausweg», rief Lenin beschwörend in den Saal.

«Verrat, Verrat», raunte es später von Zimmer zu Zimmer im Lux.

«Die Russen verkaufen uns!»

«Sie stärken unsere Kapitalisten, schwächen damit unseren Klassenkampf!»

Als jüngstes Beispiel wurde der englische Bergarbeiter-

streik herangezogen, der gewaltige Lohnkampf in Grossbritannien, der nur eine flauere Unterstützung von Seiten der Internationale erfuhr, weil der unlängst abgeschlossene russisch-englische Handelsvertrag die Lieferung von Kohle und Maschinen vorsah.

Zum marxistischen Theoretisieren neigende Gruppen wie die Minderheitsfraktion im ZK der ungarischen KP, der Georg Lukacs angehörte, verstiegen sich gar zu der (richtigen) Behauptung, dass die Bolschewiki mit ihrer Neuen ökonomischen Politik die Marxsche Lehre vom Weg zum Sozialismus missachtet, revidiert, ja bereits aufgehoben hätten: «Das wird schreckliche Folgen für die ganze Entwicklung haben . . .»

Auf dem Kongress selbst verschlug die Autorität Lenins und seiner Mitstreiter den Vertretern der Delegationen die Sprache. Nur einer meldete sich sofort zu Wort, nachdem der Vorsitzende, der Franzose Loriot, zur «lebhaften Diskussion» aufgerufen hatte. Es war ein Deutscher mit Zivilcourage namens Sachs, einer der fünf Delegierten der K. A. P., die hier zum letztenmal vor dem Forum der Internationale ihre politische Stimme erhob.

Dieser Sachs, dessen weiteres Schicksal wir nicht kennen, muss neben seinen fünf gesunden Sinnen auch eine Art sechsten gehabt haben, zumindest den kritischen, der ihn weit in die Zukunft blickten und die wachsende Abhängigkeit der revolutionären Arbeiterbewegung von der russischen Staatspolitik erkennen liess. Er sagte:

«Die Ausführungen des Genossen Lenin waren deshalb für uns von hohem Interesse, weil sie gezeigt haben, in welcher Weise die Russische Kommunistische Partei der Schwierigkeiten Herr zu werden gedenkt, die einerseits aus der zurückgebliebenen wirtschaftlichen Entwicklung Russlands, andererseits aus dem langsamen Fortschreiten der Weltrevolution für sie erwachsen sind.

Desto mehr müssen die kommunistischen Parteien der

industriell entwickelten Länder und müsste die Kommunistische Internationale im Ganzen darauf hinarbeiten, die stärkende Auswirkung, die diese Politik für den Kapitalismus haben muss, ihrerseits zu paralysieren.»

Klar vorauszusehen sei, dass sich «ein gewisser Interessengegensatz» notwendigerweise herausstellen werde «zwischen den Interessen der revolutionären Arbeiter in westlichen Ländern und den Interessen der Sowjetmacht».

Sachs schloss mit einer «Warnung an die kommunistischen Parteien der industriell entwickelten Länder insgesamt, dass sie auf dem jetzigen Wege, der sehr scharf bestimmt und nach unseren Gefühlen zu scharf bestimmt ist von den Interessen der russischen Staatspolitik, ein Gegengewicht schaffen müssen, nicht durch Reden, sondern durch ihre praktisch reelle Leistung und durch die Offenheit ihrer Kritik, die sie hier auszuüben haben».

In der bolschewistischen Partei meldete sich ebenfalls eine Opposition gegen die NEP zu Wort, die Gruppe der «Arbeiteropposition». Sie war in Petrograd zu Hause, dem westlichsten Vorposten der Revolution. Von der Stadt, die in wenigen Jahren Lenins Namen tragen wird, gingen seit einem Jahrhundert die entscheidenden revolutionären Impulse aus. Mit seinem kampfgeschulten Industrieproletariat, das 1905 in blutigen Aufständen und Massenstreiks dem Zaren bürgerliche Freiheiten abgetrotzt hatte und zum Schöpfer der Sowjets (Räte) der Arbeiterdeputierten geworden war, mit der geistig-politisch regsamsten Intelligenzschicht von ganz Russland leistete sich Petrograd auch unter dem Sowjetregime Seitensprünge von der offiziellen Parteilinie. Es war eine schöne blonde Frau, die das Wort ergriff, Alexandra Kollontai. Mehr als Verfechterin der «freien Liebe» den ausländischen Genossen bekannt denn als Verfechterin der «freien Initiative» der Arbeiter, schleuderte sie mit «romantischer Leidenschaft» (Trotzki)

in den Thronsaal, dass es eine andere Alternative gebe: «Weshalb vergessen wir immer, wenn wir den Ausweg suchen, dass es noch eine grosse Kraft in Russland gibt, die noch nicht bis zum Ende ausgenutzt ist? Diese Kraft ist – die schöpferische Kraft unserer Arbeiterklasse.» – «. . . gerade die schaffende, lebendige Kraft des Proletariats ist es, die die neuen Methoden der Produktion schafft, die die Produktionskraft erzeugen. Aber damit das Proletariat schaffen kann, muss es auch Raum haben, muss es die Möglichkeit haben, seine Initiative zu äussern. Und diese Initiative wird bei uns immer mehr gelähmt durch unser gegenwärtiges System.»

Aufrüttelnde Worte, aber gegen den herrschenden Wind gesprochen, der den «Linken» aller Schattierungen und Gruppierungen so scharf ins Gesicht blies, dass sie kuschelten und erst im Lux die Sprache wiederfanden.

«Nachts wurden geheime Konferenzen abgehalten, wo Bela Kun, Rákosi und Alpari gegen Lenin, Trotzki und die anderen bolschewistischen Führer der Internationale intrigierten», erinnert sich Richard Neumann, recte Fritz Sturm, der damals, obwohl oppositionell eingestellt, im Unterschied zu seinen Partei- und Zimmergenossen, den sudetendeutschen Delegierten Karl Kreibich und Bruno Köhler, für Lenin eintrat. «Auch die Kollontai selbst tauchte im Lux auf und versuchte, Anhänger für die ‚Arbeiteropposition‘ zu gewinnen, wie sie es schon in den Couloirs des Kreml getan hatte. Da fing sie uns ab und erzählte uns schreckliche Geschichten von den Verfolgungen in Petrograd, denen alle ausgesetzt wären, Sozialrevolutionäre, Menschewisten, Anarchisten oder bolschewistische Oppositionelle.» In der Tat kam der Altbolschewik Schljapnikow ins Gefängnis. Lenin bewirkte seine Freilassung und gestattete ihm später, nach Paris zu emigrieren, wo Schljapnikow als einfacher Arbeiter lebte. Lange Jahre soll er in den Stiefeln herumgelaufen sein, die ihm Bela Kun

«der «beste Beschaffer» der Komintern – in den Tagen des II. Weltkongresses über die in armseligen Baststiefeln steckenden Füsse überziehen liess. Von Heimweh getrieben, kehrte er angeblich nach dem Zweiten Weltkrieg in die Sowjetunion zurück – und wurde umgebracht.

Die überwiegende Mehrheit der Delegierten zeigte sich jedoch gegen Intrigen und oppositionelle Einflüsterungen gefeit, zumal die treue Mannschaft Lenins gleich zur Stelle war, um die unterschiedlich motivierten Angriffe auf die Neue ökonomische Politik abzufangen. Vom Präsidiumstisch herunter kanzelten Trotzki, Radek und Bucharin die schöne Alexandra Kollontai ab; völlig unbeeindruckt von ihrem weiblichen Charme und ihrer politischen Leidenschaft (die sie später, von 1923 bis nach dem Zweiten Weltkrieg im diplomatischen Dienst der Sowjetregierung als Gesandtin und Botschafterin in den nordischen Ländern und in Mexiko zur Geltung brachte) belehrte sie der befehlsgewohnte Kriegskommissar: «Selbstverständlich hat das Proletariat eine ziemlich grosse Kraft und Initiative . . . aber wir haben nie gesagt, dass die Arbeiterklasse von Geburt aus alle die Fähigkeiten besitzt, um eine neue Gesellschaft zu konstruieren.» Und weiter gab Trotzki den verdatterten Genossen zu bedenken: «Wir sind nicht genügend stark und mächtig, um auf die kapitalistische Technik, die sich auch in kapitalistischer Form präsentiert, verzichten zu können ... die Hauptsache bleibt doch, dass die Avantgarde des Proletariats die Macht hierzulande hat, die Arbeiterklasse, durch ihre Avantgarde politisch und staatlich verkörpert . . .»

Sukkurs kam auch von einer Dichterin aus Holland, Henriette Roland-Holst, einer imponierenden Gestalt der Zimmerwalder Linken, die «in diesen historischen Augenblicken, wo die Wirtschaft so zerrüttet, wo die Not so schrecklich ist», ihr Vertrauen in die russische Politik bekundete. Dass der «äusserste Vorposten der Weltrevolu-

tion» seine Position halte, mit welchen Mitteln auch immer, war für sie die entscheidende Frage.

Differenzierter, polemischer, witziger verwies Bucharin die Kritiker in die Schranken. Wie denn anders als «komisch» konnte ein so klarsichtiger Marxist die düstere Diagnose und Prognose Alexandra Kollontais finden, die behauptete, «hier bildet sich eine neue Klasse von Spezialisten der Bürokratie und Bourgeoisie»? Und in der gleichen Tonart, nur eine schrille Oktave höher, «das ist eine neue Klasse, sie wird immer stärker werden, und wir werden eine dritte Revolution gegen diese Klasse brauchen»?

Weit vorausschauendes Denken bei der schönen Blondine zu vermuten, wäre wirklich grotesk gewesen! Ihr Gedankensprung «aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit» liesse sich nur mit der Regeneration «alter menschwistischer Erinnerungen» erklären und schon hatte Bucharin die Lacher auf seiner Seite.

Die ernstesten Passagen seiner langen Rede riefen die Zuhörer ins Reich der Notwendigkeit zurück. Da gab es freilich nichts zu lachen. Klipp und klar stellte Bucharin die Frage: «Können wir aushalten oder nicht? Werden wir aushalten oder nicht?» Und weil man diese Frage (schicksalsschwer auch für die Repräsentanten der revolutionären Arbeiterbewegung im Saal) «nicht mit absoluter Sicherheit» beantworten könne, bestünde jetzt die Hauptaufgabe der Bolschewiki darin, «Zeit zu gewinnen».

Im Todesschatten der Hungersnot – mindestens 25 Millionen Menschen waren davon betroffen – klang alles so vernünftig, was da gesagt wurde, dass im Auditorium die Meinung Oberhand gewann, Staatskapitalismus hin, Staatskapitalismus her, man müsse der Realität ins Auge sehen. Das Wichtigste sei, die Bolschewiki behielten die politische Macht fest in ihren Händen.

Ohne weitere Debatte verabschiedeten die Delegierten eine Resolution, worin es unter anderem hiess:

«Der Kongress billigt einmütig die Politik der Kommunistischen Partei Russlands, die von Beginn an in jeder Situation die drohenden Gefahren richtig erkannt und treu den Grundsätzen des revolutionären Marxismus immer Mittel und Wege gefunden hat, sie zu meistern.» (Die «Erholungspause», zu der hiermit die Kommunistische Internationale ihr Placet gab, dauerte sieben volle Jahre – Jahre des Zeitgewinns auch für einen Mann im Hintergrund, seine Macht zu festigen: Stalin.)

Dass einer von diesen zahllosen Bespürnissen einmal eine grosse Parteikarriere machen, selber ins Lux einziehen würde, als rechte Hand von Georgi Dimitroff, wie er heute die rechte Hand von Breschnew für die westlichen kommunistischen Parteien im ZK-Sekretariat ist, scheint auf ein Wunderkind hinzudeuten: Boris Ponomarjow, Leiter der internationalen Abteilung. Der ägyptische Staatschef Sadat schreibt allerdings in seinen Memoiren, dass Moskau ihm einen «Sowjetmenschen» geschickt habe, der wohl «der dümmste Mensch» gewesen sei, dem er je in seinem Leben begegnet wäre. Aber das ist eine orientalische Übertreibung. Wer Boris Ponomarjow so gut kennengelernt hat wie ich, weiss, dass seine Linientreue und Ergebenheit für den jeweiligen Herrn ihn allzu oft dazu verleiten, seine eigene Intelligenz unter den Scheffel zu stellen. Ausserdem dürfte die ägyptische Sphinx weniger sein Spezialgebiet gewesen sein, wie es jetzt der Eurokommunismus ist.

Zunächst machte der Himmel alle Hoffnung auf die NEP zunichte: Gnadenlos dörnte er in jenen Sommerwochen des Jahres 1921 die Felder der wichtigsten Anbaugelände in den Weiten Russlands aus. Wie konnte sich angesichts der Naturkatastrophe Lenins «Naturalsteuer» auf die Lage der Bauern und auf die der Städter auswirken, wenn es keine Naturalien gab? Und auf dem flachen Land Mensch und Vieh zu Hunderttausenden, zu Millionen verendeten?

Im Lux sass ein junger Deutscher «enttäuscht und untätig» herum, und wir müssen Willi Münzenberg, den Vertreter der Jugendinternationale, rasch beim braunen Schopf packen, denn nur dieses eine Mal hat er hier gewohnt. Ihm genügte anscheinend nicht seine Unterschrift auf dem Dokument, das einmütig die Politik der Kommunistischen Partei Russlands billigte. Politische Deklarationen ohne praktische Auswirkung hatten für einen Mann seiner Art, der den Marxismus als Anleitung zum Handeln verstand, wenig Bedeutung. So griff er mit Begeisterung den Vorschlag Lenins auf, «proletarische Hilfsaktionen für das hungernde Russland im internationalen Massstab zu organisieren». Babette Gross berichtet in der ihrem Mann gewidmeten politischen Biographie, dass Willi Münzenberg als Schöpfer der IAH (Internationale Arbeiterhilfe) von 1922 bis 1923 vier Millionen Kilogramm Nahrungsmittel nach Russland schickte. Für seine Hilfsaktion gewann er namhafte Intellektuelle, Schriftsteller und Künstler in ganz Europa.

In der warmen Abendluft schlenderten dann die ausländischen Genossen, erleichtert nach jener anstrengenden Plenarsitzung (die siebzehnte von insgesamt vierundzwanzig), über den Roten Platz die Twerskaja hinauf, zurück ins Lux.

Unten auf der Strasse verscheuchten Milizionäre die Rudel bettelnder Kinder. Schmutzstarrend, verlaust, streunende Hündchen, die von Abfall lebten – Überbleibsel des Bürgerkrieges. Noch viele Jahre werden die sogenannten «Besprisornis», obhutslose Kinder, in Scharen sich zu Diebsbanden zusammenschliessend, als Stadt- und Landplage zum Erscheinungsbild der Sowjetunion gehören.

Die Heimkehr in die verwanzten Zimmer, sei es an jenem Abend des 9. Juli, nach einem Kongresstag von eminenter historischer Bedeutung, sei es an vorangegangenen

Abenden, da alle schon müde und verdrossen wegen der endlosen Debatten rund um die leidige deutsche «Märzaktion» waren – laut Protokoll wurde sie zweiundneunzigmal abgehandelt, die zweifelhafte Haltung der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands einhundertundviermal, und der Name Paul Levi, den die V.K.P.D. wegen seiner scharfen öffentlichen Kritik an Zentrale und Komintern ausgeschlossen hatte, entfachte gar einhundertzehnmal Entrüstung –, sei es an den kommenden Abenden, die unter Lenins Devise «heran an die Massen» standen, diese Heimkehr war für manchen der abgekämpften Kongresskrieger mit der angenehmen Aussicht verbunden, dass er schon sehnsüchtig erwartet wurde.

Zarte Händchen würden in seinen Hosentaschen herumgrapschen, auf der Suche nach einem Mitbringsel vom Kremlbuffet, etwas Süßes vielleicht, eine Zigarette, eine Nuss? Nüsse gab's ja jeden Tag eine kleine Menge . . . «Nur für euch, Genossen, greift zu . . .!» animierten die Bolschewiki ihre Gäste. Zum Rauchen gab's wenig oder nichts. Längst hatte es sich herumgesprochen, dass der oder jener führende Genosse vom Präsidiumstisch zu den Delegierten hinunterstieg, um eine Zigarette, ein wenig Tabak für die Pfeife zu schnorren.

Die Händchen trugen keinen Trauring – wichtig allein war der Trauschein. Eine Reihe der Kongressteilnehmer hatte sich nämlich unterdessen mit den russischen Bettgenossinnen auf dem Bezirksstandesamt «registrieren» lassen: eine höchst einfache Prozedur der Eheschliessung, bei der niemand danach fragte, ob der ausländische Bräutigam nicht vielleicht schon Frau und Kind daheim hatte, die einheimische Braut irgendwo einen sitzengelassenen legitimen Gatten. Da die sowjetischen Gesetze ohnehin nicht im Ausland anerkannt wurden, war eine solche Lux-Ehe für den männlichen Teil völlig risikolos. Für den weiblichen Teil hingegen war sie von unschätzbarem Wert: Die Jung-

vermählte empfing als Morgengabe einen ab nun gesetzlich geschützten Wohnraum, aus dem sie niemand hinauswerfen konnte, selbst dann nicht, wenn der holde Gatte gen Westen abschwirren würde, um wiederum seiner revolutionären Pflicht zu genügen. Vielleicht nahm er sie gar ins kapitalistische Ausland mit? Auch das war ein günstiger Aspekt der raschen Einheirat ins Lux. Doch worauf immer die Gattinnen spekulierten – sie machten die Rechnung ohne den Wirt: Die Kominternexekutive veranlasste ihre Delogierung.

Nach Kongressschluss erhielt der Schweizer Jules Humbert-Droz – soeben zusammen mit Mátyás Rákosi und dem Finnen Otto Kuusinen ins Sekretariat des EKKI berufen – als eine der ersten Aufgaben im langjährigen Dienst der Internationale den grossen Kehraus im Lux zugewiesen. Es war die erste «Säuberung», gesetzwidrig und daher auch nur mit Hilfe der Tscheka zu bewerkstelligen, die dem Absteigquartier der Komintern widerfuhr.

Ein Holländer namens Jansen, Kunstmaler und Kommunist, EKKI-Mitglied seit dem II. Weltkongress, blondbärtig im Gegensatz zu Jules, dem sein schwarzer Bart, das wirre schwarze Haupthaar, die hohen Stiefel und die Russenbluse das gefährliche Aussehen eines waschechten Muschiks verliehen, sekundierte ihm beim Hinauswurf der verlassenen «Delegiertengattinnen», die in ihrer «Mehrheit aus dem Bürgertum oder aus der russischen Aristokratie stammten». Den zeternden, sich auf das Sowjetgesetz berufenden Damen die Massnahme begreiflich zu machen, scheiterte nur an deren Widerspenstigkeit. Denn «Sprachschwierigkeiten gab es keine, alle konnten Französisch, Deutsch oder Englisch». Jules Verdacht, dass sich unter jenen weiblichen «Parasiten» auch wohlplacierte «konterrevolutionäre Agentinnen» befanden, die sich da in den «geräumigsten und schönsten Zimmern des Lux» eingenistet hatten, während die Komintern-Funktionäre mit «engen

und dunklen Hofzimmern» vorliebnehmen mussten, dürfte wohl nicht ganz unberechtigt gewesen sein.

Zahlreiche Delegierte mussten gleichfalls mit sanfter Gewalt zur Abreise gezwungen werden. «Sie fanden das Dolcevita des Lux angenehmer als den Kampf der Arbeitermassen in ihren eigenen Ländern. Im Allgemeinen waren es gerade die revolutionären Phrasendrescher, die es vorzogen, so lange wie möglich der Arbeit, dem revolutionären Kampf, ihren Familien fernzubleiben», empörte sich Jules Humbert-Droz, der schon zwei Monate vor dem Kongress eingetroffen war und sein dunkles Hofzimmer mit dem deutschen Delegierten Friesland teilen musste. Unter dem geographischen Decknamen versteckte sich in seiner kurzen KPD-Karriere der nachmalige Regierende Bürgermeister von West-Berlin, Ernst Reuter, der sowjetischen Besatzungsmacht nach dem Zweiten Weltkrieg ein Dorn im Auge: Ein abtrünniger Kommunist, der sich zum westlich orientierten SPD-Mandatar gewandelt hatte, war den Sowjets besonders dubios.

Dass es ausgerechnet ein früherer Pastor war, dem die Komintern-Bolschewiki die Austreibung der Sünde wider den Heiligen Geist der Revolution anvertrauten, bewies gute Kaderpolitik. Niemand anderer von den möglichen Anwärtern als Jules Humbert-Droz hätte mit solch innerem Eifer und gerechtem Zorn die Säuberungsaktion durchgeführt. Der ehemalige Kanzelredner gegen den Krieg und Militärdienstverweigerer, den Lenin 1916, nachdem er seine Verteidigungsrede vor dem Schweizer Militärgericht gelesen hatte, mit dem Ausruf kennzeichnete: «Mein Gott, was für ein Spiessbürger des Tolstojanertums!», war auch als Kommunist und hoher Komintern-Funktionär ein Verfechter moralischer Grundsätze. Es sprach nicht für Lenins Menschenkenntnis, dass er nicht sogleich erkannte, welche revolutionäre Kampfnatur, welcher aufrechter, unbeugsamer Geist in diesem Protestan-

ten steckten, der damals, immerhin erst fünfundzwanzig Jahre alt, seit zwei Monaten mit seiner Jugendliebe Jenny Perret verheiratet und Redakteur der sozialistischen Zeitung *Sentinelle* in La Chaux-de-Fonds, dem Zentrum der Schweizer Uhrenindustrie, kühl und bestimmt dem Militärrichter ins Gesicht sagte: «Gewiss ist Dienstverweigerung ungesetzlich. Vielleicht wäre ich als Sozialdemokrat Ihren Befehlen gefolgt. Aber als Christ befrage ich mich selbst. Mein Gewissen befiehlt es mir. Und es ist mir lieber, allein mit meinem Gewissen gegen eine ganze Welt zu marschieren als ohne Ideal zu leben.»

Die Gesinnung eines «Anarchisten», der sich, wie er sagte, auf den «Anarchisten Jesus Christus» berief, trug Humbert-Droz sechs Monate Gefängnis ein. Seine Anklagerede gegen den Krieg wurde von den Jungsozialisten der romanischen Schweiz unter dem Titel *Krieg dem Kriege* in 15'000 Exemplaren verbreitet und fand ausser bei jenen, die der militanten Parole Lenins «Umwandlung des Krieges in den Bürgerkrieg» folgten, ein begeistertes Echo.

Mit der Oktoberrevolution kam für den christlich motivierten Antimilitaristen, den «spiessbürgerlichen Tolstojaner», die Stunde der Wahrheit. Aus dem Anruf der sozialistischen Revolution die Botschaft der Bergpredigt heraushörend, von frühester Jugend an auf der Seite der «Seligen, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit», beschritt er von nun an den Weg zum Sozialismus, den die russischen Bolschewiki gewiesen hatten. Nach Moskau brachte er im Marschgepäck sein Gewissen mit. Und den Glauben, «die da sassen am Ort und Schatten des Todes, denen ist ein Licht auf gegangen».

Schon 1920, auf dem II. Weltkongress, zu dem ihn die Schweizer sozialistische Linke delegierte, plädierte Humbert-Droz für den Anschluss an die Dritte Internationale. Im Licht der neugewonnenen politischen Erkenntnis und eines Ideals, das wie kein anderes den kämpferischen Men-

schen herausforderte, ihm das Kreuz auferlegte, sich mit den «Mitteln» abzufinden, die der «Zweck heiligt», verlor er alsbald die äusseren und inneren Bindungen an das konventionelle Christentum.

«Du weisst es, Du hast es verstanden, dass ich kein Christ mehr bin», schrieb Jules seiner im Lux verbliebenen Jenny von unterwegs – auf seiner ersten Missionsreise im Dienst der Internationale nach Paris –, «oder zumindest einer, der sich so von dem unterscheidet, was man gemeinhin darunter versteht, dass ich es als aufrichtiger Mensch für meine Pflicht halte, nicht weiter einen Namen zu tragen, der meinem Glaubensinhalt nicht entspricht. Ich lebe mein Leben so ehrlich wie möglich. Ich schöpfe mein Glück aus dem Kampf, aus Deinen Augen, aus Deinen Armen, aus Deinem Herzen. Es ist dieser Kampf, der Dich mir entreisst, der uns trennt. Vergib ihm das, was er Dir nimmt, indem Du daran denkst, was er Dir gibt.»

Selten hat das Lux eine solche Lieb- und Partnerschaft, ein solches harmonisches Familienleben mit den beiden Kindern gesehen wie das der beiden aus der christlichen Jugendbewegung zur revolutionären Arbeiterbewegung hingestossenen Eidgenossen. Sie lernten rasch das «ABC des Kommunismus» von Bucharin, dem «Liebling der Partei», der das Musische in ihr verkörperte, die «sanfte und reine Seele», leicht zu Tränen gerührt und gleichzeitig ein «Lausbub» voller spassiger Einfälle, der bei todernsten Kommissionsberatungen Karikaturen zeichnete, darunter einige von seinem Anhänger Humbert-Droz. Lange, spitz vorspringende Nase, auf der ein Kneifer vor engstehenden, scharfblickenden Augen sitzt, darüber ein hohes, riesiges, schräges Stirndach, dessen First ungebärdige schwarze Löckchen zieren, und eine untere Gesichtspartie, die in den dünnen langen Hals fliehen will, aber von dem vorgebauten energischen Kinn daran gehindert wird – so sah für Nikolai Bucharin der seiner Kirche abtrünnig gewordene

Pastor aus, und um das lebenswürdige Spottbild sinnig zu komplettieren, zeigte er den Genossen Droz (in einer Variante) nackt bis zum Feigenblatt hinunter, hängte ihm einen Bogen um, eine Weintraube über die Schulter: «Eros und die Internationale», der Traum vieler kommunistischer Romantiker. (So auch Ernst Fischers, bevor er ins Lux einzog.)

Was ein Zeichenstift vermochte, die Integration des heidnisch-heiteren Gottes Eros, mythologische Verkörperung der Liebe, der Hingabe an alles «Schöne, Wahre und Gute», in die Arbeitswelt der Komintern, in der die Philosophie von Karl Marx, der historische und dialektische Materialismus das Denken bewegte – bei Zeus! nicht der dialektische Idealismus von Plato –, das gelang dem Sex-Säuberer Humbert-Droz zumindest im privaten Bereich. Richtiger: im privatpolitischen, weil beides zusammenfiel, weil der eine Bereich sich mit dem anderen deckte. Getreulich lautete daher die kommunistische Übersetzung des landläufigen «ein Herz und eine Seele» bei Jenny und Jules: «*Ein Denken, ein Gewissen, ein Kampf.*» Eros und Psyche hatten einander gefunden, und sie lebten den gottlosen Genossen vor, dass die Liebe «ewiglich währt».

Zahllose zärtliche Briefe, stets auch hochpolitischen Inhalts, gingen von beiden Seiten zwischen dem Lux und dem Ausland hin und her, wenn die Missionsarbeit im Auftrag der Internationale das Paar trennte. Ihre Beförderung war oft nur auf konspirativen Komintern-Schleichwegen möglich; und dass ihre Aufbewahrung über alle Fährnisse hinweg glückte, ist geradezu ein Mirakel; denn ab 1928/29, in der Stalin-Zeit, wurden die Briefe abgefangen, geöffnet oder nicht mehr ausgehändigt.

Dem EKKI-Sekretär, der «ohne Ideal nicht leben konnte», zehn Jahre gewissenhaft seinen Innen- und Aussendienst im Komintern-Apparat versah (Spezialgebiet: Beratung der romanischen Länder-Sektionen Frank-

reich, Italien, Spanien, Portugal, Lateinamerika usw.), wurde die pastorale Glaubensfestigkeit schlecht gedankt. Als er sich erkühnte, auf einer Synode mit eigenen Thesen gegen den Generalvikar und – künftigen – Papst aufzutreten, sprang der ehemalige georgische Priesterseminarist wütend auf, beschimpfte den Bruder masslos und brüllte: «Geh zum Teufel!»

Humbert-Droz kam erst später der Aufforderung Stalins nach und entging so der Hölle: In ihr verschwanden nach und nach einige Mitunterzeichner des Verdammungsurteils (Pjatnitzki, Losowski, Bela Kun, Manner Kullervo), das der Generalvikar auf einen Zettel gekritzelt hatte:

«Das Präsidium des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale verurteilt entschieden die heuchlerisch opportunistische Erklärung des Genossen Humbert-Droz, die in Wahrheit darauf abzielt, die rechten Elemente der deutschen Kommunistischen Partei zu unterstützen.

Das Präsidium stellt fest, dass diese Erklärung ein nichtswürdiger Angriff auf die Komintern ist.» (19. Dezember 1928) Von da ab wurde dem Protestanten gegen die verhängnisvolle ultralinke Politik der KPD, derzufolge die Sozialdemokraten als Sozialfaschisten abgestempelt wurden, nur mehr das Brot der allerärmsten Armen zugeteilt: die vierte, das heisst letzte Kategorie der Lebensmittelkarten.

«Das Leben in Russland ist unerträglich geworden . . .», mit der gleichen Formel – eingeschränkt auf das Absteigquartier, dessen Stammgast er wurde – charakterisierte Humbert-Droz die erste Hochsaison: «Das Leben im Lux ist unerträglich geworden.» Ihn ärgerten «die Besuche von Freunden und Freundinnen, die ihre Zeit damit verloren, oft bis spät in die Nacht hinein zu schwätzen» . . . «Ernsthaft sich an die Arbeit zu machen», gelang ihm erst, nach-

dem er am Sitz der Komintern einen «eigenen Büroraum» erhalten hatte: Es war der Raum, wo drei Jahre zuvor der Mord an Graf Mirbach geschehen war, verübt von dem linken Sozialrevolutionär Blumkin alias Safir (6. Juli 1918).

Auf dem Kongress wurde ungeheuer viel geredet. Anträge wurden eingebracht, Reden, Ansprachen und Referate gehalten, es wurde dafür-, dagegen- und dazwischengeredet. Nachdem Sinowjew, der wiedergewählte Vorsitzende der Kommunistischen Internationale, sein Schlusswort in der Nacht vom 12. auf den 13. Juli um 2.30 Uhr auf der 24. Sitzung beendet und der Deutsche Wilhelm Koenen den Kongress für geschlossen erklärt hatte, war das im Protokoll festgehaltene Redematerial so umfangreich, dass es hernach zwei dicke Bände mit insgesamt 1067 Druckseiten füllte. Eine gewaltige Arbeitsleistung des gesprochenen Worts! Rechnet man die der Übersetzer hinzu, ist sie überwältigend. Der II. Weltkongress hatte sich zur einzigen offiziellen Kongresssprache noch die deutsche erwählt; eine Umfrage hatte ergeben, dass fast allen Teilnehmern die Sprache von Karl Marx geläufig war. Diesmal wurde in mehreren Sprachen gesprochen, und die russischen Hauptredner verblüfften das Auditorium mit ihrer polyglotten Zungenfertigkeit. Erstaunlich auch für manche Neulinge, dass die Manöverkritik sich des Zitierens aus den Büchern der Schriftgelehrten enthielt: Nur dreizehnmal gedachten die Redner der beiden Weisen Marx und Engels, obwohl ihre schwarz- und blondbärtigen Riesenköpfe, von rotem Fahmentuch drapiert, an der Stirnseite des goldstrotzenden Thronsaals den Sieg der sozialistischen Idee verkündeten.

Sollten einmal die politischen Streitfragen, an denen sich zur ersten Hochsaison im Lux viele der hellsten Köpfe der internationalen Arbeiterbewegung entzündet hatten, nur noch die Historiker interessieren – was allerdings unwahrscheinlich ist –, dann möge aus dem Wust von Papier, in

dem alles Sachliche aufgezeichnet ist, der fühlende Mensch jedoch darunter begraben liegt, eine winzige Geste herausragen: die Geste des Genossen Radek, wie er bei der Ausspeisung am Kremlbuffet dem zerstreuten Lenin den leergegessenen Teller vorsichtig wegzieht und einen zweiten, vollen Teller hinschiebt, damit Wladimir Iljitsch nicht gleich den anderen Genossen hungrig den Tisch verlasse.

In die moderne Sowjet-Historiographie ging diese Lesebuchgeschichte bislang nicht ein, weil Stalin bekanntlich mit Radek kurzen Prozess machte (1937) und er in den Steppen Kasachstans, ohne sein genaues Todesdatum zu hinterlassen, aus dem Leben schied.

Hatten die Schwarzseher unrecht, als sie meinten, der III. Weltkongress würde nicht stattfinden und sie müssten aus dem Lux wieder heimfahren, so täuschten sich vielleicht auch die «Hellseher»: Genau zwanzig Jahre später, am 22. Juni 1941, kündigte sich für ganz Moskau tiefe Dunkelheit an – in den ersten Nächten des nun auch über die Sowjetunion hereingebrochenen Zweiten Weltkrieges. Am 21. Juli erlebte die Metropole der erträumten Weltrevolution den ersten deutschen Luftangriff.

Ika und der Ferne Osten

Hoch über der Nemirowica lag das Zwei-Zimmer-Appartement mit den Nummern 20/21 des Schweizer Ehepaars Jenny und Jules Humbert-Droz. Von dort aus bot sich damals, 1928, ein noch unverbauter weiter Ausblick auf die vom Grossen Brand anno 1812 verschonten Kremeltürme, über den Roten Platz und die Basiliuskuppeln hinweg bis zu den fernen, jenseits der Moskwa liegenden Stadtteilen, auf das pittoreske Chinesenviertel «Kiteigorod» und hinunter auf die sich noch eng dahinwindende, altherwürdige Twerskaja: Es war ein Prachtblick sondergleichen auf die alte Moskowiterstadt, der zu historischen Reminiszenzen anregte, Iwan den Schrecklichen, Stenka Ras in, Napoleon und an erster Stelle Lenin heraufbeschwor, nun schon seit fünf Jahren in seinem hölzernen Mausoleum zu Füßen Stalins liegend, dem er* die Nachfolge nicht hatte anvertrauen wollen . . . Doch der Georgier hatte sie sich bereits endgültig angeeignet, wie es der eben zu Ende gegangene, in vieler Hinsicht unerfreuliche VI. Weltkongress bestätigte, auf dem Trotzki's Appell um Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Genossen abgelehnt worden war.

Bis spät in die stillen Moskauer Nächte klapperten die beiden fleissigen Eidgenossen auf der Schreibmaschine – die Endredaktion der Protokolle eben jenes VI. Weltkongresses erforderte viel Arbeit von allen Sprachkundigen. Dabei konnten sie durch die Wand hören, dass der junge Deutsche nebenan, auf Nr. 19, gleichfalls noch an der Arbeit war. Auch dort klapperte eine Maschine.

Er schien zu diktieren. Kräftige Schritte gingen im

Rhythmus schleppender Synkopen auf und ab. Sie verrieten, dass der Mann hinkte. Zweieinhalb Zentimeter fehlten seinem rechten Bein zur natürlichen Länge; selbst durch Zimmerwände hindurch war sein Gang unverkennbar. Für einen polizeilichen Steckbrief ein ideales Merkmal.

Das Mädchen, dem der junge Deutsche zu diktieren pflegte, hiess Hete Linke und wohnte nur zwei Zimmer weiter auf Nr. 17. Sie wird sich später an ihren Landsmann, der mal mit, mal ohne Frau auf demselben Korridor Quartier bezogen hatte und immer eine Menge journalistischer Arbeiten direkt in die Maschine diktierte, als an einen «wirklich liebenswerten Menschen» erinnern, einen «klugen Kopf», einen Genossen, der bei gemeinsamen Festen «sehr fröhlich» sein konnte. Angeblich kannte sie ihn nur unter dem Namen «Ika».

In der Tat liess sich ihr Arbeitspartner von seinen Frauen, Freunden und engsten Genossen stets Ika nennen, und er behielt auch später in seiner gut gehüteten Intimsphäre diesen jugendhaften Kosenamen bei, als er in seiner noch strenger gehüteten politischen Intimsphäre schon bedeutungsvoll «der Doktor» genannt wurde.

Für die Nachbarn Jenny und Jules hiess der junge Deutsche, der da so häufig bis spät in die Nacht hinein diktierte und mit dem sie ansonsten wenig nachbarlichen Umgang hatten, anders: schlicht und einfach Sorge.

Ob es ein düsterer Deckname war, im Widerspruch zur hörbar heiteren Wesensart, aber im Einklang mit der äusseren Erscheinung – dunkler Haarschopf, tiefliegende dunkle Augen, von dichten, schräg zur Nasenwurzel verlaufenden Brauen überschattet, und, obwohl gross und kräftig gewachsen, ein «Gezeichneter» mit dem Hinkebein, dem «Teufelsfuss» –, das fragten sich die beiden Schweizer nicht.

Als langjährig trainierte Lux-Bewohner fragten sie auch nicht danach, in welchen Missionen der Kominternange-

stellte, der für die deutsche Sektion in der Presseabteilung arbeitete, öfter ins Ausland geschickt wurde, was an seiner ständig aufgefrischten, eleganten Garderobe leicht zu erkennen war. Sie registrierten kaum sein Verschwinden und Wiederauftauchen, bis er eines Tages, so gegen Ende 1928, endgültig verschwand, das heisst kein nächtliches Maschineklappern und kein Synkopenschritt mehr auf seine Anwesenheit hindeuteten.

Das Zimmer Nr. 19 bezog dann der mit ihnen befreundete Genosse Egidio Gennari, Mitbegründer der italienischen KP und EKKI-Mitglied, der noch lange Jahre im Lux unter dem Parteinamen «Maggi» lebte und 1942 in der Sowjetunion verstarb.

Sein Zimmervorgänger geriet in Vergessenheit. Auf demselben Korridor hätten nur zwei Frauen, jene Hete Linke und Alice Abramowitz, eine aparte, intelligente Person, die im Lux-Namenregister gleichfalls einen geheimen Stellenwert hat, Auskunft darüber geben können, was aus Jennys und Jules' Nachbar geworden war.

Der junge Deutsche, der aus dem Lux ins Dunkel ging, tauchte erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder auf – postum, mit vollem richtigen Namen und in sensationeller Aufmachung: «Dr. Richard Sorge – der Meisterspion der Sowjets.» So oder unter ähnlichen Titeln wurde er von amerikanischen und westeuropäischen Nachrichtenmagazinen, Illustrierten und sonstigen Presseorganen ins grelle Licht der Öffentlichkeit gestellt, später, 1961, auch als Filmfigur ins noch grellere Licht der Scheinwerfer, die sein Leben und Sterben ausleuchteten. Yves Ciampi, der französische Autor und Regisseur des Films, fragte publikumswirksam mit Recht: «Wer sind Sie, Dr. Sorge?»

Die erste Spurensicherung der Tätigkeit des sowjetischen «Meisterspions» im Fernen Osten, die insgesamt zwölf Jahre, von 1929 bis 1941, unentdeckt blieb, bis ihn schliess-

lich die japanischen Verfolger zur Strecke und als ersten Europäer an den Galgen brachten, hatte ein gewisser Charles Willoughby vorgenommen, Generalmajor und Geheimdienstchef im Stabe von MacArthur, dem seinerzeitigen Oberbefehlshaber der US-Besatzungstruppen nach der bedingungslosen Kapitulation Japans am 2. September 1945.

Willoughby, mit der Aufgabe betraut, nach japanischen Kriegsverbrechern zu fahnden, den fernöstlichen Anwärtern auf einen Prozess vor dem internationalen, 1946 in Tokio errichteten Militärtribunal, peilte bei der Durchsicht von Akten des Kriegsministeriums und der Geheimpolizei («Kempeitai») auch den «Fall Sorge» an – eine Spionagesache grössten Ausmasses zugunsten der Sowjetunion, wovon dem CIA schon einiges zu Ohren gekommen war.

Die Sprengung des für Moskau operierenden Spionageringes, der sich Gruppe «Ramsay» nannte, war den japanischen Abwehrorganen trotz jahrelanger Bemühungen erst mitten im Zweiten Weltkrieg, im Oktober 1941, gelungen. Zu einem Zeitpunkt also, da sich der Krieg noch nicht global ausgeweitet hatte (der Überraschungsangriff der Japaner auf den amerikanischen Flottenstützpunkt Pearl Harbor erfolgte erst zwei Monate später, am 7. Dezember), die Sowjetunion aber bereits in die Aggressionsakte Hitlers einbezogen war: Die Panzer der deutschen Wehrmacht rollten gefährlich nah an Moskau heran, als in Tokio die ständige Funkverbindung zur Zentrale ausfiel und Richard Sorge unter seinem Code-Namen «Ramsay» keine weiteren Meldungen mehr durchgeben konnte.

Durch die Verhaftung der aus drei Deutschen, einem Jugoslawen und zwölf Japanern bestehenden (Kern-)Gruppe «Ramsay» versiegte eine langjährige Informationsquelle von kaum abschätzbarer Bedeutung für das gesamte Kriegsgeschehen – Willoughby bezifferte sie mit «mehreren Millionen Dollar» für die Sowjetunion, was sich im

Nachhinein wie eine zynische Milchmädchenrechnung ausnimmt angesichts der Tatsache, dass einer der letzten Funksprüche «Ramsays» der Moskauer Zentrale versichert hatte: «Der Sowjetische Ferne Osten kann als sicher vor einem Angriff Japans erachtet werden.» (Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs gab «Ramsay»-Sorge recht. Die Sowjetunion musste keinen Zweifrontenkrieg führen, ihre sibirischen Truppen wurden für die Schlacht um Moskau und Stalingrad freigesetzt. Dennoch war Generalissimus Stalin bei der grausigen Endabrechnung der Amerikaner im Fernen Osten mit von der Partie: Zwei Tage nach Abwurf der Atombombe auf Hiroshima, am 8. August 1945, verkündete die UdSSR ihre Kriegserklärung an Japan, sowjetische Truppen marschierten in die Mandschurei ein und demontierten die dort befindlichen Grossanlagen der japanischen Rüstungsindustrie.)

Für Generalmajor Willoughby war die Nebenausbeute seiner Archivalsuche, das aufgefundene Material über die Tätigkeit der Gruppe «Ramsay», in mehrfacher Hinsicht höchsten Interesses und gründlicher Nachforschungen wert. Der dritte, der Kalte Krieg, stand vor der Tür, und Willoughbys Chef, General MacArthur, hatte flugs seinen Stiefel in dem Spalt, der sich zwischen den westlichen Alliierten und der Sowjetunion nach dem gemeinsam errungenen Sieg über Hitler-Deutschland auftrat. Anhand der Sorge-Akten war demnach nicht nur eine einzigartige Gelegenheit gegeben, die Methoden des sowjetischen Nachrichtendienstes zu studieren, ihre konspirative Perfektion (die dem «Kollegen» Willoughby staunende Bewunderung abnötigte, er bezeichnete Richard Sorge als «konspiratives Genie»), es liess sich daraus auch, wenn man wollte, politisches Kapital schlagen; denn hier waren Kommunisten am Werk gewesen, keineswegs bezahlte Agenten üblicher Sorte, sondern Leute, die aus politischer Überzeugung den Kopf hinhielten. Vor solchen Spionen besonderer Art die

nichtkommunistische westliche Welt, vor allem die USA, zu warnen, wo der Vorsitzende des «Senatsausschusses zur Untersuchung unamerikanischer Umtriebe», McCarthy, sich bereits zur «Hexenjagd» auf angebliche und – der Wahrheit die Ehre – auch wirkliche Kommunisten rüstete (1947-1954), gab Willoughby zusätzlichen Auftrieb bei seiner Enthüllungsarbeit. Weitgehend förderte er das zutage, was die japanischen Behörden über die Gruppe «Ramsay» und Dr. Richard Sorge als Top-Secret-Sache verwahrten. Darunter Hunderte aufgefangener Funkmeldungen, Verhörprotokolle der Angeklagten, Untersuchungsergebnisse, das gesamte Prozessmaterial, und das wichtigste: das Geständnis des Hauptangeklagten Sorge und seine hinterlassenen autobiographischen Kerkeraufzeichnungen.

In seinem 1952 in New York erschienenen Buch *Shanghai Conspiracy* verarbeitete Willoughby dieses umfangreiche Material. Da selbstverständlich darin alle Fakten fehlten, die nur von sowjetischer Seite hätten beigebracht werden können, blieb die tendenziöse Verfälschung von Wahrheit und Kombination, Dokumentation und Fiktion über Jahre hinweg das Muster für alle darauf fussenden Sensationsberichte.

(Selbst eine so seriöse und um Objektivität bemühte Publizistin wie Margret Boveri war gezwungen, aus der vom Antikommunismus und Ungeist des Kalten Krieges getriebenen Quelle zu schöpfen, als sie ihr vierteiliges Werk *Der Verrat im XX. Jahrhundert* schrieb. Dennoch nimmt darin der geheimdienstlich tätige deutsche Journalist, den sie anlässlich ihres Japan-Aufenthaltes persönlich kennenlernte, einen ehrenvollen Platz ein, abgestützt von der Aussagekraft seiner Kerkeraufzeichnungen, die Willoughby erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hatte. Ursprünglich deutsch geschrieben, dann ins Japanische übersetzt, aus dem Japanischen ins Englische und wieder-

um ins Deutsche rückübersetzt, wurden sie auch für «östliche» Autoren zur Hauptquelle.)

Moskau schwieg lange zu den ausländischen Publikationen. Nachdem schon in der übrigen Welt der Name Dr. Richard Sorge einen spektakulären Ruf erhalten hatte, beschloss die Sowjetregierung, ihrem den Henkertod gestorbenen Helden an der unsichtbaren Front des Zweiten Weltkrieges das Heldentum zu bescheinigen.

Der Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR am 5. November 1964 «über die Verleihung des Ehrentitels ‚Held der Sowjetunion‘ an den Genossen Richard Sorge» verkündete nur ganz allgemein, ohne auf den zwanzigsten Todestag hinzuweisen: «Für hervorragende Verdienste gegenüber der Heimat und für Tapferkeit und Heldenmut wird dem Genossen Richard Sorge der Ehrentitel ‚Held der Sowjetunion‘ postum verliehen.»

Er trägt die Unterschriften des damaligen Vorsitzenden des Präsidiums, demnach Staatsoberhauptes A. Mikojan, und des präsidialen Mitgliedes M. Georgadse. Zufällig zwei Namen, die etymologisch Richard Sorges Herkunftsland heraufbeschwören: den Südkaukasus.

Erst nach diesem offiziellen Bekenntnis zu einem Genossen Sorge, der irgendwo, irgendwann seiner Heimat hervorragende Dienste geleistet hatte und anscheinend deshalb nicht mehr unter den Lebenden weilte, erst danach waren alle diejenigen der Schweigepflicht entbunden, «die den Revolutionär Richard Sorge kannten, denen das Herz voll war, ihn öffentlich zu ehren und ihn als Vorbild zu loben, darunter litten», dass es ihnen «aus begreiflichen Gründen verwehrt war, zu reden und [die feindlichen Lügen] richtigzustellen». (Gerhart Eisler in seinem Vorwort zu *Dr. Sorge funkt aus Tokyo*, 1965 im Deutschen Militärverlag der DDR erschienen.)

Nun, da die Kreml-Ampel, nach der sich die disziplinierten Verkehrsteilnehmer auf dem Weg zum Sozialismus

zu richten hatten, von Rot auf Grün geschaltet worden war, traten eine Menge alter Freunde und Lux-Genossen, Mitarbeiter der Gruppe «Ramsay» und in Pension gegangene ehemalige Kundschafterkollegen mit ihren Erinnerungen an Ika an die Öffentlichkeit. Die östliche Welt erlebte seither – und bis heute – einen Richard-Sorge-Boom ohnegleichen in der ansonsten so zurückhaltenden Publizistik, wenn es um Aufhellung einer dunklen, von eigenen Akteuren bewegten Szene geht. Verschlossene Archive öffneten sich und verschwiegene Münder, frische Zuflüsse aus west-östlichen Quellen reinigten die vordem getrübbte Hauptquelle, die Kerkeraufzeichnungen, von den Schmutzpartikeln des Kalten Krieges, zerstörten Legenden und schufen eine neue, mit Akribie aus Tatsachen und Zeugnisaussagen zusammengetragene Heldensaga (siehe obengenanntes Buch).

Zum Gedenken an die dreissigste Wiederkehr des Kriegsendes komponierte der Ukrainer J. Meitus sogar eine Oper mit Episoden aus Richard Sorges Tätigkeit als Meister-
spion.

Mannigfaltige Gründe sprachen dafür, dem «Kundschafter des Friedens» grösseren Raum zu geben als so manch anderem Lux-Bewohner, der Geschichte gemacht hat. Auf der imaginären Totentafel neben dem Portal ist nur dieser eine rzzcAtverleugnete Held verzeichnet.

Wer war nun wirklich dieser Dr. Richard Sorge?

Das Ungewöhnliche, Besondere stand schon an seiner Wiege. Über sie, worin der Jüngstgeborene (1895) von insgesamt sieben Kindern lag, beugte sich keine deutsche Mutter, sondern eine russische. Der Geburtsort Adshikend liegt im Südkaukasus, unweit vom heutigen Kirowobad. Sein Vater, ein deutscher Ingenieur, arbeitete in den Erdölraffinerien der Gebrüder Nobel, gleichsam als Entwicklungshelfer für die aufblühende Erdöl-Industrie rund

um Baku, und hatte dort Nina Semjowna Kobjeljewa geheiratet. Als er mit seiner Familie nach Deutschland zurückging, war der Junge zweieinhalb Jahre alt.

Das erste Kodewort des späteren Meisters der verschlüsselten Sprache muss «Ika» gewesen sein, die kindliche Verballhornung des eigenen Vornamens Richard. Es blieb das Synonym für das Ich in Geborgenheit: im Arm der Mutter zuerst, wenn nächtens feuerspeiende Säulen über dem Erdölgebiet das Kleinkind erschreckten, dann an der Schulter der jeweilig geliebten Frau, als erste Christine Gerlach, als letzte Ishii Hanako, die japanische Lebensgefährtin, im Freundes- und Genossenkreis.

In der Atmosphäre eines gutbürgerlichen, wohl-situier-ten kaisertreuen Elternhauses wuchs Ika in Berlin wie ein richtiger «deutscher Junge» auf. Nur die russische Mutter, die eine lebhaft-phantasievolle Frau gewesen sein muss, verlieh der Familie eine gewisse «Besonderheit», die ihren Jüngsten frühzeitig prägte. Der war, so behauptete er von sich, ein «schwieriger Schüler», «eigensinnig», «mit einem unvergleichlich losen Maulwerk» ausgestattet. Das hinderte ihn nicht, bei Kriegsausbruch 1914 das gleiche zu tun, was viele seiner Altersgenossen aus bürgerlichen Kreisen taten: Er schrie begeistert hurra und meldete sich von der Schulbank der Oberrealschule in Berlin-Lichterfelde weg als Kriegsfreiwilliger.

«Das Kriegsabenteuer hatte auf die Begeisterungsfähigkeit meiner achtzehn Jahre seine faszinierende Anziehungskraft ausgeübt», schrieb er dreissig Jahre später in seinen Kerkerzeichnungen.

(Das Eingeständnis erinnert zwingend an Otto Braun, den 1918 gefallenen Sohn der Schriftstellerin Lily Braun [*Im Schatten der Titanen*], der in seinen nachgelassenen *Schriften eines Frühvollendeten* ähnliches bekundet, und an den Dichter Ernst Jünger [*In Stahlgewittern, Der Kampf als inneres Erlebnis*].)

Nach Verfliegen des ersten patriotischen Rausches, nach dreimaliger Verwundung war von der Faszination des Krieges bald nichts übriggeblieben als ratlose Ernüchterung. «Worin das wahre Ziel des Krieges» und erst recht «worin sein tieferer Sinn bestand» – darauf wussten weder er, der jugendliche Intellektuelle mit seinen Geschichts- und Philosophiekenntnissen, der literarischen Belesenheit und «politischen Wissbegierde», noch die «einfachen Soldaten» eine Antwort. Im Königsberger Lazarett, wo seine letzte, schwerste Verwundung (drei Tage hatte er delirierend im Stacheldraht gelegen) eine langwierige Behandlung erforderte, die schliesslich zur Verkürzung des Beines führte, fanden sich zwei anonym gebliebene Helfer, eine Krankenschwester und deren Vater, ein Militärarzt, die auf die ihn beunruhigenden Fragen Antwort wussten: Sie flössen dem kriegsernüchterten, wissensdurstigen jungen Unteroffizier die Lehren von Karl Marx und Friedrich Engels ein, die revolutionären Ideen von Lenin. Sie machten ihn mit der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und der konsequenten Kriegsgegnerschaft einer Rosa Luxemburg, eines Karl Liebknecht bekannt.

Für den jungen Sorge bedeutete dieses Erlebnis nicht nur die Eröffnung einer faszinierenden Gedankenwelt; in Deckung gebracht mit seinen eigenen Kriegserlebnissen, bestimmte es auch seine künftige Marschrouten auf ein Ziel hin, das er im Rückblick klar formulierte:

«Die Revolution, die damals in Russland ausbrach, zeigte mir den Weg, den die Internationale Arbeiterbewegung gehen musste. Ich beschloss, diese Bewegung nicht nur ideologisch und theoretisch zu unterstützen, sondern mich ihr mit meiner ganzen Person zur Verfügung zu stellen.» Und in Erinnerung an die erkenntnis- (und schmerz-) reichen Herbstmonate 1917 im Königsberger Lazarett fügte er einen bemerkenswerten Satz hinzu: «In dieser Zeit festigte sich in mir der Wille zum Lernen.»

Schon die Wortwahl – «beschliessen», «ganze Person», «Entschluss», «Entscheidung», «Wille» – legt das charakterliche Fundament des noch an Krücken gehenden Zwei- und zwanzigjährigen frei. Es wird jede persönliche und politische Erschütterung aushalten, ohne Risse zu bekommen.

Zeitpunkt und Ort der marxistisch-leninistischen Grundschulung dürften aber auch in anderer Hinsicht eine lebensbestimmende Rolle gespielt haben. Das Wilhelminische Kriegsdeutschland, schon am Ende seiner militärischen Kräfte, ausgeblutet an den Fronten, ausgehungert im Innern, bedroht von Aufruhr und Meuterei, die siegreiche Russische Revolution als Menetekel vor Augen, es konnte gewiss nicht dulden, dass seinen verwundeten Kriegern in den Lazaretten ausser Verbandzeug und dünner Suppe auch eine ideologisch-politische Fürsorge zuteil werde, die nichts mit den erwünschten Durchhalteparolen gemein hatte.

Marx und Lenin müssen sich also illegal an Ikas Lazarettbett gestellt und ihn beeinflusst haben. Die heimlich geführten Gespräche mit Krankenschwester und Arzt, der herbeigeschaffte Lesestoff, unter der Decke versteckt, waren zweifellos geeignet, nebst Aufklärung auch ein konspiratives Grundverhalten zu bewirken, das Richard Sorge von da ab zeitlebens beibehielt.

Dieses Grundverhalten machte ihn zwar zu einem vertrauenswürdigen Kommunisten, zu einem Genossen, mit dem man Pferde stehlen konnte, ohne Gefahr zu laufen, dass einem die Polizei hintennach rannte. Dennoch beschädigte es, bereits im Ansatz, tiefere Regionen seiner «ganzen Person». (In die geeichte Marxisten-Leninisten ungerne hinabtauchen, weil sie Entdeckungen befürchten à la Sigmund Freud zum Beispiel.) Dort, wo das «Unbewusste» angesiedelt ist, nistete sich anscheinend von da ab bereits die Lust an der Täuschung des Gegners ein, der Kitzel des

geheimen Abenteurers im Dienst der «grossen Sache des Kommunismus» (Brecht). Unter dem offenen Visier des revolutionären Klassenkämpfers – offen für Freunde und Genossen – spannten sich beizeiten schon, aus dem konspirativen Zwang Lustgewinn schöpfend, die Züge zu dem undurchdringlichen Pokergesicht, das den Gegenspieler zu bluffen vermochte. Sorges Selbstverständnis als politisch agierender Mensch hatte Schaden genommen.

In den sieben Jahren, die verstrichen, bis Richard Sorge 1924 an die Komintern geholt wurde und mit seiner ersten Frau Christine im Lux einzog, war er dem in Königsberg erkannten Weg seines Lebens konsequent gefolgt. «Der Wille zum Lernen» hatte schon 1919 zum Abschluss seiner Studien mit summa cum laude geführt; die Dissertation über *Die Reichstarife des Zentralverbandes der deutschen Konsumvereine* brachte ihm an der Hamburger Universität das Doktorat der Staatswissenschaften.

Der Titel «Doktor», der einen konspirativen Klang gewann, als sein Kodenname «Ramsay» in Japan nicht einmal von den allerengsten Mitarbeitern ausgesprochen werden durfte, kam Ika also rechtens zu: Er war auch sonst keine gescheiterte bürgerliche Existenz, wie sie damals in der sozialistischen, insbesondere revolutionären Arbeiterbewegung häufig anzutreffen war. (Im Kominternapparat gab es eine Reihe solcher, nicht aus dem Proletariat hervorgegangener Berufsrevolutionäre, die es teils aus eigenem Unvermögen, meistens jedoch wegen ihrer politischen Betätigung zu nichts – anderem – gebracht hatten.) Sorge konnte seinen Lebensunterhalt jederzeit selbst bestreiten.

Einbezogen in die berufliche Ausbildung hatte er das Studium des Marxismus gründlich und allseitig, d.h. auch der gegnerischen Schriften, betrieben und gleichzeitig seine journalistischen Fähigkeiten in der Arbeiterpresse erprobt, bevor sie ihm zehn Jahre später als Auslandsjournalist für bürgerliche Blätter von grösstem Nutzen werden sollten.

Seit 1919 Mitglied der KPD, war er an ihren militanten Aktionen beteiligt gewesen, wo immer er sich befand. Ob als Student in Kiel und Hamburg, wissenschaftlicher Assistent an der Technischen Hochschule in Aachen – wo ihm die akademische Laufbahn wegen seiner Zugehörigkeit zur KPD und leitenden Teilnahme am Generalstreik, der anlässlich des Kapp-Putsches ausbrach, künftig verwehrt wurde –, stets hatte er sich mit seiner «ganzen Person», oft den Revolver in der Tasche, den örtlichen Studenten-, Matrosen- und Arbeiterkämpfen «zur Verfügung gestellt».

Für eine parteipolitische Karriere hielt sich der junge Sorge anscheinend nicht geeignet. Angesichts der inneren Auseinandersetzungen und Gruppenkämpfe zwischen Linken, Versöhnlern und Rechten, die sich von oben nach unten auswirkten und zu einem ständigen Wechsel in der Leitung der KPD führten, bis Ernst Thälmann, Stalins Protégé, 1925 endgültig an die Spitze der Partei trat, leistete er der Partei lieber gefährliche Kurierdienste, als sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Nach den gescheiterten revolutionären Grossaktionen der Partei – mitteldeutscher Aufstand, Hamburger Aufstand –, wonach regelmässig eine erbitterte Suche nach den «Schuldigen» einsetzte, konnte ein Kommunist von seinem Schlag, der die «richtige Linie» für sich selbst gefunden zu haben glaubte, nur dieser folgen.

Diese Linie verlief von Anfang an zweigleisig – wie Eisenbahnschienen, millimetergenau parallel an die Bohlen genietet. Darauf hatte er die beiden Räder seines Lebens in Bewegung gesetzt, das eine befrachtet mit Illegalitäts- und Geheimhaltungsaufgaben, das andere mit politischen und wissenschaftlichen Denkaufgaben. Die verbindende Achse war der Journalismus.

Im Lux-Zimmer Nr. 19 lebte und arbeitete ein Mann, dem es nicht um Parteipositionen gegangen war, der auch kein «Apparatschik» war, der in der Komintern-Bürokra-

tie aufsteigen wollte. Sein Platz, wo er sich entfaltet und bewährt hatte, war immer, sei es in der militanten Aktion, in der politischen Diskussion, in Gesellschaft von Akademikern und Künstlern, die Gruppe gewesen, der kleine oder grössere Zirkel von Gleich- und Andersgesinnten; hier glänzte er (wie alle, die ihn je kennengelernt haben, berichten) mit belehrenden und streitbaren Beiträgen, als «charmanter Gesprächspartner», «fesselnder Erzähler», lebhaft, witzig, von «scharfsinnigem, schnellem Verstand».

Mit einem für Frauen und Männer gleicherweise attraktiven Äusseren bedacht (Friedrich Sieburg, der Schriftsteller und Weltenbummler, fand ihn «geradezu schön», «selten» habe er «so ausdrucksvolle und lebendige Züge gesehen»), versteckte er sich «im Dienst der Sache» nicht unter der üblichen Tarnkappe des linken Intellektuellen – Kumpelmütze, fraternisierendes Kumpelgehabe –, sondern qualifizierte das Naturgegebene: Der elegante Mann «wirkte nicht wie ein Kommunist», wurde ihm später nachgesagt. Aber er war es.

Manuilski, mit seiner guten Nase für brauchbare Kader aus dem Reservoir der glücklosen Bruderparteien, hatte Richard Sorge in die Komintern geholt. Ihm war der Sicherheitsbeauftragte des ZK der KPD beim 1924 illegal in Frankfurt abgehaltenen 9. Parteitag aufgefallen, auf dem Ika die streng konspirativ angereisten Moskauer Ratgeber gegen polizeilichen Zugriff abzuschirmen und zu betreuen hatte.

Manuilski wurde auch weiterhin Richard Sorges Förderer, fast sein Freund. Familiär führte er ihn bei den Spitzenfunktionären der Komintern ein. Aino Kuusinen, die Frau des finnischen KP-Führers und EKKI-Sekretärs Otto Kuusinen, erinnerte sich, nachdem sie Ika ganz aus den Augen verloren hatte und nach mehr als einem Jahrzehnt in Japan wiederbegegnet war, dass er und seine Frau Chri-

stine in ihrer Wohnung im Lux öfter zu Besuch gewesen seien. Manuilski war es wohl auch, der gemeinsam mit dem damaligen Kominternapparat-Chef Pjatnitzki Sorge veranlasste, sich alsbald, 1925, um die sowjetische Staatsbürgerschaft und Mitgliedschaft in der russischen KP zu bewerben. (Ende der zwanziger Jahre und bis hinein in die dreissiger war das allerdings für viele ausländische Lux-Bewohner durchaus üblich: Sie wurden nicht nur von der russischen Parteiorganisation der Komintern dazu gedrängt, es galt auch als ein Zeichen unverbrüchlicher Solidarität mit der Sowjetunion und als Ehre, ihren Parteikadern anzugehören.)

Richard Sorge war erst dann für Manuilski gestorben, als er zur Roten Armee «überlief». Die Gewaltenteilung zwischen Kommunistischer Internationale und russischen «Apparaten» duldete, zumindest formal und formell, keine weiteren zwischenmenschlichen Kontakte.

In das «neue Kapitel meines Lebens», wie Richard Sorge zu einer Zeit, da das Schlusskapitel seines Lebens schon dem Ende entgegenging, seinen Übergang von der Kominternarbeit zum militärischen Nachrichtendienst bezeichnete, schrieb sich als erster General Jan Karlowitsch Bersin ein: Der langjährige Chef der IV. Abteilung im Generalstab der Roten Armee bewog Sorge zu dieser folgenschweren Entscheidung und gewann somit auf Lebenszeit einen Kundschafter – den besten, der wohl je in seinen Diensten stand.

Bis zu seinem schmachvollen Tod im Jahr 1938 hat Bersin eine ganze Reihe erstklassiger, treu ergebener Kundschafter herangebildet, darunter zum Beispiel Walter Krivitzki, ebenfalls ein Lux-Bewohner (1921). Er quittierte 1937 seinen Dienst in Paris, weil er ebenso wie sein Chef Bersin, mit dem er noch im Spanischen Bürgerkrieg zusammengearbeitet hatte, nach Moskau zurückberufen worden war. Er wurde zum «Abtrünnigen» und schrieb das erste Ent-

hüllungsbuch über die Zeit, da er «in Stalins Diensten stand» (1940 in Amsterdam erschienen), das grosses Aufsehen erregte. Die Flucht nach Amerika rettete ihm trotzdem nicht das Leben: Krivitzki wurde 1941 in einem Hotel in Washington erschossen aufgefunden. Der böse «Nachbar» von Bersins Abteilung, der NKWD-Apparat, hatte den «Verräter» kurzerhand liquidiert. Auch der «Grand Chef» der Roten Kapelle, Leopold Trepper, während des Zweiten Weltkriegs im Westen der führende Kopf des Spionageapparates der Roten Armee, wie Richard Sorge im Fernen Osten, erfuhr seine ersten Lektionen von Bersin.

Ich selber habe während meiner Arbeit für die «Vierte» den legendenumwobenen «Alten» ebenfalls kennengelernt. Er war eine ungemein eindrucksvolle Persönlichkeit. Den slawischen Rundschädel mit der grauen Haarkappe und den forschenden, seinem Gegenüber aufmerksam zugewandten Augen hat wohl keiner je vergessen, der auf seinem Lebensweg mit Bersin zusammentraf. Wenn ich mich in Hitler-Deutschland vor der Gestapo fürchtete, sah ich ihn vor mir, und es wäre mir damals wie der Bruch einer Vertrauensbeziehung vorgekommen, wie sie zwischen Vater und Tochter besteht, wenn ich Bersin durch eigenes Fehlverhalten oder Versagen enttäuscht hätte. So väterlich-wohlwollend wirkte der frühere Tschekist und Leiter der Kremlgarde (1918), der für die Sicherheit Lenins und seiner Mitstreiter verantwortlich gewesen war. Im Gespräch mit ihm verstummten Bedenken und Ängste, als wäre die Tätigkeit eines Kundschafters für die Rote Armee ein Spaziergang durch Feindesland. Die ruhige, bezwingende Kraft, die von dem Drei-Romben-General und ehemaligen Armbauernsohn aus Lettland ausging – zweimal in Abwesenheit wegen illegaler revolutionärer Arbeit zum Tode verurteilt –, setzte sich auch bei seinen Mitarbeitern in Selbstvertrauen um.

Richard Sorge und der Rote-Armee-Kommandeur in Zivil waren einander mehrmals begegnet. Von Seiten Bersins gewiss nicht ganz zufällig. Aus dem Kaderbestand des «Generalstabs der Weltrevolution», wie die Komintern in emphatischen Reden oft gepriesen wurde, rekrutierten die sowjetischen Geheimapparate von erster Stunde an die meisten und verlässlichsten ihrer internationalen Mitarbeiter. Im Lux gab es wohl kaum einen Bewohner, der nicht irgendwann einmal direkt oder indirekt mit diesen Apparaten zu tun gehabt oder wenigstens vorübergehend für sie gearbeitet hätte.

Hausintern war die OMS, die Abteilung für internationale Verbindungen, gar nicht zu umgehen. Bereits 1919/20 hinter abgesperrten Zugängen im obersten Stockwerk des Lux installiert, bevor noch sein Haupt- und Hintereingang sich dem Zustrom der ausländischen Gäste öffnete, hatte die OMS als kominterneneigener Dienstleistungsapparat, als eine Art konspiratives Intouristunternehmen vielfältige Aufgaben, unter anderem die Besorgung von falschen Pässen und sonstigen Personaldokumenten. Sie erfüllte eine unentbehrliche Funktion, wenn man sich vor Augen hielt, dass zu allen Zeiten, anfangs in den Jahren des «Cordon sanitaire» und später nach dem Machtantritt des Faschismus im Westen, die Komintern genötigt war, illegale An- und Ausreisen ihrer Kader zu organisieren, die im Untergrund arbeitenden kommunistischen Parteien mit «rollenden Rubeln» zu versorgen. Auf weite Strecken begleitete die OMS die Geschichte der Kommunistischen Internationale wie ein Schatten.

Hauseextern zeigte sich die Auslandsabteilung der Tscheka (GPU, NKWD) äusserst rührig im Herausfischen und Abwerben von Kominternangestellten und Lux-Bewohnern und führte dabei einen ständigen personellen Konkurrenzkampf mit der «Vierten», der Domäne des Generals Bersin.

Der Seelenfang wurde auf ungleicher Basis ausgetragen, denn im Gegensatz zu dem heimtückischen «Nachbarn», der sein Netz im Lauf der Jahre über alle Kontinente spannte, zu dessen Lasten Spitzelunwesen in den Länderparteien und verbrecherische Aktivitäten bis zu Meuchelmorden gingen, entfaltete die IV. Abteilung eine Tätigkeit, die gewissermaßen legitim und nicht mit gemeinen Verbrechen belastet war. In allen Armeen der Welt betreiben militärische Nachrichtendienste das (neben der Prostitution) «älteste Gewerbe» – Spionage und Gegenspionage. Die Kampfstärke, die Angriffspläne der Feinde Sowjetrusslands zu erkunden, war eine Ehrensache gegenüber dem einzigen Land des Sozialismus, das auf die Erhaltung des Friedens bedacht sein musste, und durch weltweite Gepflogenheit legitimiert. Aber nicht nur daraus ergab sich eine Sonderstellung der «Vierten» gegenüber anderen geheimdienstlichen Neuschöpfungen der Oktoberrevolution – sehr zum Unterschied von ihnen konnte sie sich auch auf klassische Traditionen berufen.

Russlands treue Söhne (so der Titel eines historischen Romans von L. Nikulin), sowohl fürstlicher wie leibeigener Herkunft, haben jederzeit, vornehmlich in der Geschichtsperiode, da die Geschehnisse Europas von den politischen und militärischen Aktionen und Plänen Napoleons abhingen, dem Zarenreich Kundschafterdienst geleistet. Eine Geheimabteilung im russischen Generalstab initiierte und koordinierte sie.

Doch nicht die «vaterländischen», die revolutionären Traditionen waren es, die der «Vierten» eine solche Anziehungskraft verliehen, dass sich allzeit treue Söhne (und Töchter) der Internationale bereitfanden, in ihren Dienst zu treten. Wie der Nebenregenbogen im Abstand und kaum sichtbar die reinen Spektralfarben widerspiegelt, so umgab den Militärapparat die Gloriole der Roten Armee. Wenn ihre Truppen am Jahrestag der Oktoberrevolution,

dem 7. November, in knöchellangen, filzgrauen Mänteln, damals noch den spitzen, filzüberzogenen Helm über entschlossen-ernsten Gesichtern, auf dem Roten Platz aufmarschierten, schlug jedes ausländischen Kommunisten Herz höher. Brausender Beifall umfing die zu den ersten Weltkongressender Internationale entsandten Abordnungen, die die «heissen Grüsse der Roten Armee» überbrachten, und die versammelten Delegierten, bereits abgekämpft, übernächtigt und gereizt von den endlosen Debatten, erwiderten sie mit neuentfachtem Feuereifer in Redeschlachten und Meinungsgefechten, die ihnen nicht minder bedeutungsvoll für Sieg oder Niederlage der Revolution auf weltweiter Ebene erschienen als die vom Sieg gekrönten, «glorreichen Taten der Roten Armee» auf den Ebenen Russlands. «Hoch die Rote Flotte und die Rote Armee, die auf der Wacht vor der Hochburg der proletarischen Weltrevolution stehen!» verkündete der VI. Weltkongress 1928 in einem seiner Aufrufe.

Für den Kongressteilnehmer Richard Sorge blieben es keine leeren Worte. Bald darauf verliess er das Lux-Zimmer Nr. 19 und verschwand in dem niedrigen altrussischen Patrizierhaus, Snamenskij pereulok, ebenfalls Nr. 19, das sich abseits vom hohen Gebäudekomplex des Volkskommissariats für Verteidigung ins Dunkel duckte. Der kleine Bau war der Sitz der IV. Abteilung und wurde wegen seiner bräunlichen Farbe das «Schokoladenhaus» genannt.

Wer hier, meistens nachts, ein und aus ging, fühlte sich der «kommunistischen Bewegung in ihrer Gesamtheit nicht entfremdet» (Sorge), musste sich aber bewusst sein, dass er Leib und Seele dem Militärapparat verpfändet hatte. Wann er das Pfand je wieder zurückbekommen würde – das stand in den Sternen geschrieben, fünfzackig und blutrot. Solange Jan Bersin der Hausherr war, ein Mann, der «durchaus nicht dem Klischeebild eines Nachrichtenspezialisten entsprach», den «menschlichen Eigenschaften der

von ihm angeworbenen Kräfte grösste Bedeutung» beimass und seine Leute «nie im Stich liess» (Trepper), wurde auf die Reinheit der unerschrockenen kommunistischen Seele, gefeit gegen Anfechtungen aller Art, besonderer Wert gelegt: «Folgen Sie nur Ihrem Gewissen», ermahnte Bersin den Chef der Roten Kapelle; dem Freund Richard Sorge wird er es noch eindringlicher gesagt haben. Damit die Seele keinen Dreck ansetze, nicht verschlacke, schwemmte Ika sie immer kräftig mit Alkohol aus. Seine künftigen – unfreiwilligen – Informanten trank er glattweg unter den Tisch und handelte sich damit den Ruf eines gewaltigen Säufers ein, bevor er postum den Ruhm eines «Meisterespions» erlangte – oder, in der freundlicheren Terminologie seiner Gesinnungsgenossen, den eines «Kundschafters des Friedens».

Sorge behauptete später, er habe sein erstes Missionsfeld – China – selber bestimmt.

Der Gedanke lag nahe. Denn welche zentrale Bedeutung China für den «Kampf gegen Krieg und Imperialismus» zukam, das hatten ihm gerade jene vier Jahre Kominternarbeit, der VI. Weltkongress und das Leben im Lux vor Augen geführt. Da zirpte es in den langen Korridoren vom lebhaften Vogelgezwitscher ostasiatischer Sprachen, und in den Gemeinschaftsküchen verdrängten exotische Speisengerüche den ewigen Kohlgeruch, grüner und roter Ziegeltee den dünnen russischen Aufguss – die Mongolen salzten ihn gar zum Staunen der Babuschkas.

Im Lux wurden sogar die Gegensätze zwischen Japan und China freundschaftlich ausgeglichen: Der Chinese Wan Min und der Japaner Katajama, Vertreter ihrer Parteien beim Exekutivkomitee der Internationale, hielten hier jahrelang gemeinsam die fernöstliche, konfliktgeladene Bastion.

Das vierstöckige Eckhaus an der Mochowaja, Sitz der

Komintern-Führung, sah zuweilen mehr freundliche Gelb- als ernste Bleichgesichter um die Beratungstische in der obersten Etage versammelt. Seit sich im Westen die revolutionären Wogen geglättet hatten, die Ebbe fauliges Schlickwasser zurückliess, in dem die untereinander verfeindeten Klassengenossen sich gegenseitig mit Dreck bewarfen, richtete die Internationale immer mehr ihr Hauptaugenmerk auf China. Wie nirgends sonst traten dort alle Charakteristika des Imperialismus offen zutage, jenes von Lenin als «höchstes (also letztes) Stadium des Kapitalismus» analysierte Bestreben mächtiger Industriestaaten, durch gewaltsame Aneignung oder wirtschaftliche Durchdringung fremder, nichtkapitalistischer Länder sich die Erde untertan zu machen. Gegen das moderne Raubrittertum hatte die altehrwürdige Chinesische Mauer – rund sechzehn Meter hoch, acht Meter dick und 2'450 Kilometer lang, nach wie vor das grösste Bauwerk der Welt – keinen Schutz geboten, eher schon der traditionelle Fremdenhass, tiefste Wurzel der antiimperialistischen Bewegung, die nach der russischen Oktoberrevolution aus der marxistischen Lehre neue Impulse gewann.

Trotz der allenthalben fühlbaren Gärung zog das riesige, industriell unterentwickelte Reich mit seinen ungehobenen Bodenschätzen und Heerscharen billiger Arbeitskräfte die imperialistischen Siegermächte, England, Frankreich, die USA und das beim Versailler Friedensvertrag zu kurz gekommene Japan, weiterhin magisch an. Sogar das besiegte Nachkriegsdeutschland, der kleine Pinscher, stand nicht abseits und wedelte nach dem Verlust des wilhelminischen Fernost-Stützpunktes Tsingtao wieder beutegierig zwischen der Meute der Grossen herum, denen die 1911 von Sun Yat-sen hinweggefegte Mandschu-Dynastie bereits erhebliche Konzessionen und günstige Verträge zugestanden hatte. Unter dem Schutz ihrer Kriegsschiffe und eigener Polizeitruppen hielten die fremden Eindringlinge

ganze Stadtviertel in den grossen Hafenstädten besetzt. Von dort aus geleiteten Kanonenboote sie den chinesischen Urstrom, den Jang-Tse-kiang, hinauf zu den beiden kulturellen und politischen Zentren, die im Gegensatz zur alten Kaiserstadt Peking in der Revolutionsgeschichte eine überragende Rolle spielten: Wuhan und Nanking.

Im Landesinnern hatten regionale Militärmachthaber, die sogenannten *warlords*, ganze Provinzen an sich gerissen. Korrupt und konterrevolutionär, käuflich für den Meistbietenden, machten sie auf eigene Rechnung einträgliche Geschäfte mit den europäischen und überseeischen Kulturträgern – ungehindert von einer faktisch nichtexistenten Zentralregierung. Sollte das Riesenreich nicht zu einem imperialistischen Dorado werden, in dem die Fremden das Sagen und das chinesische Volk das Kuschen haben würden, so konnte das allein eine siegreiche Revolution verhindern.

Doch nach Sun Yat-sens Tod im Jahr 1925 war Tschiang Kai-schek an die Spitze der Republik und der nationalrevolutionären Bewegung, der Kuomintang, getreten. Der neue Führer der unterdessen nach dem Vorbild der Bolschewiki in eine organisierte Kaderpartei umgewandelten Kuomintang erwies sich bald für den russischen Bündnispartner und für die revolutionären Kräfte als höchst unsicherer Kantonist. Zwar gelang es ihm (1926/27) mit seiner Parteiarmee, ganz Südchina von den regionalen *warlords* zu befreien, die sich, um ihre persönliche Macht besorgt, einer revolutionären Einigung Chinas entgegenstellten. Das politische Vermächtnis seines grossen Vorgängers jedoch – freundschaftliche, enge Beziehungen zur Sowjetunion und zur KPCh – missachtete Tschiang Kai-schek auf so hinterhältige Weise, dass es zum totalen Bruch kommen musste. Für seine Söldner galt von nun an der Befehl, das Industrieproletariat in den grossen Städten, das mit gewaltigen Streikbewegungen gegen die fremden Ausbeuter den

historischen Aufbruch Chinas in ein neues Zeitalter eingeleitet hatte, blutig niederschlagen. In Nanking, dem Sitz der Nationalregierung des Generalissimus, der den Imperialisten so wirksame Schützenhilfe leistete, knallten die Sektpfropfen.

Die Komintern und der Kreml nahmen während dieser ganzen Periode auf die Politik der 1921 gegründeten KPCh entscheidenden Einfluss. In der Frage, ob die KPCh innerhalb oder ausserhalb der Kuomintang, die als Ländersektion der III. Internationale angehörte, ihrer revolutionären Rolle nachkommen sollte, gab es in der Komintern und in der Partei selbst heftige Auseinandersetzungen. Die falsche Hoffnung, dass die Kuomintang-Linke in Wuhan schliesslich obsiegen würde, verzögerte eine Entscheidung in dieser Frage und hatte schliesslich für das Jahr 1927 katastrophale Konsequenzen.

Die chinesische Revolution schien verloren. Zu lange hatten die Komintern und der Kreml die KPCh daran gehindert, sich von der politischen Vormundschaft der Kuomintang zu befreien, die Trennung zu vollziehen, für die bereits 1926 das chinesische Zentralkomitee im Land eingetreten war. Den Truppen Tschiang Kai-scheks brachten die *echten* chinesischen Revolutionäre (des «Linksradikalismus» bezichtigt) nicht solches Vertrauen entgegen wie jene sowjetischen und Komintern-»Chinesen«, die der Nationalarmee den Ehrentitel «unsere Rote Armee» verliehen – selbst als diese sich bereits als «organisierte Konterrevolution» erwiesen hatte. Ein prominenter Lux-Bewohner von Zimmer Nr. 13, der Sekretär der Roten Gewerkschaftsinternationale, Losowski, war mit dieser (in der *Prawda* publizierten) Erkenntnis von seiner China-reise 1927 zurückgekehrt und sollte recht behalten. (Er konnte damals noch nicht wissen, dass der Generalsekretär der Partei der Bolschewiki, Stalin, es niemandem verzieh, auch nach Jahrzehnten nicht, einmal in einer überaus wich-

tigen Frage gegen ihn recht behalten zu haben: Losowski überlebte zwar die grosse «Tschistka», sogar den Zweiten Weltkrieg, kam aber 1952 in einem Lager des Archipel Gulag ums Leben.)

Auf der Eröffnungssitzung des VI. Weltkongresses am 17. Juli 1928 vernahmen die in trauerndem Gedenken von ihren Sitzen erhobenen Delegierten aus dem Munde Bucharins das Ergebnis der zwiespältigen sowjetischen Politik: «Ein Land gibt es, ein ungeheures und fernes, reich durch seine alte Kultur und jetzt vom Blute der Arbeiter und Bauern überströmt. Dieses Land ist China, wo sich ungeheure Massen der Menschheit mit Händen und Füßen wehren gegen den Abschaum der Imperialisten, wo sie mit fast nackten Händen anstürmen gegen die Agenten des Imperialismus. Zehntausende unserer chinesischen Genossen, jene, die gegenwärtig ihr Leben lassen unter Foltern, unter dem Galgenstrick, mit Nadeln unter den Nägeln, mit ausgestochenen Augen, sterben mit dem Ruf: Es lebe der Sieg des Kommunismus, es lebe der Sieg der proletarischen Partei!»

Diesem Jahr schwerster Niederlagen – beginnend mit dem Blutbad, das Tschiang Kai-schek im April 1927 in Schanghai anrichtete, wo das Proletariat für kurze Zeit die Macht ergriffen hatte, und endend mit dem ebenso grausam niedergemetzelten Aufstand der Kantoner Arbeiter im Dezember 1927, bei dem Tausende ermordet wurden – waren Jahre weltweiter Aktivität vorausgegangen, initiiert und gesteuert von der Komintern.

Willi Münzenberg, der Propagandatausensassa der Komintern, der sich schon 1922 als Organisator der internationalen Kampagne «Hilfe für das hungernde Russland» bewährt hatte, veranstaltete 1925 nach Gründung der «Liga gegen den Imperialismus» im Berliner Herrenhaus einen Kongress mit der Losung «Hände weg von China»

und richtete in Peking eine Filiale der IAH, der Internationalen Arbeiterhilfe, ein, Sammelstelle für Geld- und Sachspenden zur Unterstützung streikender Arbeiter und ihrer Familien. Dem kämpfenden China wurde in jener Phase seiner Revolution über den halben Erdball hinweg etwas von dem zuteil, was mehr als ein Jahrzehnt später – unter anderen politischen Bedingungen und dem Einsatz massiver Hilfe – das republikanische Spanien in seinem Kampf gegen den Faschismus bis zur tragischen Niederlage erlebte: Massenkundgebungen der Sympathie und Solidarität, an deren Spitze namhafte Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler standen.

Sowohl in den Jahren des revolutionären Aufschwungs wie in der Zeit des «tiefsten Wellentales» (Victor Serge) war das Lux der Umschlagplatz für an- und durchreisende Delegierte und Mitkämpfer der Befreiungsbewegung im Fernen Osten. Unser erhabenes Gebäude beherbergte in wanzenbelebten Mehrbettzimmern in den unteren Etagen künftige Staatsmänner von welthistorischer Bedeutung wie Tschou En-lai (mehrmals im Lux), der sich auf den Universitäten von Berlin, Göttingen und Paris europäische Bildung angeeignet hatte, bevor er zum treuesten Kampfgefährten Mao Tse-tungs wurde (stets an dessen Seite auf dem berühmten «Langen Marsch» und dann als langjähriger Ministerpräsident der Volksrepublik China bis zu seinem Tod im Jahr 1976); wie den Vietnamesen Ho Tsch Minh – der «Erleuchtete», Begründer der indochinesischen Kommunistischen Partei (1930) und weltweit anerkannt, geliebt und gefürchtet als Führer der langjährigen Unabhängigkeitskämpfe des vietnamesischen Volkes. Fundierter Marxist, hatte er von früher Jugend an politischen Anschauungsunterricht ebenfalls in Europa erhalten, vornehmlich in Frankreich, aber auch in den USA und in der Sowjetunion.

Dass Ho Tsch Minh gewisse Besonderheiten des Mos-

kauer Absteigquartiers sofort einfielen, wenn er einem ehemaligen Zimmergenossen begegnete, brachte er bei einem zufälligen Wiedersehen mit dem Zentralsekretär der Schweizer «Parteider Arbeit», Edgar («Eggi») Woog, zum Ausdruck. Während eines Kuraufenthaltes im volksdemokratischen Bulgarien, etwa im Jahr 1953, kam plötzlich ein hundsmagerer älterer Herr auf Eggi zu, umarmte ihn und rief auf Russisch: «Grüss dich, mein lieber alter Freund! Wie viele Jahre sind vergangen, seit wir im Hotel Lux vergeblich versucht haben, die Wanzen zu töten!»

Ho Tsch Minh war es, der der französischen Kolonialmacht in Südostasien mit der Einnahme der Dschungelfestung Dien Bien Phu im Jahr 1954 militärisch und politisch den tödlichen Schlag versetzte, und er war es, der selbst nach seinem Ableben (1969) die Beendigung des Vietnamkrieges, den Abzug der amerikanischen Invasionsarmee 1973, erzwang, weil die in seinem nationalrevolutionären Geist erzogenen Vietkongkämpfer auch vor Napalmbomben nicht kapitulierten – ebenso wenig wie die Demonstranten in der «freien Welt» vor den Wasserwerfern der Polizei: Mit dem skandierten Ruf «Ho Tsch Minh, Ho Tsch Minh», begleitet von rhythmischem Händeklatschen, siegte auch im Dschungel der westlichen Millionenstädte die gerechte über die schlechte Sache.

Sein ursprünglicher Name soll Nguyen That Than gewesen sein, doch das wussten nicht einmal die Genossen in der französischen KP, an deren Gründungskongress in Tours (1920) der indochinesische Gelehrtensohn aktiv teilnahm. Der Mitherausgeber der antikolonialen Zeitschrift *Der Paria* nannte sich damals Nguyen-O-Phap, entschliesst: «Der Bauer, der Frankreich hasst». Bereits auf dem V. Weltkongress der Kommunistischen Internationale 1924, zu dem ihn die KPF delegierte, trat er unter dem Namen Nguyen Ai Quac mit einer grossen programmatischen Rede auf, worin er nach eingehender Analyse der Lage der

Bauern in den verschiedenen Kolonien zu dem Schluss kam, dass die eingeborenen Bauern überall «reif zur Revolte» seien, es ihnen aber an Organisation fehle, «weil sie keine Führer haben». Es sei Aufgabe der Internationale, den

Bauern «Führer zu geben, das heisst ihnen den Weg der Revolution und der Befreiung zu zeigen». Es war eine schwerwiegende Kritik an den konstanten Versäumnissen der Komintern und der ihr angeschlossenen Länderparteien, eine Kritik, die auch in China entscheidende Bedeutung erlangen sollte.

Für die ost- und südasiatischen Teilnehmer an dem Kongress mochte es eine bittere Enttäuschung gewesen sein, dass sich unter den 62 Sprechern nur verschwindend wenige befanden, die überhaupt eine Ahnung von den kolonialen Problemen hatten und sich dafür interessierten. Der Ungar Eugen Varga, ein leidenschaftlicher Krimileser und unbestritten der kompetenteste marxistische Nationalökonom, über den die Komintern je verfügte, der von seinem gelegentlichen Lux-Zimmer Nr. 1 in der ersten Etage (bis er eine eigene Wohnung erhielt) auch oft in den Kreml geholt wurde, wo Lenin und später Stalin sich seiner Weltwirtschaftsanalysen und Ratschläge bedienten, unterstützte die Kritik des ansonsten weitgehend unbeachteten Indochinesen Nguyen Ai Quac- Ho TschMinh-miteiner einleuchtenden Erklärung: «Eine der wichtigsten Ursachen des geringen Interesses» sei die Tatsache, dass «die meisten Genossen in den kommunistischen Parteien aus der industriellen Arbeiterschaft hervorgegangen sind» und ihnen daher die Kenntnisse der Agrar- und Bauernfrage fehlten. Hauptsekundant jedoch war ein Inder adeliger Herkunft, «der schönste Mann im Lux»: Manabendra Nath Roy, eine ebenfalls historische Gestalt der gesamten Komintern- und Lux-Geschichte.

Mit einer deutschen Frau verheiratet, Kenner der europäischen Arbeiterbewegung aus eigener Erfahrung in Ber-

lin und Verfasser des besten marxistischen Buches über sein Heimatland Indien, das sich angesichts der britischen Kolonialherrschaft vor ähnliche politische Probleme gestellt sah, das heisst der Förderung einer nationalrevolutionären, von der indischen Bourgeoisie unabhängigen Bewegung bedurfte, war Roy für politische Missionen in China während der revolutionären Aufschwungsperiode der geeignetste Mann. Die Kominternführung schickte ihn mehrmals in den Fernen Osten, enthob Roy jedoch schliesslich seiner Aufgabe, als er mit seinen an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen zum schonungslosen Kritiker der bisherigen Komintern-Taktik wurde und im dauernden Widerstreit mit dem sowjetischen Hauptberater Borodin lag. Während Roy für eine energische Unterstützung der aufständischen Bauern eintrat und die Unabhängigkeit der KPCh forderte, beharrte der schon 1923 nach China entsandte Borodin als ehemals engster Vertrauter Sun Yatsens weiterhin auf der engen Bündnispolitik der Sowjetunion mit der Kuomintang. Er verhalf Tschiang Kai-schek zur Gründung der Whampoa-Militärakademie und beriet ihn beim Aufbau einer Armee «nach russischem Muster» – derselben Armee, die der verräterische Generalissimus dann gegen die Kuomintang-Linke in Wuhan einsetzte, gegen die autonomen Sowjetgebiete – letzte rote Inseln im «Wellental» der Revolution.

Aus dem Lux griff sich Stalin persönlich einen weniger kompetenten Komintern-»Chinesen« heraus, um ihn zusammen mit dem Georgier Lominadse nach Kanton zu schicken: Heinz Neumann. Der unversöhnliche Gegner jeglichen «Versöhnertums» in der KPD – der Gruppe um Heinrich Brandler – und Anhänger von Stalins Protégé Ernst Thälmann schien seinem ganzen politischen Habitus nach fähig zu sein, den chinesischen Genossen ordentlich auf die Beine zu helfen. In der Tat bewährte er sich als Einpeitscher und Organisator des Kantonner Aufstands im De-

zember 1927, des letzten grossen Klassengefechts im Jahr der Niederlagen, bei dem die KPCh ihre wertvollsten proletarischen Kader verlor.

Als später bessere Einsicht den Kantoner Aufstand für ein abenteuerliches Unternehmen erklärte, das von vornherein zum Scheitern verurteilt war und nur mit einem Blutbad enden konnte, wurde Heinz Neumann mit dem wenig ruhmvollen Beinamen «der Schlächter von Kanton» bedacht (Babette Gross).

Eine von den vielen Anekdoten, die über ihn in Lux-Kreisen im Umlauf waren, überlebte den «Schlächter», nachdem er selber schon auf der Schlachtbank des «Personenkultes» sein Ende gefunden hatte, noch um Jahrzehnte: Während einer Kominternsitzung mit Vertretern der chinesischen KP habe plötzlich der Übersetzer gefehlt. Heinz Neumann sprang ein und übersetzte fließend die Rede des Wortführers ins Russische. Grosses Staunen. Hinterher befragt, warum er denn so schnell Chinesisch gelernt habe, gab er lachend zur Antwort: «Na . . . was kann er schon gesagt haben?!»

Ja, was konnte das aus China angereiste ZK-Mitglied wirklich schon gesagt haben inmitten der erweiterten Runde der Kominternführung, die stets alles besser wusste als die eigenen Leute im Land? Hinter ihr stand eine siegreich durchgeführte Revolution, ein gewonnener Bürgerkrieg! Wenn also «opportunistische» oder «putschistische» Fehler gemacht wurden (bezahlt mit dem Blut der Kulis und Bauern, die das Joch der in- und ausländischen Ausbeuter abzuschütteln trachteten), dann hatte sich zu allererst die kleine KPCh an die Brust zu schlagen, unerfahren, hin und her gerissen von inneren Fraktionskämpfen, verunsichert von den brüderlichen Moskauer Ratgebern. Allein mit den Erfahrungen verlorener Klassenschlachten in den fernwestlichen Heimatländern und mit bindenden EKKI-Beschlüssen zur «chinesischen Frage» ausgestattet,

wurde die Hilfe der europäischen Genossen von *einem* chinesischen ZK-Mitglied, dem späteren «grossen Vorsitzenden» Mao Tse-tung, schon damals mit äussersten Vorbehalten betrachtet. Er war der einzige in der KPCh-Führung, der zu jener Zeit die Reise nach Moskau nicht angetreten hatte, um sich dort Ratschläge zu holen!

Ausser gelegentlichen Lux-Besuchern wie Agnes Smedley und Egon Erwin Kisch fuhren nach und nach eine Reihe Hausinsassen, «Turkestaner» und Apparateleute, für die es bislang nur ein «chinesisches Dorf» gewesen war, im Auftrag der Komintern in das ferne Reich der Mitte. So – unter anderen – der österreichische Professorensohn Gerhart Eisler, Bruder des in jenen Jahren bekanntesten Komponisten revolutionärer Arbeiterlieder, Hanns Eisler, und einer Schwester, die zeitweilig beide an politischer Aktivität und Berühmtheit überflügelte, der KPD-Reichstagsabgeordneten und Kominternfunktionärin Ruth Fischer.

Gerhart Eisler trugen seine Komintern- und Untergrundtätigkeit in China (1929/31) zwanzig Jahre später spektakuläre Prozesse und mehrmalige Gefängnishaft in den Vereinigten Staaten ein, wobei Ruth Fischer, zur Sowjetfeindin und CIA-Freundin geworden, eine höchst üble Rolle spielte. Faktisch war sie die Kronzeugin der Anklage gegen ihren eigenen Bruder. Sie packte aus der politischen Familiengeschichte alles aus, was den Vorwurf «un-amerikanischer Umtriebe» der Eisler-Brüder Hanns und Gerhart rechtfertigen konnte, und entfaltete gegen sie eine Pressekampagne voller Verleumdungen und Denunziationen, die in der Rückschau sehr an die Schreibweise der sowjetischen Presse in den grausamsten und unmenschlichsten Jahren des Stalin-Regimes erinnert. Oftmals hatte sie im Lux gewohnt, diese Ruth Fischer, abends an der Arbeit gesessen, Reden, Eingaben, Erwidierungen, Artikel programmatischen Inhalts geschrieben. Welche moralisch-menschlichen Werte wurden da auf gezehrt in dem Ratten-

nest, wo Kain und Abel aus dem Stamme Lenins Tür an Tür lebten?

Von der französischen KP und der Komintern dazu aus-
ersehen, trat auch das Politbüro-Mitglied Jacques Doriot
1927 aus dem Lux die Reise nach China an. Wenn es
stimmt, was Jules Humbert-Droz berichtet (und es scheint
tatsächlich zu stimmen, denn kein anderer als der integere
Vaillant-Couturier hatte es ihm bestätigt), dann war Do-
riot damals schon ein «Polizeispitzel im Schoss der Partei»
und hatte Jules in Frankreich hochgehen lassen.

Offensichtlich hellauf begeistert kehrte Doriot von sei-
ner politischen China-Mission zurück und liess sich in
Frankreich als Augenzeuge und Massenredner der chinesi-
schen Revolution bewundern. Doch die Doppelrolle tat
ihre Wirkung: Moralisch und politisch völlig zersetzt,
wandelte Doriot sich später zum Faschisten, führte nach
1936 die «Legion der französischen Freiwilligen gegen den
Bolschewismus» an – und wurde trotzdem von den lieben
deutschen Nazis 1945 im KZ umgebracht.

Den politischen Emissären folgten auf dem Fusse die so-
genannten «Militär-Spezialisten». Sie sollten den unter
kommunistischer Führung stehenden Roten Garden und
Partisanenverbänden im Kampf gegen Tschiang Kai-
scheks Kuomintang-Truppen zu Hilfe kommen, die von
den «Vernichtungsfeldzügen» des Generalissimus bedroht
waren. Unkundig der chinesischen Sprache und Mentalität,
stets eines Dolmetschers bedürftig im Umgang mit den
chinesischen Genossen, taten sie sich schwer mit dem
Kommandieren; so etwa der auf der Moskauer Frunse-
Akademie militärisch ausgebildete deutsche Journalist
Otto Braun und sein aus dem Lux exportierter deutscher
Genosse Arthur Ewert, der parteiintern wie Gerhart Eisler
zu den «Versöhnlern» gehörte – was die Frage berechtigt
erscheinen lässt, ob nicht solche Partei-Störenfriede gewis-
sermassen «zur Bewährung» den chinesischen Genossen

zur Verfügung gestellt wurden. (Bei aller ihm nachgesagten Anmassung war Ewert ein unglückseliger Komintern-Turkestaner; nach seiner China-Mission ins Lux zurückgekehrt, schickte man ihn in die USA, wo er die dortige KP aufmuntern sollte, jedoch bei seinem einstigen Zimmernachbarn William Forster abblitzte, und schliesslich nach Südamerika als politischen Helfer für die brasilianischen Genossen; nach kurzer Zeit ging er hoch und wurde so schweren Folterungen ausgesetzt, dass er den Verstand verlor.)

Oberster, mit besonderen Komintern-Kommandovollmachten ausgestatteter Militärspezialist war ein Mann aus Czernowitz, der Hauptstadt der alt-österreichischen Bukowina, die eine erstaunliche Menge von Kominternleuten hervorgebracht hat: sein Name – Manfred Stern, ältester der drei Brüder Stern (von denen ich nur die beiden jüngeren, Wolf und Leo, ebenfalls zeitweise Lux-Bewohner, gut kannte). Alle drei Sterns hatten ein Faible für das Militär. Manfred («Fred») jedoch überragte seine Brüder als Stratege, Taktiker und Karrieremacher um Kopfeslänge. Im chinesischen Bürgerkrieg noch kein General, wurde er es im Spanischen Bürgerkrieg – unter einem anderen, selbstzugelegten Namen: General Kléber.

Die kühne Aneignung des Namens eines der berühmtesten und erfolgreichsten, vom Freiwilligen zum General aufgestiegenen Offiziere im französischen Revolutionsheer unter Bonaparte, der im ägyptischen Feldzug 1799 sogar den Oberbefehl über Napoleons Invasionstruppen erhielt, brachte ihm nur vorübergehenden Zeitungsruhm, in Wahrheit waltete ein Unstern über dem Namen Kleber: Anno 1800 wurde General Jean-Baptiste Kléber in Kairo ermordet – das gleiche widerfuhr dem General Manfred Stern-Kléber. Nach der Niederlage im Spanischen Bürgerkrieg in die Sowjetunion zurückbeordert und dem Sowjetkommando im Fernen Osten zugeteilt, wurde er ebenso

auf Befehl Stalins ohne Gerichtsurteil liquidiert, das heisst ermordet, wie der Oberkommandierende selbst, Marschall Wassilij Konstantinowitsch Blücher, einst Militärberater der chinesischen Regierung unter Sun Yat-sen. Allerdings wurde Blüchers Familie total ausgerottet, während die beiden Brüder Wolf und Leo Stern alle Unbilden des Schicksals überlebten.

Die «Vierte» operierte souverän: Selbstverständlich hatte sich Bersins Abteilung unabhängig von den politischen und militärischen Komintern-Emissären und den offiziellen sowjetischen Ratgebern bereits längst einen eigenen Nachrichtenapparat in China geschaffen. Die Zentrale und zugleich die Anlaufstelle für aus dem Ausland anreisende Kundschafter befand sich in der französischen Siedlung von Schanghai, wo in einem Gebäude der Avenue Foch ein gewisser Dr. Bosch residierte (Aino Kuusinen). Lette wie General Bersin, mit richtigem Namen Abramow-Bronin, wenigstens dem Pass nach, spielte dieser Dr. Bosch sozusagen den «Grand Chef» des Fernen Ostens. Über ihn wurde auch die Funkverbindung zu den sowjetischen Stationen aufrechterhalten, von einem ehemaligen deutschen Marinefunker bedient, der später Richard Sorges wichtigster Gehilfe in Japan werden sollte. Ausserdem war da noch eine gewisse «Elli», die ebenfalls aus dem Lux stammte und später dahin zurückkehrte.

Die Grundlage jeder erfolversprechenden Geheimdienstarbeit – nämlich die Absicherung durch eine legale bürgerliche Existenz – schuf sich Richard Sorge, bevor er für die «Vierte» nach China ging (Herbst 1929), selbst: Er wurde berufsmässiger Auslandsjournalist. Zu diesem Zweck fuhr er nach Deutschland, nahm alte Verbindungen zum Frankfurter Bekanntenkreis auf und knüpfte neue zu Zeitungen und Institutionen an, die an Ostasienberichten aus erster Hand interessiert waren. So die *Deutsche Getreidezeitung*, ein zentrales Blatt für internationalen Ge-

treidehandel, vor allem auch die einflussreiche Deutsch-Chinesische Gesellschaft in Frankfurt, die unter den Fittichen des bedeutenden Sinologen und Leiters des China-Instituts an der Frankfurter Universität, Professor Dr. Richard Wilhelm, stand. Professor Wilhelm hatte selber mehrere Jahre in China verbracht, an der Pekinger Universität gelehrt und war Herausgeber der Zeitschrift *Sinica*, die hohes Ansehen genoss. Solcherart mit Korrespondentenverträgen und geschickt ergatterten Empfehlungsschreiben ausgerüstet, darunter sogar eines des Berliner Aussenamtes an den deutschen Generalkonsul in Schanghai, trat Sorge die Reise nach China über Moskau an. In Nanking, der Höhle des Drachen, Sitz der Regierung Tschiang Kai-scheks, etablierte er sich als Auslandskorrespondent und neues Mitglied der deutschen Kolonie. Von nun an und bis zu seinem Lebensende war er *der* Dr. Richard Sorge, als den ihn zahlreiche China-Reisende und Japan-Besucher kennenlernten, Schriftsteller und Journalisten wie Agnes Smedley, Egon Erwin Kisch, Margret Boveri und die ganze im Fernen Osten befindliche Gesellschaft von Diplomaten, Geschäftemachern und internationalen Weltenbummlern. In jenen Kreisen wurde er eine Art Salonlöwe, in dem niemand den wahren Dr. Richard Sorge, den eingeschleusten Bolschewiken, vermutete.

Die Enttarnung wäre auch für einen scharfen und misstrauischen Beobachter schwierig gewesen: Sorge trat stets und überall unter seinem echten Namen auf; er legte sich keine falsche Herkunft zu, keinen falschen Beruf. Blieb Deutscher und Journalist, wo immer er sich befand. Frei und unabhängig von Illegalitätszwängen führte er ein scheinbar offenes Leben, gestattete sich freimütige politische Äusserungen im Kreise Andersdenkender. Seinen Informations hunger stillte er durch geduldiges Zuhören und geschicktes Fragen, vor allem aber mittels eigener Recherchen, indem er per Auto oder Motorrad (er galt als

«wilder Raser») kreuz und quer den Fernen Osten erkundete-immer mit dem Ziel, der Sowjetunion drohende Gefahren auszuforschen. Dabei überliess er nichts dem glücklichen Zufall, sondern pirschte sich hartnäckig an alle erreichbaren Daten heran und fütterte sein Gehirn – wie man heute den Computer füttert – mit einer Vielzahl von Informationen, bis die lebendige Datenverarbeitungssubstanz ein unbezweifelbares, exaktes Gesamtergebnis «herausspuckte», das er guten Gewissens als wissenschaftlich überprüfte Wahrheit nach Moskau funken konnte. Seine Meisterschaft im Aufspüren und Zusammentragen von konkreten Daten bestand in der Methodik, mit der er voring. Es ist keine blosse Behauptung, wenn diese Methodik nicht allein seiner aussergewöhnlichen Intelligenz und der erworbenen Fähigkeit, wissenschaftlich zu arbeiten, zugeschrieben wird, sondern insbesondere der Tatsache, dass Sorge ein fundierter Marxist war. Beim Studium des Marxismus hatte er sich dessen Methode einverleibt, von objektiven Gegebenheiten auszugehen und, sie in ihren Widersprüchen analysierend, daraus gültige Schlüsse zu ziehen. Das Abenteuer unersättlichen Denkens und Forschens und das Abenteuer eines gefährlichen Lebens hielten sich bei ihm die Waage.

Während der vierjährigen Gesellenzeit in China, von Reisen nach Moskau unterbrochen, nahm es Sorge noch nicht so genau mit der eisernen Verhaltensregel, jede Verbindung zu alten Genossen, zur Kommunistischen Partei, zu meiden. In Schanghai, wo das illegale ZK der KPCh und die Komintern-Chinesen aus dem Lux im Untergrund agierten, hatte er, allerdings unter streng konspirativen Bedingungen, mehrmals Begegnungen mit ihnen und informierte sie über die gegen die Kommunistische Partei gerichteten Pläne der Kuomintang-Militaristen in Nanking. In Japan hätte er sich solchen Leichtsinn nicht mehr geleistet.

Das Inselreich des Mikado erwies sich immer mehr als die aggressivste imperialistische Macht, gesonnen, noch stärker als bisher durch die Errichtung japanischer Betriebe und die industrielle Durchdringung Chinas auf dem Festland Fuss zu fassen. 1931 kam es zur Besetzung der Mandschurei durch japanische Streitkräfte, womit sich Japan einen eigenen Vasallenstaat eroberte, der den Namen Mandschukuo erhielt. Vorübergehend nahmen die Japaner sogar Schanghai in Besitz. Das militärische Vorgehen der Japaner in China beunruhigte die Sowjetunion bald mehr als die innerchinesischen bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen den revolutionären und den konterrevolutionären Kräften. Die Mandschurei, dünn besiedelt, aber ungeheuer reich an Bodenschätzen, war schon zu zaristischen Zeiten der grösste Krisenherd im Fernen Osten, wo die russischen und japanischen Interessen aufeinanderprallten. Trotz der nach dem russisch-japanischen Krieg (1905) erfolgten Teilung in eine nördliche (russische) und eine südliche (japanische) Einflussosphäre, von beidseitigen Zusicherungen und Verträgen abgestützt, blieb die Mandschurei auch für Lenins Sowjetrussland, das die Erbrechte an der lebenswichtigen ostchinesischen Eisenbahn antrat, eine – wenn nicht die gefährlichste – Einbruchsstelle der Expansionspolitik Japans.

Nun, nachdem die Annexion der Mandschurei und sogar der chinesischen Provinz Jehol zur «Abrundung» des neuen Pseudostaates Mandschukuo vollendete Tatsache geworden war und japanische Kriegstreiber noch energischere Massnahmen von ihrer Regierung forderten, war es auch für die «Vierte» geboten, ihre besten Leute aus China abzuziehen und nach Japan einzuschleusen.

Im Herbst 1933 traf Richard Sorge, nicht direkt von Moskau kommend, sondern von Berlin auf dem mehr als die halbe Erde umfassenden Umweg über Amerika und Kanada, in Yokohama ein. Als Ausbeute seiner China-Tä-

tigkeit brachte er gründliche Erfahrungen im Geheimdienst mit, weitreichende Beziehungen zur deutschen Fernost-Kolonie, ein gefestigtes Renommé als Auslandskorrespondent, bald auch bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, und – das Wichtigste für den Aufbau der Gruppe «Ramsay» – die treue Ergebenheit zweier Männer, die bis 1941 seine engsten Mitarbeiter werden sollten: des Japaners Hozumi Ozaki, der gleichfalls in China Sonderkorrespondent gewesen war und über beste Verbindungen zu höchsten japanischen Regierungsstellen verfügte, und das deutschen Funkers Max Christiansen-Clausen, ein Fachmann ersten Ranges auf dem Gebiet der Kode-Technik.

In Sorges Brusttasche befanden sich ein in Berlin ausgestellter gültiger Auslandspass, Empfehlungen vom Aussenamt, neue Verträge mit deutschen Zeitschriften und Zeitungen, im Gepäck, nicht unbeanstandet von den japanischen Einreisebehörden, eine Leica und nebst anderen Büchern über Japan ein Lehrbuch der japanischen Sprache, die er so schnell wie möglich erlernen wollte.

Ika könnte von nun an seinen selbstgewählten Weg bis unter den Galgen zu Ende gehen, ohne dass die Lux-Geschichte (mit all ihrer Unvollkommenheit) weiter von ihm Notiz nähme. In die alte Wanzenbude kehrte er bei seinen künftigen Aufenthalten in Moskau – zuletzt 1935, in den Wochen, da der VII. Weltkongress tagte – nicht einmal besuchsweise zurück. Am euphorischen Abgesang der III. Internationale, der Dimitroff zur Führungsspitze hinaufjubilte, seiner integralen Einheitsfrontpolitik frenetischen Beifall zollte, durfte Sorge aus konspirativen Gründen nicht teilnehmen. Nur das Radionetz im Hotel National vermittelte ihm einen Eindruck von der letzten Tagung der Weltbewegung, der er sich von ihren Anfängen an voller Hoffnungen «zur Verfügung gestellt» hatte.

Doch das Lux, die alte Heimstätte, meldete sich hie und da, direkt und indirekt, auch im Fernen Osten. So zum Beispiel verkörpert in dem zierlichen Persönchen, das in Zimmer Nr. 1 die Frau Otto Kuusinen, in der Komintern Referentin der skandinavischen Abteilung gewesen war: Aino Kuusinen – «die koketteste Katz’ der ganzen Komintern» (Fritz Glaubauf).

Beide, Sorge, der geheimnisvolle «Doktor», und Aino, die schon von der Zentrale Dr. Boschs in Schanghai als «Ingrid» angekündigte neue Mitarbeiterin der «Vierten» in Tokio, waren recht verblüfft, einander auf dem japanischen Turnierplatz sowjetischer Friedenskämpfer Anfang des Jahres 1935 wiederzufinden. Natürlich stellte keiner dem andern indiskrete Fragen, noch tauschten sie alte Lux-Erinnerungen aus. Ihre Beziehungen waren auf das Notwendigste beschränkt: wenige Treffs, darunter in «einem deutschen Bierhaus niedrigster Sorte» (Aino), das wohl die «Fledermaus» war, Sorges Stammlokal, und in seiner «bescheidenen Zweizimmerwohnung», wo sie ihn Ende 1937 zum letztenmal sah. «Es war traurig anzusehen, wie Sorge, der so viel Verantwortung trug, schwer betrunken auf dem Sofa lag, mit einer fast leeren Whiskyflasche auf dem Tisch.» Bei der Gelegenheit machte Ika Aino die Mitteilung, dass «wir alle» nach Moskau beordert seien und sie über Wladiwostok die Reise antreten solle, jedoch «nichts zu befürchten hätte», obwohl in Moskau eine «ungesunde Atmosphäre herrsche».

Richard Sorge hätte das abenteuerlustige Persönchen, das ihrer zerrütteten Ehe und der bitteren Erfahrungen wegen, die ihre finnischen Landsleute in der Sowjetunion erleiden mussten, in den Dienst General Bersins getreten war, nicht nach Hause schicken dürfen. In der Silvester- nacht 1937/38 wurde Aino Kuusinen im Hotel Metropol verhaftet und erhielt erst nach fünfzehn Jahren Leidensweg - über die berüchtigten Gefängnisse Moskaus bis zu den

Zwangsarbeitslagern am Nördlichen Eismeer und in zentralrussischen Straflagern – die Freiheit wieder: für sie erst zur wirklichen Freiheit geworden, als sie 1965 in ihre Heimat Finnland ausreisen durfte.

Sorge hat mit Sicherheit genaue Informationen darüber gehabt, was sich im Schreckensjahr 1937 im Land seiner «grossen Liebe» abspielte; wie der heimtückische «Nachbar», nun ganz obenauf in der sowjetischen Apparathierarchie, daranging, den Mitarbeiterstab der Vierten Abteilung, soweit er greifbar war, auszurotten. Der Freund Jan Bersin, aus dem Spanischen Bürgerkrieg abkommandiert, wo er als Leiter des Militärapparates eine wichtige Funktion hatte, war das bekannteste Opfer. Noch zwei Jahrzehnte später warf man dem Chef der Roten Kapelle, Trepper, während seiner Untersuchungshaft in der Ljubjanka vor, er habe zur «Bersin-Bande» gehört. Aus dem Lux fischten sich die «Organe» Alice Abramowitz heraus, Hete Linke, Ika's ehemalige Schreibkraft, und Lotte Brann, ein schönes und kluges Mädchen, dem Sorge 1932/33 im Hotel «Nowaja Moskovskaja» (heute «Bukarest») ein Buch über China in die Maschine diktierte, und überantworteten sie langjährigem Lagerschicksal. Wer nicht im «Archipel Gulag» umkam und heute in der DDR lebt, erhielt den Ehrentitel «Opfer des Faschismus», ist Mitglied der «Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes» (VVN) und empfängt eine ansehnliche Rente – das «Schweige-geld».

Wir waren uns im Dienst der «Vierten» niemals persönlich begegnet, der Meisterspion und ich, die Kundschafter-Kollegin ohne Lehrlingsausbildung. Aber ich sehe durch Ika hindurch auf Personen und Situationen des damals gleichen gemeinsamen Bezugssystems. Neben General Bersin steht da sein Adlatus und Stellvertreter Oberst Uritzki, schmal, elegant, von scharfer Intelligenz, fähig, zu

seinen Mitarbeitern auch eine menschliche Beziehung zu haben. Ihm verdanke ich (höchstwahrscheinlich) mein Überleben, denn nach einigen 1937 in Moskau und auf der Krim verbrachten Sommerwochen schickte mich Uritzki im Herbst schleunigst wieder nach Hitler-Deutschland zurück, als hinge die Sicherheit der Sowjetunion von meinem dortigen Einsatz ab. Erst ein Jahr danach, im Lux, begann mir zu dämmern, dass Oberst Uritzki, unterdessen schon längst hinter Moskauer Kerkermauern, sich um *meine* Sicherheit gesorgt hatte, die er in Reichweite der Gestapo für weniger bedroht hielt als in der unmittelbaren Nähe des «bösen Nachbarn» NKWD.

Richard Sorge, wichtigster Auslandsmann der «Vierten», war nicht greifbar. Mit allerhand Ausreden folgte er 1937 nicht der Aufforderung, unverzüglich nach Moskau abzureisen, blieb im Fernen Osten und führte mit der Gruppe «Ramsay» seinen Kundschafterkrieg an zwei Fronten weiter – an der japanischen und an der deutschen. Die zweite Front hatte er sich sogleich nach seiner Ankunft und Anmeldung in der deutschen Botschaft geschickt aufgebaut. Entsprechend dem bewährten chinesischen Rezept, im Kreis der deutschen Reichswehroffiziere, die in Nanking den Generalissimus Tschiang Kai-schek umweldeten, kameradschaftlich zu verkehren, ging er auch in Tokio vor: Zielbewusst peilte er den Militärattaché an, Oberst Eugen Ott, und wurde bald dessen Intimus.

Von ihm, dem unfreiwilligen Informanten (1937 zum Generalmajor und Botschafter in Tokio aufgerückt), erfuhr der blendende Charmeur und versierte Nachrichten-zwischenträger Dr. Richard Sorge künftig derart wichtige Informationen über die geheimen politischen und militärischen Vorhaben Hitlers – des Hauptfeindes der Sowjetunion im fernen Westen –, dass sich daraus zusammen mit anderen angezapften deutschen Nachrichtenquellen Spitzenmeldungen von brisanter Tragweite ergaben.

Als die japanischen Sicherheitsbehörden Ott von der Sprengung der Gruppe «Ramsay» verständigten, protestierte der Botschafter offiziell bei der Regierung gegen die Festnahme Sorges, überzeugt, dass sie jeder Grundlage entbehre, ein Übergriff der «Kempeitai» sei. Anscheinend verfügte Ott trotz seiner langen, dicklichen Nase über keinen guten Riecher, denn Sorge hatte «seine Begeisterung für die Rote Armee» – während des japanisch-sowjetischen Zwischenfalls von Nomohan – «laut und offen geäußert», galt als «hoffnungsloser Chinese und rabiater Gegner der japanischen Militaristen» (Margret Boveri). Auf jeden Fall mangelte es dem ehemaligen Adjutanten des Generals Kurt von Schleicher (den Hitler am 30. Juni 1934 ermorden liess) an der gebotenen Vorsicht im Umgang mit Dienstgeheimnissen bei Salongesprächen.

Bei einem solchen Salongespräch nämlich lernte auch ich im Herbst 1936 den soeben aus Japan angereisten Militärattaché Ott in Berlin, im Haus des Chefs der Heeresleitung a.D. Generaloberst Kurt Freiherr von Hammerstein-Equord, als unfreiwilligen Informanten kennen und schätzen.

Was ich damals für «Erstmeldungen» an die Zentrale über den bevorstehenden Beitritt Japans zum Antikominternpakt und die rasante Wiederaufrüstung Hitler-Deutschlands hielt – das hatte Sorge-»Ramsay» gewiss ebenfalls aus Tokio nach Moskau gefunkt. (Das Codesystem für die Funkverbindung war nach einem komplizierten Umsetzen der Buchstaben in Ziffern auf der Grundlage des *Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich*. Jahrgang 1935, perfekt ausgeklügelt. Es hielt bis zuletzt allen Dechiffrierungsversuchen der Japaner stand.)

Von den Funksprüchen brisanter Tragweite, die den Verlauf des II. Weltkrieges entscheidend hätten beeinflussen können, wurde in der mit NKWD-Offizieren neubesetzten Moskauer Zentrale offensichtlich bloss einer ernst

genommen: «Der sowjetische Ferne Osten kann als sicher vor einem Angriff Japans erachtet werden.»

Die mehrfachen dringenden Warnungen hingegen, mit genauer Angabe der Truppenstärke und des Zeitpunktes, wann Hitler die Sowjetunion zu überfallen gedachte, stießen auf taube oder bewusst verschlossene Ohren: Am 15. Juni 1941 gab Sorge die Meldung durch: «Der Krieg wird am 22. Juni beginnen.» (Dr. *Sorge funkt aus Tokyo.*, S. 156)

Stalin, der 1937 so bereitwillig den gefälschten, in Berlin fabrizierten Warnungen vor Tuchatschewski sein Ohr geliehen und daraufhin von den Armeeführern bis zu den mittleren Kommandeuren hinunter seine Rote Armee hatte «köpfen», erschiessen oder ans Eismeer verschicken lassen, vertraute 1941 mehr der Nibelungentreue Hitlers als dem Meisterspion Jan Bersins und den todesmutigen deutschen Antifaschisten der Roten Kapelle, die an die Zentrale die gleichen Warnungen funkten.

Kurz vor ihrem Hochgehen in Tokio gab die Gruppe «Ramsay» noch eine hochbedeutsame Meldung an zwei Adressaten durch: Moskau und Washington. Gewiss gelangte sie auch auf den Schreibtisch Stalins, vermutlich nicht auf den Schreibtisch Präsident Roosevelts: die Meldung, dass die Japaner ohne Kriegserklärung einen Überraschungsangriff auf den wichtigsten Flottenstützpunkt der USA im Pazifik, Pearl Harbor, für Anfang Dezember unter strengster Geheimhaltung vorbereiteten. Sorges Mitarbeiter, der Jugoslawe Branko Vukelic (alter Freund des Lux-Bewohners Voja Vujovic), als Vertreter der Agence Havas gutgetarnt in Japan, hatte diese Nachricht aus verlässlicher Quelle erfahren und einem amerikanischen Kollegen weitergegeben. Dass der US-Geheimdienst den kollegialen Tip nicht richtig einzuschätzen verstand, kostete die USA am 7. Dezember 1941 die Vernichtung ihrer im Hafen von Pearl Harbor friedlich ankernden Pazifikflotte.

Der verheerende Gewaltstreich Japans gegen die stolze Seemacht, als nationale Schmach empfunden, bewirkte über Nacht einen Stimmungsumschwung zugunsten der politischen Bestrebungen Roosevelts, im «Verein der Nationen» den Kampf gegen die faschistische Barbarei aufzunehmen. Mit der Rückendeckung von Millionenmassen konnte er nun die Verfechter der Isolationspolitik im Kongress und Senat, die sich dem Eintritt der USA in den Zweiten Weltkrieg bislang widersetzt hatten, aus dem Feld schlagen. Am 8. Dezember erklärten die USA und Grossbritannien Japan den Krieg – Hitler-Deutschland und Italien ihrerseits am 11. Dezember den USA. Erst nach Pearl Harbor nahm das Völkermorden globale Ausmasse an.

In jenen entscheidungsschweren Tagen, da Stalins politische Rechnung aufgegangen und Hitlers militärischer Plan, die Einnahme von Moskau, bereits gescheitert war, durchströmte eisige Kälte das leere Lux. Die Bewohner hatten es in höchster Eile am 16. Oktober, mit dem letzten Schub der organisierten Evakuierung der sowjetischen Hauptstadt, bei Nacht und Nebel verlassen müssen und befanden sich mehr als tausend Kilometer weiter östlich in Kuibyschew und Ufa.

Just am selben Tag, am 16. Oktober 1941, war Richard Sorge in Tokio verhaftet worden. Am 7. November 1944, dem 27. Jahrestag der Oktoberrevolution, wurde er gehängt. Unter dem Galgen im Sugamo-Zuchthaus stand ein Mann, der bis zum letzten Atemzug geleugnet hatte, je das gewesen zu sein, was man gemeinhin einen «Spion» nennt. In der Todeszelle mag der alte Ika aus dem Lux-Zimmer Nr. 19 vielleicht manchmal die Hoffnung gehegt haben, die Sowjetunion werde ihn gegen japanische Spione austauschen, die sich in russischen Gefängnissen befanden. Aber «die grösste Liebe seines Lebens» verleugnete ihn bis zu dem günstigeren Zeitpunkt, da sie – mit Hilfe eines ande-

ren Friedenskämpfers, des in England operierenden «Atomspions» Klaus Fuchs – rascher als erwartet zur zweiten Atom-Weltmacht auf gestiegen war und sich es nun leisten konnte, tote Helden solcher Art zu ehren.

Der Genickbruch am japanischen Hanfseil ersparte Ika zumindest den Fusstritt der fernen Geliebten: den bekam nämlich sein Funker Max Christiansen-Clausen zu spüren, als er 1945 in Tokio aus der Kerkerhaft befreit wurde. Sogleich unter Bewachung nach Moskau befördert, landete er in einer Gefängniszelle der Lubjanka.

Trotzki – das Hausgespenst

Ob Leo Trotzki jemals leibhaftig die düstere Eingangshalle schnell und energisch, wie es seine Art war, durchschritten, irgendjemanden von den Insassen aufgesucht oder an einer hausinternen Beratung teilgenommen hat, blieb lange Zeit eine offene Frage für mich. Den Quellen, die mir authentische Nachrichten aus der Früh- und frühmittelalterlichen Geschichte unseres merkwürdigen Gebäudes herantrugen, liess sich keine Antwort entnehmen. Selbst die ansonsten unerschöpfliche Hauptquelle, das vierbändige Memoirenwerk von Jules Humbert-Droz, brachte nichts zutage, was darauf hingedeutet hätte, dass Trotzki jemals im Lux gewesen wäre.

Doch plötzlich meldeten sich zwei verlässliche Zeugen, die mit je einem kurzen Satz in französischer Sprache Klarheit schafften: «Je me trouvai un soir nez à nez avec Trotzky, sa myopie et ses frisons», schreibt Jenny Humbert-Droz, die Achtzigjährige, in ihrem letzten Buch *Une pensée, une conscience, un combat* an der Stelle, wo sie des Lebens im Lux gedenkt. Und Alfred Rosmer, der beinahe zum Blutzengen der Ermordung seines Freundes geworden wäre, erwähnt einmal dessen Besuch in dem Haus, «wo alles von schlechtem Geschmack war, die Fassade, die Möbel . . . und die unnützen Salons, goldüberladen, nur dazu dienten, während der Kongresszeit mit Betten vollgestellt zu werden . . .»: «Au jour fixé pour notre départ, Trotsky vint à Lux dans l'après-midi.» (Herbst 1921)

Wenn Jenny nur «eines Abends» sich Trotzki gegenübersah, seiner Kurzsichtigkeit und seinen Schläfenlöckchen, und Rosmer nur den einen Besuch erwähnt im Ver-

lauf der vielen Monate, die er wiederholt in «Moskau unter Lenin» verbrachte, dann darf man daraus folgern, dass Trotzki sich selten im Lux einfand und keineswegs dort ein und aus gegangen oder gar über Nacht geblieben ist, wie seine Schicksalsgenossen, die russischen Politiker und Ideologen der Internationale Sinowjew, Bucharin und Radek, die Jahre hindurch politische und persönliche Kontakte zu den Hausgästen und Mietern pflegten. Der kleine hofseitige Konferenzsaal im ersten Stock neben dem Prominentenzimmer Nr. 1 (das zuletzt Ercoli-Togliatti bewohnte) erlebte zuzeiten mehr rückhaltlose Aussprachen, unfeine Intrigen, die Bildung und den Zerfall fraktioneller Gruppen als die jeweiligen Amtsräume der Komintern-Exekutive. Ohne viel Aufhebens kamen hier auch EKKI-Beschlüsse zustande, denn die Mitglieder waren leicht aus ihren Zimmern zusammenzutrommeln. Schienen die hitzigen Debatten an einem toten Punkt angelangt, so gab es die «wertuschka», den ständig offengehaltenen «heissen Draht» zum Kreml und zu Lenins Landhaus im Dorf Gorki bei Moskau.

Die Teilnahme Trotzkis an solchen nächtlichen Runden ist aufgrund der lakonischen Zeugenaussagen höchst unwahrscheinlich. Aber in seinem Fall wäre die Hauschronik lückenhaft, um entscheidende Seiten ärmer, sofern sie es unterliesse, ihm den unbestimmten, manchmal ganz konkreten Raum zu geben, in dem *der Geist* – in seiner doppelten Bedeutung – umgeht, die Szene beherrscht.

Unsichtbar und dennoch gegenwärtig ging Trotzki für zahllose Lux-Bewohner von der Frühzeit bis zu seiner Ermordung 1940 durch das Haus, wurde in politische Gespräche verwickelt, gepriesen und verteufelt, verehrt und verleugnet, und betrat zuletzt als schattenhafter Unheilsbote all jene Zimmer, von der ersten bis zur obersten Etage, wo die seinetwegen Verfolgten keine Nacht Ruhe fanden, an der Tür horchten, ob sich dahinter verdächtige Schritte

vernehmen liessen. Mochte sein Bild zerrissen oder zwischen Buchdeckeln verborgen sein, mochten seine Schriften in den Müllschächten verschwinden oder zu Freunden ausser Haus gebracht werden-Trotzki war und blieb im Lux. Er spielte Schicksal schlechthin: leibhaftig und als Spukgestalt. Ich habe ihn selbst gesehen.

Die Zeit, da man noch offen von ihm sprechen konnte, ihn zitieren, sich mit ihm auseinandersetzen durfte, gehörte schon seit Jahren der Vergangenheit an, als er eines Nachts vor meinem Couchbett stand und mich aus einem Alptraum aufweckte. «Schweissgebadet», wie es das geläufige Epitheton zu lähmender Angst ist, sah ich die gespenstische Erscheinung im Halbdunkel: vielmehr bloss den Kopf mit der hohen gewölbten Stirn, blitzenden Augengläsern und einem spanischen Spitzbart – das einzige Bild von Trotzki, das sich mir eingepägt hatte. Die hagere Gestalt im knöchellangen Soldatenmantel auf dem Trittbrett seines gepanzerten Eisenbahnwaggon, der ihn an die Fronten des Bürgerkrieges fuhr, hatte unter der Mütze (oder war es eine russische Soldatenhaube mit wegstehenden Ohrenklappen?) kein Gesicht. Wenn ich nicht gleich zu meiner eigenen Beruhigung gedacht hätte: «Wie kommt denn Trotzki hier herein, der ist doch im Ausland . . .», so wäre es mir in dieser ersten Schrecksekunde gar nicht erstaunlich erschienen, aus dem verborgenen Mund russische Worte zu hören. Welche – so weit gingen meine Russischkenntnisse nicht.

Während ich zu Trotzki und über seinen Kopf hinweg zur Zimmerdecke hinaufstarrte und er sich zu meinem Entsetzen nicht verflüchtigen wollte, im Gegenteil, hartnäckig seine Anwesenheit bekundete, indem er mich zwang, an ihn zu denken, wurde mir allmählich bewusst, dass ich ihn schon seit Wochen erwartet hatte. Er stand gar nicht so plötzlich vor meinem Bett, wie ich geglaubt hatte,

als ich aus dem Schlaf aufschreckte. Nun war er also da und ich mit ihm ganz allein. Hinter dem Kopfende meiner Couch spürte ich mehr, als dass ich sie hörte, die leisen Atemzüge meines Mannes im Tiefschlaf. Sonst war es beängstigend still im Haus und auch im Hof: die nächtliche Lux-Stille, von der niemand sprach. Wer in sie hineinhorchte, schwieg. Denn wie hätte einer *hören* können, dass es still war in der Nacht – doch nur dann, wenn er sich wie ein geängstigtes, gejagtes Tier in die Stille duckte, jeden Augenblick ihre Unterbrechung gewärtigend, ein verdächtiges Geräusch auf dem Korridor, Schritte womöglich, die an den Zimmertüren vorbeingingen und dann an irgendeiner haltmachten: «Nicht an meiner, bitte nicht an meiner. Ich habe nichts gegen die Partei, gegen die Sowjetunion getan, ich bin immer ein treuer Kommunist gewesen, ihr holt einen Unschuldigen, ich schwöre es, aber wie kann ich es ihnen *beweisen!*» Es wäre einer Selbstverdächtigung gleichgekommen, über die nächtliche Lux-Stille zu sprechen. «Der Horcher an der Wand» kann einfach kein gutes Gewissen haben, etwas muss ihn bedrücken, ein altes Vergehen gegen die Partei, ein vorlautes, kritisches Wort, der freundschaftliche Umgang mit einem, den sie geholt haben, oder: «*Ich habe Trotzki gelesen!*» Seinen Versuch einer Autobiographie *Mein Leben* und die *Geschichte der russischen Revolution*. Diese Bücher waren nach seiner Ausweisung aus der Sowjetunion im S. Fischer Verlag erschienen. Mit keinem Wort durfte ich auch nur andeuten, dass es die Hauptwerke des Feindes waren, denen ich im wesentlichen meine Kenntnisse über das Entstehen der Sowjetunion verdankte. Aus ihnen, Trozki's Büchern, war der revolutionäre Funke zu mir übergesprungen, anfangs mehr glimmend, aber immer stärker angefacht, seitdem Hitler an die Macht gekommen war. 1934, nach dem Zusammenbruch des österreichischen Schutzbundaufstands, war ich ohne Zögern, wie selbstverständlich, Mitglied der

Kommunistischen Partei Österreichs geworden, hatte mich einigermaßen tapfer im antifaschistischen Untergrund bewährt.

Im Lux-Zimmer Nr. 271 fand Trotzki keine Anhängerin seines politischen Ideengutes vor, geschweige denn eine Genossin, die seinen oppositionellen Kampf gegen das Sowjetregime und Stalin verstand und guthiess. Ich wusste mich frei von jeglicher Art «Trotzkismus». Nichts davon hatte ich in mich aufgenommen. Aber Trotzki hatte mich die Revolution verstehen gelehrt, ihre Schwierigkeiten und Probleme im einzigen Land des Sozialismus. Seine – wie uns schien – gehässigen Attacken gegen all das, wofür wir bereit waren, unser Leben einzusetzen, die Gegengründung zur Leninschen Komintern, diese spalterische trotzkistische IV. Internationale – damit war er, dessen gewaltige Stirn im Morgengrauen bleicher geworden, aber noch sichtbar war, als gefährlicher Feind unserer Sache abgestempelt. Allein durch seine Bücher war ich mit ihm verbunden. *Wie konnte ich Gelesenes ungelesen machen?! Welcher Trick konnte da helfen?*

Mir fiel eine ähnliche angsterfüllte Nacht in Berlin ein. Ich schreckte ebenso aus dem Schlaf auf und spürte, dass die Gestapo ganz in der Nähe war, hinter der Zimmertür, im Treppenhaus, nein, auf der Strasse, mein Fenster beobachtend. Was hatte ich der Angst in jenen Minuten, lang wie Stunden, entgegengesetzt? Wie sie schliesslich niedergezwungen? Mit allmählich in Gang kommenden, ruhigen Überlegungen, was die Gestapo auf meine Spur gebracht haben könnte. Dann ging ich zum Angriff auf mich selbst und auf den Gegner über: Ich glitt aus dem Bett, robbte zum Fenster hin und zog mit lautem Gerassel die Jalousie hoch. Das Gestapo-Gespens verschwand hinter der Litfasssäule, ich lachte ihm hinterdrein. Ich war frei, wieder Herr meiner selbst – ohne Angst.

Wenn sie sich unterstehen sollten, die NKWD-Leute,

vor denen das halbe Lux in den letzten Jahren in Angstschweiss ausgebrochen war, an unsere Zimmertür zu pochen – ich werde sie mit Fäusten, mit Zähnen und Krallen angehen, brüllen und schreien, unser Leben und unsere Ehre verteidigen. Wenigstens das werde ich tun! Und ich war sicher, so auch diese Gespenster, alle Gespenster zu vertreiben.

Die Angst war weg. Die Katze zu meinen Füßen fing plötzlich zu schnurren an, als ob sie gespürt hätte, dass sie sich weiter auf mich verlassen konnte.

Von vornherein stand ausser Zweifel, dass Trotzki das Absteigquartier der Komintern bestens kannte. Zu der Zeit, da er noch höchste Partei- und Staatsfunktionen innehatte, an der Seite Lenins der weitaus populärste Bolschewik war und sein präsumtiver Nachfolger, liess er gelegentlich seinen Wagen davor halten, um eine Botschaft hineinzuschicken, holte ihm nahestehende ausländische Genossen zu Besprechungen oder zum Besuch seines Vaters Bronstein ab, der auf einer Datscha ausserhalb Moskaus ein gastliches Haus führte.

Pünktlich auf die Minute wird er zum vereinbarten Termin beim Hintereingang vorgefahren sein. Für diese eiserne, selbstgeübte und jedem Mitarbeiter abverlangte Pünktlichkeit war der Volkskommissar für das Militärwesen (später auch für das Transportwesen) geradezu berüchtigt. Sie trug ihm aber auch Respekt, Vertrauen und Bewunderung ein, den Ruf der Zuverlässigkeit insbesondere in Zeiten des allgemeinen Schlendrians, den Notjahren des Kriegskommunismus, da alles zu spät oder gar nicht kam: das Mehl in die Bäckerei, weil es trotz oder wegen der Zwangsrequisitionen auf dem Land mit der Getreideaufbringung nicht klappte; der Droschkenkutscher, weil ihm unterwegs aus Mangel an Futtermittel das Pferd krepierete; - und die Weltrevolution.

Es gab viele Gründe, warum sie nicht kommen wollte. Die Internationale und das ganze Lux lebten jahrelang davon, ihrem Ausbleiben auf die Spur zu kommen – mal links, mal rechts, im Zickzackkurs. Kein Antreiben half, keine noch so scharfe Analyse, kein Rausschmiss von Genossen: sie blieb einfach aus, die erhoffte, sehnsüchtig erwartete.

Aus dem Grau, der alles beherrschenden Farbe des Hungers und Elends, in seinem blendendweissen, uniformähnlichen Leinenanzug hervorstechend, eine weisse Mütze auf dem Kopf, wie er sie in seinen letzten Jahren auch unter der Sonne Mexikos mit Vorliebe getragen hat, wird Trotzki gewiss ungeduldig vor dem Eingang auf die Rückkehr des Boten, auf den mitfahrenden Genossen in den Sommerwochen 1921 gewartet haben: Da waren erstmals etliche seiner Freunde und Anhänger aus der Pariser und Wiener Exilzeit im Lux einquartiert – Delegierte zum III. Weltkongress sowie Teilnehmer am darauffolgenden Gründungskongress der Roten Gewerkschaftsinternationale.

Ihre Namen werden künftig den Weg der trotzkistischen Opposition markieren. Mit Alfred Rosmer, dem französischen Syndikalisten, verband ihn eine «enge Freundschaft, die allen Prüfungen des Krieges, der Revolution, der Sowjetmacht und der Niederschlagung der Opposition standgehalten hat. . .» (Trotzki). Boris Souvarine und Victor Serge alias Kibaltschich, beide Franzosen russischer Herkunft, die nun dem Komintern-Apparat angehörten, ehemalige Anarchisten, waren aus Petrograd angereist und verunsicherten mit ihrer bissigen Kritik an den herrschenden Zuständen, von der miserablen Wirtschaftslage angefangen bis zur Inhaftierung anarchistischer Restgruppen, die hochgestimmten Mitbewohner. Jeder wird auf seine Art später Trotzki in die Opposition folgen:

Souvarine wurde der berühmteste Verbreiter seiner Ideen in Frankreich; Victor Serge kämpfte bis zu seiner Verhaftung und Verbannung nach Orenburg im Jahr 1933 für das Überleben der zerschlagenen Opposition im Untergrund. Nachdem Trotzki's Wagen schon längst aus den Strassen Moskaus verschwunden war, schlich Victor Serge heimlich um das Lux herum, aus dem einer der letzten Getreuen, der Katalane Andres Nin für einige hastige Minuten wechselseitiger Worte herauszuschlüpfen vermochte, ohne dass ihm die GPU auf den Fersen folgte. (Im Spanischen Bürgerkrieg wurden Stalins «Organe» dann seiner habhaft und legten ihn um.)

Von dem jungen Mann, den die italienische Delegation mitgebracht hatte und der noch öfter im Lux ein Wanzenzimmer beziehen sollte, konnte Trotzki damals nicht wissen, dass er einmal sein Anhänger und ein weltberühmter Schriftsteller sein würde: Ignazio Silone, eigentlich Secondo Tranquilli. Mit diesem Namen unterzeichnete der Vertreter der kommunistischen Jugend Italiens solidarisch mit Willi Münzenberg noch jenes historische Kongressdokument, das den Bolschewiki die einhellige Zustimmung der ausländischen Delegierten zur Neuen ökonomischen Politik bestätigte.

Im Mai 1927 jedoch, als Silone, inzwischen Leiter des italienischen kommunistischen Untergrundes gegen Mussolini, zu einer ausserordentlichen Sitzung der erweiterten Exekutive der Internationale nach Moskau berufen wurde, weigerte er sich gemeinsam mit Togliatti in Anwesenheit Stalins, ein Schreiben Trotzki's an das Politbüro der KPdSU blind zu verurteilen, dessen Text nur den Russen, nicht aber den anwesenden Ausländern bekannt war. Angeblich hätte das Schreiben, so Otto Kuusinen, «einen deutlich konterrevolutionären Charakter» und beweise klar, dass Trotzki nichts mehr mit der Arbeiterklasse verbinde. Die Sitzung musste vertagt werden, und der Bulgare

Wasil Kolaroff wurde von Stalin damit beauftragt, die Italiener umzustimmen.

Kolaroff, schreibt Silone in seinem Buch *Notausgang*, «Iud uns ein, am Abend auf seinem Zimmer im Hotel Lux ein Glas Tee mit ihm zu trinken, und nahm das heikle Thema ohne Umschweife in Angriff.

„Wir wollen klar und deutlich reden“, sagte er lächelnd. „Ihr glaubt vielleicht, dass ich das Dokument gelesen habe? Keine Spur. Es interessiert mich nicht einmal . . . Wir sind hier mitten in einem Machtkampf zwischen zwei rivalisierenden Gruppen innerhalb der russischen Führung . . . zweier unversöhnlicher Gruppen. Man muss sich entscheiden. Was auch die Minderheit sagen oder tun mag, ich bin für die Gruppe, die in der Mehrheit ist. Habe ich mich klar ausgedrückt?“ fragte er zu mir gewandt.

„Gewiss“, antwortete ich. „Sehr klar.“

„Habe ich dich überzeugt?“ fragte er.

„Nein“, antwortete ich.

„Warum denn nicht?“ wollte er wissen.

„Ich müsste dir erklärens sagte ich, „warum ich gegen den Faschismus bin.“«

Silone zog sich ab 1929 allmählich aus der Partearbeit zurück, brach im Sommer 1931 endgültig mit der KPI und wurde daraufhin ausgestossen.

Gedenkt die heutige Gemeinde der Troztkisten ihrer Apostelgeschichte, so stösst sie unweigerlich – neben anderen – auf die Namen Rosmer, Souvarine, Serge, auf Nin und Silone, auf die Männer, die zur ersten Hochsaison des Lux unter dessen Dach gelebt haben. Und so unterschiedlich ihre politische und menschliche Entwicklung verlief, widerspruchsvoll selbst innerhalb des Bezugssystems, das erst weit später «Trotzkismus» genannt wurde – zu *Mordbuben* hatten sie nicht das Zeug wie ihre an die Macht kommenden Verfolger, die Schergen Stalins.

Stalin? – 1921 im Politbüro für die Nationalitätenpolitik

der Bolschewiki verantwortlich und ein Jahr darauf Generalsekretär der Partei – war den meisten Lux-Gästen und Kongressteilnehmern völlig unbekannt. Hätte jemand – zu Lebzeiten Lenins – beiläufig seinen Namen erwähnt, so wäre er erstaunt gefragt worden: «Stalin? Wer ist das? – Nie gehört, nie gesehen!»

Wenn Trotzki zwischen der An- und Abfahrt des Wagens den Blick über die unmittelbare Umgebung des Lux schweifen liess (was anzunehmen ist, denn er galt als ungemein scharfer Beobachter, dem der Feind im Kornfeld und im Politbüro nicht entging, nur seinen Mörder erkannte er zu spät), dürfte das Jägerauge, dessen Kurzsichtigkeit der Kneifer ausglich, auch das gesehen haben, was in jenen Kongresswochen 1921 jedem Passanten auffiel: die weibliche Belagerung der schwach verteidigten Zitadelle der ausländischen Genossen. Zur Versorgung der (off limits) Gaststätte hatte Trotzki aus Armeebeständen eine Menge beige-steuert, damit die Klassenkämpfer, von denen eine ebenfalls siegreiche Revolution erwartet wurde, keinen solchen Mangel litten, wie ihn die Kremlbewohner kaum minder als die übrige Bevölkerung verspürten.

Dass Trotzki das hochsaisonale muntere Treiben nicht verborgen geblieben war, bezeugt eine seiner typisch sarkastischen Bemerkungen. Sie wurde mir von dem Wiener Publizisten Richard Neumann mitgeteilt, einem der wenigen überlebenden Augen- und Ohrenzeugen aus jener Frühzeit.

Während der Tagungen befasste sich nämlich eine Statutenkommission unter anderem mit der äusserst wichtigen Frage, *wo* die Exekutive der Internationale künftig ihren Sitz haben sollte: weiterhin ständig in Moskau oder auch einmal woanders, in einer westeuropäischen Metropole. Neumann, dem Jugenddelegierten der KPC und Kommissionsmitglied unter dem Namen Fritz Sturm, prägten sich

das Verhalten und die Worte Trotzki, der den Vorsitz führte, besonders stark ein, war er doch als junger Mann dem inzwischen weltweit bekanntgewordenen Schöpfer der Roten Armee und Feldherrn des Bürgerkrieges bereits 1913, am Vorabend des Ersten Weltkriegs, begegnet: Im Wiener «Cafe Zentral», dem renommierten Treffpunkt der Journalisten, Literaten und Politiker, die hier Berge von in- und ausländischen Zeitungen, Gesprächs- und Schachpartner vorfanden, hatte er den «Russen mit dem Spitzbart» beim königlichen Spiel und «auch sonst bewundert – wie ein Jünger zu seinem Meister aufblickt».

Damals verbrachte Trotzki mit seiner Familie einige Emigrationsjahre im Hause Rodlergasse Nr. 25 im 19. Wiener Gemeindebezirk, das nahezu unverändert als sogenanntes «Bassenahaus» heute noch steht. (Wasserleitung und Klosetts liegen ausserhalb der ärmlichen Zimmer-Küche-Wohnungen auf den hofseitigen Gängen zur gemeinsamen Benützung der Mieter.)

Dort erinnert man sich noch immer an Trotzki, obwohl keine Gedenktafel an der Hauswand angebracht ist wie für Lenin in Zürich, Spiegelgasse 14, und für Stalin in Wien, Schönbrunner Schlossstrasse 36. Uralt gewordene Bewohner oder deren Nachmieter erzählen unter anderem, dass die Trotzki-Familie äusserst bescheiden gelebt und ebenso Weihnachten mit einem Lichterbäumchen gefeiert habe wie die Nachbarn.

Unserem Augen- und Ohrenzeugen zufolge, hatte Trotzki im Verlauf der Kommissionsberatungen starke Bedenken, dem Kongress eine Resolution vorzulegen, worin Moskau zum *permanenten* Sitz der Exekutive bestimmt wurde. Er sah darin offenbar eine Gefahr für die politische Selbständigkeit der Internationale, befürchtete, dass sie zu stark unter russischen Einfluss geriete, d.h. unter den Einfluss des im Vergleich zu den westlichen Industriestaaten ökonomisch und zivilisatorisch rückständigsten

Landes. Schliesslich sei Trotzki des langen Hin und Her überdrüssig geworden und habe gesagt: «Also gut – aber dann schreiben wir nicht nur hinein ‚Sitz in Moskaus sondern auch ‚alle Vertreter der kommunistischen Parteien müssen immer im Lux wohnen!’»

Zum Glück wurde die Bemerkung nicht protokolliert. Sonst wäre womöglich 1928, als die ersten grossen Trotzkiistenverfolgungen einsetzten, das ganze Lux als eine Ausgeburt Trotzki verdächtigt worden. So aber wurde sie nur im Gedächtnis seines Jüngers aufbewahrt, der auch weiterhin mit seiner jungen Frau Margarete dem Meister folgte.

Bevor der Kongress seine eigentliche Arbeit aufnahm, hielt Trotzki auf der ersten im Kreml angesetzten Plenartagung das Hauptreferat zum Thema «Die wirtschaftliche Weltkrise und die neuen Aufgaben der Kommunistischen Internationale». Der gemeinsam mit Lenin zum Ehrenpräsidenten gewählte Star aller Redner (sein Biograph Isaac Deutscher bescheinigte ihm neben genialen staatsmännischen Fähigkeiten auch die eines talentierten Schauspielers), mit Spannung erwartet, kam um wenige Minuten zu spät. Beim Aufgang zum Zarenpalast hatten ihn die Tschechischen-Wachen aufgehalten und nicht durchgelassen, weil er sein «Mandat», d.h. die Delegiertenkarte, nicht vorweisen konnte. Er hatte vergessen, sie einzustecken. Erst der herbeigerufene Leiter der Kremlwache, ein gewisser Bersin, gab Trotzki den Weg frei zu seinem ersten grossen Auftritt im Thronsaal.

Die Franzosen, seine Freunde, mokierten sich anschließend über den «lächerlichen Zwischenfall» (Loriot); Trotzki selbst mag sich höchstens wegen der eigenen Vergesslichkeit darüber geärgert haben, die ihn, den stets Pünktlichen, zu spät kommen liess. Kein sechster Sinn signalisierte ihm, dass er wenige Jahre später überhaupt nicht mehr in den Kreml hineingehen durfte. In dem kolossalen Gehirn, das die *Theorie der permanenten Revolution*, ein

schriftstellerisches und journalistisches Werk von gewaltigem Umfang, hervorbrachte, und bei der Obduktion, mit zertrümmerten Schädelknochen gespickt, durch seine Grösse und sein Gewicht die mexikanischen Ärzte in Erstaunen versetzte, war keine Rille ausgespart für jenen Sinn der Propheten und Apostel, der Dichter und Maler, der dem Denken zu apokalyptischen Visionen verhilft.

Ein revolutionärer Marxist vom Schlage Trotzki war «nicht gewohnt, historische Perspektiven unter dem Gesichtswinkel des persönlichen Schicksals zu betrachten», und sah es als «erste Pflicht des Revolutionärs» an, «die Gesetzmässigkeit der Ereignisse zu erkennen und in dieser Gesetzmässigkeit seinen Platz zu finden».

Das Credo des «verstossenen Propheten» (Deutscher), acht Jahre später in seinem türkischen Exilort auf der Insel Prinkipo zu Papier gebracht, barg den Widerspruch in sich: Denn solange er selber bestimmenden Einfluss auf die Ereignisse nahm, erkannte er deren Gesetzmässigkeit offenkundig nicht. Als jedoch jene Gesetzmässigkeit, nämlich die fortschreitende Bürokratisierung des Staatsapparats und die gewaltsame Unterdrückung jeglichen Versuchs, in- und ausserhalb der bolschewistischen Partei gegen die herrschenden Übelstände der Machtausübung anzukämpfen, sich an Trotzki und seiner Gefolgschaft verhängnisvoll auszuwirken begannen, da begnügte er sich keinesfalls mit einem (zweit- oder drittrangigen) Platz innerhalb der Gesetzmässigkeit der Ereignisse, sondern wurde zum Anführer einer Opposition – auf Leben und Tod, wie die Geschichte zeigte. Das gesteckte Ziel: die «dritte, die politische Revolution» in Russland.

Blind und taub für die Zeichen, die auf sein eigenes und das Schicksal seiner künftigen Opposition hinwiesen, entwarf er administrative Pläne, die sogar Lenin erschreckten, wie «Verstaatlichung der Gewerkschaften», Aufstellung von «Arbeiterarmeen» und Erweiterung des bestehenden

GOS-(Staats-)Plans zu einem «umfassenden (staatlichen) Wirtschaftsplan» (lauter diktatorisch-administrative Elemente, die später zum Unterbau des Stalinismus wurden), und prägte angesichts der ersten und bis heute einzigen Massenerhebung gegen das totalitäre System in der UdSSR ein noch immer geltendes Wort: «Nur wer sich unterwirft, kann auf die Gnade der Sowjetrepublik zählen!»

Streikende Arbeiter in Petersburg und meuternde Matrosen der Roten Ostseeflotte bekamen es zu hören und zu fühlen: Im März 1921 war eine gewaltige Revolte losgebrochen, die als «Kronstädter Aufstand» in die Geschichte einging. Die meuternden Matrosen, etwa 16'000 Mann stark, im Roten Oktober eine revolutionäre Elite, forderten, was ihnen Lenins und Trotzki's Revolution schuldig geblieben war: demokratische Freiheiten. Politisch vigilante Leute halfen den in Matrosenjacken steckenden Bauernburschen, ihre Forderungen so zu formulieren, dass die «Stimme des Klassenfeinds» durchdrang, wenn man sein Ohr nicht ganz nah am Herzen des russischen Volkes hatte, dem vor neuerlicher Knechtschaft bangte.

So forderten die Aufständischen unter anderem: Geheime Sowjetwahlen, Rede- und Pressefreiheit für Arbeiter und Bauern, Anarchisten und linkssozialistische Parteien, Versammlungsfreiheit, Freiheit der Gewerkschaften und Bauernvereinigungen, Freilassung aller politischen Gefangenen, «die sozialistischen Parteien angehören», Abschaffung der kommunistischen Spezialtruppen und «Aufsichtsdienste» in den Fabriken, freie bäuerliche und handwerkliche Produktion. Alles in allem der Versuch, nach der Februar- und Oktoberrevolution 1917 eine «dritte Revolution» einzuleiten, die im Wesentlichen die Errungenschaften des Roten Oktober nicht antasten, aber das Sowjetsystem mit mehr Freiheit ausstatten sollte. «Sowjets – ja! Aber ohne Bolschewiken!» wurde ein geflügeltes Wort.

Es war Trotzki's Vorschlag im Politbüro, die Meuterei sofort mit Waffengewalt niederzuschlagen (*Trotzki-Chronik* 1973). Stalin hingegen riet zu einer abwartenden Haltung! Geduld, die Tugendübung im geistlichen Seminar (aus dem der junge Dschugaschwili wegen heimlicher Verbreitung revolutionärer Literatur relegiert worden war), machte den bedächtigen Pfeifenraucher zeitlebens, auch wenn er seine politischen Vorhaben und Verbrechen plante, immun gegen impulsive Hast.

Trotzki jedoch, der leidenschaftliche Jäger, die Meuterer im Visier, den Finger am Abzug, setzte (gemeinsam mit Lenin) seine Meinung durch, als die Rebellen das Ultimatum zur «bedingungslosen Kapitulation» abgelehnt hatten. Er liess sie wissen: «Wir werden euch abschiessen wie die Hasen . . .»

Der mörderischen Drohung folgte alsbald die Tat: Gnadenlos wurde der Kronstädter Aufstand zusammenkartätscht.

«Der Konterrevolution wären die Schleusen geöffnet worden, hätten die Bolschewiki nicht die Erhebung unterdrückt», erwiderte Trotzki, vom Jäger zum Gejagten geworden, seinen Kritikern aus der eigenen Anhängerschaft, darunter Victor Serge und Boris Souvarine, die ihm die Verantwortung für das Blutbad aufbürden wollten.

Mit dieser Einschätzung befand er sich auf der politischen Linie Lenins, der angesichts des Aufstandes schreckensbleich ausgerufen hatte: «Das ist der Thermidor!» – Anno 1794 der Tag, an dem sein Kollege, der Advokat kleinadeliger Herkunft und Führer der Französischen Revolution Robespierre, von eigenen Leuten gestürzt und hingerichtet wurde.

Dennoch muss eine Spur schlechten Gewissens Trotzki zu der faulen Ausrede verleitet haben, er habe «den Angriff nicht (persönlich) geführt».

Tatsächlich waren es die Roten Armeekommandeure

Tuchatschewski und Woroschilow, die sich hernach der Liquidierung des Aufstandes rühmen konnten. Zwei Wochen brauchten sie, um schliesslich am 18. März 1921 die Festung Kronstadt im Sturm zu nehmen. Beide, jeder so wie es ihm gebührte, wurden von dem stillen Pfeifenraucher dafür belohnt: Der einfältige, daher ungefährliche Woroschilow erhielt bereits 1925 Trotzki's Kommandoposten im Kriegskommissariat, und 1937, im Kulminationsjahr der Schreckensherrschaft, durfte er als Vorsitzender des Obersten Militärgerichtes den klugen, daher gefährlichen Marschall Tuchatschewski, seinen eigenen Stellvertreter, zum Tode verurteilen. Als Tuchatschewski nach der teuflisch konstruierten Anklage das Urteil aus dem Munde seines Waffengefährten Woroschilow vernahm, sagte er fassungslos: «Ich glaube, ich träume . . .» Gemäss der dialektischen Denkmethode war also Tuchatschewski ein Einfaltspinsel und Woroschilow ein kluger Mann. Der Marschall starb hochbetagt (88) mit Ehren und Orden bedeckt – sieben Jahre lang war er sogar Staatsoberhaupt gewesen – 1969 eines natürlichen Todes.

Trotzki, der Marx- und Bibelkundige, sah weder das Menetekel an den Bordwänden der aufständischen Schiffe vor Kronstadt noch an der Stirnwand des Thronsaals, wo er mit der ihm eigenen Schärfe gegen «Dissidenten» und «Oppositionelle» auftrat, Fraktionsbildung jeglicher Art verurteilte oder wie auf dem IV. Weltkongress am 14. November 1922 die Neue ökonomische Politik, die NEP, verteidigte: «Wenn der sich entwickelnde Kapitalismus, der sogenannte Staatskapitalismus, sich weiter entwickelt, steigert er sich nicht zu einem wahren Kapitalismus, sondern zu einem wirklichen Sozialismus. Je besser der sogenannte Staatskapitalismus gedeiht, desto mehr nähert er sich dem Sozialismus.»

Dass die NEP über seine eigene Entmachtung geradewegs zu Stalin führte, zum «Sozialismus in einem Lande»

mit all seinen positiven und negativen Konsequenzen, erkannte der revolutionäre Internationalist Trotzki nicht. Die «Gesetzmässigkeit der Ereignisse», darunter vor allem die ausgebliebene Weltrevolution, war gegen ihn.

Ein «Übermass an Selbstbewusstsein und ein übergrosser Hang zur rein administrativen Regelung der Probleme», so charakterisierte Lenin seinen Kampfgefährten in seinem berühmten «Testament», das er im Dezember 1922 gleich nach seinem zweiten Schlaganfall diktierte und worin er in Sorge um die Einheit der Partei die «beiden begabtesten Führer des gegenwärtigen ZK», Stalin und Trotzki, einer Einschätzung unterzog, die schliesslich in einem Nachsatz zuungunsten Stalins ausfiel. Im Hauptteil hiess es: «Genosse Stalin hat dadurch, dass er Generalsekretär geworden ist, eine unermessliche Macht in seinen Händen konzentriert, und ich bin nicht überzeugt, dass er es immer verstehen wird, von dieser Macht vorsichtig genug Gebrauch zu machen»; zehn Tage später ergänzte Lenin sein Urteil: «Stalin ist zu grob, und dieser Fehler, der in unserer Mitte und im Verkehr zwischen uns Kommunisten erträglich ist, kann in der Funktion des Generalsekretärs nicht geduldet werden.» Die Genossen sollten es sich überlegen, «wie man Stalin ablösen könnte, und jemand anderen an diese Stelle setzen, der sich . . . durch einen Vorzug unterscheidet, nämlich dadurch, dass er toleranter, loyaler, höflicher und den Genossen gegenüber aufmerksamer, weniger launenhaft usw. ist.»

Dieses Übermass an Selbstbewusstsein, gepaart mit intellektuellem Hochmut (niemals gab er einen eigenen Fehler zu!), verstellte Trotzki den Blick auf eine unwiderbringliche Chance, den gegen ihn intrigierenden Generalsekretär loszuwerden: offen bekundete er bereits vor dem XII. Parteitag der Bolschewiki (April 1923): «Ich bin gegen die Absetzung Stalins . . .»

Mit der Stimme Trotzki's bestätigte der Parteitag Stalin

in seinem Amt. Von da an wird er es 30 Jahre und 43 Tage so ausüben, wie es der hellsichtige Lenin befürchtet hat.

Manchmal, an entscheidenden Wendepunkten, kehrt die Geschichte, auch die Geschichte des Einzelnen, ihre innere Logik nach aussen. Trotzki war krank und befand sich zur Erholung im Kaukasus, als Lenin am 21. Januar 1924 in seinem Landhaus bei Moskau starb. Sein Tod kam trotz seines Leidens an fortschreitender Gehirnsklerose so unerwartet, dass Trotzki später den Verdacht aussprach, Stalin habe Lenin das Gift verabreicht, worum er ihn angeblich vor einiger Zeit gebeten hätte, weil er befürchtete, sein Denkvermögen zu verlieren.

Ob es Mord, Selbstmord oder tatsächlich ein natürlicher Tod war-niemand wird es je ergründen. Eine genaue Obduktion wurde nicht angeordnet, nur die Einbalsamierung des Leichnams und die schleunige Errichtung eines hölzernen Mausoleums vor der Kremlmauer auf dem Roten Platz zur Aufnahme des gläsernen Sarges. Das einfache Volk, ja alle Welt sollte sehen, Lenin hat wirklich gelebt und ist wirklich gestorben.

In eisiger Kälte harrten Tag und Nacht Hunderttausende der feierlichen Beisetzung von «Väterchen Iljitsch»: Sie fand am 27. Januar statt, und an der Bahre leistete «der Georgier» (von den parteilosen Russen so geheissen, solange sie nicht recht wussten, wer er eigentlich war) den Treueschwur im Namen der Partei. Nicht die alten

Kampfgenossen Lenins, Sinowjew und Kamenew, die beiden übrigen Mitglieder des «Triumvirats», das seit Lenins Krankheit die Parteispitze bildete, wurden dieser Ehre teilhaftig, Stalin allein nahm sie für sich in Anspruch. Mit dem abgeleisteten Schwur an der Bahre Lenins setzte sich Stalin in den Besitz eines «Mandats» auf Lebenszeit, das ihm keiner mehr streitig machen konnte, das er immer wieder vorwies. Auf dem Weg zur unumschränkten Macht

wird ihn das magische Schwurwort ständig begleiten und die Zweifler an der Glaubwürdigkeit der Behauptung, als treuester Schüler immer im Sinne des grossen Lehrmeisters Lenin zu sprechen und zu handeln, zum Schweigen bringen. Abertausende auf ewig.

Trotzki, den Stalin sofort vom Tode Lenins telegrafisch benachrichtigt, bei einer Rückfrage aber einen um einen Tag früheren Beisetzungstermin angegeben hatte, fehlte bei der Trauerzeremonie. Er rechnete sich aus, dass die desolaten Verkehrs Verhältnisse es nicht ermöglichen würden, *pünktlich* in Moskau einzutreffen. So fuhr er von Tiflis weiter nach Suchum an der Abchasischen Schwarzmeerküste. Während er sich dort Meditationen hingab – «ich überblickte im Geist die Etappen meines Lebens, meine Begegnungen mit Lenin . . .» – und zu der Schlussfolgerung kam, «dass im Kampf gegen die Epigonen das historische Recht auf meiner Seite steht. . .», war hinter seinem Rücken die Kaderauswechslung im Kriegskommissariat bereits in vollem Gang. Stalin, nach Trotzki «die hervorragendste Mittelmässigkeit unserer Partei», leitete damit die Entmachtung des Mannes ein, «der wie kein zweiter neben Lenin geschaffen schien, die Revolution nicht nur zu organisieren, sondern auch ihre Kontinuität zu bewahren und Macht im Namen einer Idee, einer Ideologie auszuüben . . .» (Carola Stern).

Vier Jahre lang, von 1924 bis 1928, währte das Ringen zwischen Apparat und Opposition, zwischen Stalin und Trotzki. Überläufer von beiden Seiten, Rückläufer zu beiden Seiten, stärkten bald den einen, bald den anderen. Zeitweilig wurde ein Waffenstillstand geschlossen, zeitweilig ein Kompromiss. Danach ging jeder (wie im Boxring) in seine Ecke und sammelte neue Kräfte. Der eine sammelte die kritische Intelligenz, Studenten, Jungkommunisten und Altbolschewiki, Arbeiterveteranen aus der

Revolutionsperiode, dem anderen strömten die jüngeren Parteikarrieristen, die «engstirnigen Bürokraten» im Staatsapparat, die «skrupellosen» neuen Manager im Wirtschaftsapparat zu. Trotzki's Stärke waren die Rede, die Feder, seine faszinierende Persönlichkeit und die unvergessenen Verdienste um den Sieg der Oktoberrevolution – aber er ist konditionsschwach, d.h. häufig krank, und seine Ausfälle, zum Beispiel: «Der Generalsekretär kandidiert für den Posten des Totengräbers der Revolution» (Oktober 1926) reizten bloss den Gegner, zum k.-o.-Schlag auszuholen. Der wurde mit taktischem Geschick ohnegleichen, mit Finten und Intrigen, Aufsuchen schwacher Stellen (alte Differenzen mit Lenin, bürgerliche Herkunft, menschwistische Vergangenheit, «napoleonische» Ambitionen) und überdies in bester Kondition (Stalin war nie krank) vorbereitet.

Den ersten – erwarteten – Tiefschlag empfing Trotzki auf dem ZK-Plenum im Oktober 1927: Er und Sinowjew wurden aus dem Zentralkomitee ausgeschlossen, weil ihre Aktivität «an die Bildung einer neuen antileninistischen Partei in Verbindung mit bürgerlichen Intellektuellen» grenze. (*Trotzki-Chronik*)

Nicht zu Boden, sondern auf die Strasse ging daraufhin die Opposition: Anlässlich der Kundgebung zum 10. Jahrestag der Oktoberrevolution beteiligte sie sich mit eigenen Parolen in Leningrad und Moskau. Sinowjew auf offenem Lastwagen stehend, Trotzki im Automobil, erlebten zum letztenmal die Begrüßungsrufe der Bevölkerung, in tumultuösen Szenen den Abglanz ihrer Popularität.

Eine Woche später folgte das k.o. – der Ausschluss aus der Partei der Bolschewiki.

Das zu einer Sondersitzung zusammengetretene Zentralkomitee und das oberste Parteigericht, die Zentrale Kontrollkommission, beschlossen gemeinsam, Trotzki und Sinowjew wegen «Aufreizung zu konterrevolutionä-

ren Demonstrationen . . .» die Mitgliedschaft zu entziehen. Weitere führende Bolschewiki verloren Sitz und Stimme in den leitenden Gremien der Partei, und an der Basis wurden Hunderte von Mitgliedern, die sich zur Opposition bekannt hatten, ausgestossen. Wer zu Kreuze kroch, um Wiederaufnahme bat und bettelte (es werden bald eine ganze Reihe sein), blieb dennoch auf – meist gewaltsam verkürzte – Lebenszeit ein «Gezeichneter». Gegen Kleinmut und Resignation kannte Trotzki nur ein Rezept: weiterkämpfen.

Adolf Joffe, sein einstiger Schüler und Anhänger bis zur letzten Stunde, ein Mann universeller Bildung und Kultur, zog aus der vernichtenden Niederlage der Opposition andere Konsequenzen: Am 16. November 1927, zwei Tage nach dem Parteiausschluss der Genossen und am gleichen Tag, da alle binnen weniger Stunden aus ihren Kreml-Wohnungen hinausgeworfen wurden, jagte sich der weltbekannte Sowjetdiplomate eine Kugel durch den Kopf. Joffe sah nicht mehr Sinowjew seine Wohnung verlassen, mit nichts als der einzigen unverfälschten Totenmaske Lenins unterm Arm; er sah nicht mehr Karl Radek seine Bücher einpacken, die er zu «verramschen» gedachte, weil er «ohne einen Heller» dastand: «Was sind wir doch für Idioten gewesen!» rief er dem herbeigeeilten Victor Serge zu. «Wir hätten uns einen hübschen Kriegsschatz zurücklegen können! Jetzt bringt uns der Geldmangel um! Mit unserer berühmten revolutionären Ehrlichkeit sind wir nichts weiter als miese Intellektuelle voller Skrupel . . .»; und er sah nicht mehr den über Nacht ergrauten Kopf Kamenews, der wie gelähmt die Treppe des Kavalierhauses im Kreml hinunterstolperte.

Der ehemalige Sowjetbotschafter in Berlin, Wien, zuletzt in Tokio, von Anbeginn der Sowjetmacht mit heiklen diplomatischen Missionen in Europa und im Fernen Osten betraut, lag, die Hände gefaltet, auf dem grossen Esszim-

mertisch seiner Kremlwohnung. «Das kleine schwarzgeränderte Loch in der Schläfe war mit Watte verstopft . . .», berichtet der Augenzeuge Victor Serge.

Vorher aber hatte Adolf Joffe einen Abschiedsbrief an Trotzki geschrieben (Karl Radek entriss ihn den GPU-Leuten fast mit Gewalt), worin er seinen Selbstmord rechtfertigte und dabei zu der ewigen Frage des Menschen nach dem Sinn des Lebens vorstieß: «Ich bin mein ganzes Leben lang der Überzeugung gewesen, dass der revolutionäre Politiker wissen sollte, wann er zu gehen hat, und dass er den Zeitpunkt dann wählt, wenn er der Sache, der er diente, nicht mehr nützen kann. Vor mehr als dreissig Jahren habe ich mir die Vorstellung zu eigen gemacht, dass das menschliche Leben nur in dem Masse einen Sinn hat, in dem es im Dienste eines Unendlichen steht – für uns ist das die Menschheit; . . . Selbst wenn das Dasein der Menschheit einmal aufhören sollte, würde das in einer so fernen Zeit geschehen, dass wir die Menschheit als das absolut Unendliche betrachten dürfen. Und wer wie ich an den Fortschritt glaubt, kann sich sehr gut vorstellen, dass die Menschheit, wenn für unseren Planeten die Zeit seines Unterganges kommt, längst Mittel und Wege gefunden haben wird, um sich auf anderen, jüngeren Planeten anzusiedeln ... So wird alles, was in unserer Zeit zum Nutzen der Menschheit vollbracht worden ist, irgendwie in zukünftige Zeitalter hinübertragen; und dadurch erwirbt diese unsere Existenz die einzige Bedeutung, die sie haben kann.»

Trotzki, im Bewusstsein eines untrennbar mit seiner eigenen Person verbundenen «historischen Rechts», war nicht gewillt zu gehen . . . Buchstäblich an allen vieren musste ihn das Abholkommando der GPU aus der zu zwei kleinen Zimmern zusammengeschrumpften Kampfarena forttragen (17. Januar 1928).

Ganz nach Art der einstigen «Herrscher aller Reussen» war er von Stalin nach Alma Ata, der provinziellen Kreis-

Stadt im fernen Turkestan, verbannt worden. «In eine Gegend 4'000 km von Moskau verschickt, 250 km von der Eisenbahn und etwa gleich weit von den Grenzen der westlichen Wüstenprovinzen Chinas entfernt, wo bösartige Malaria, Aussatz und Pest herrschen» – würde der verstossene Prophet dort endlich den Kampf einstellen und *jede* (so die Forderung des Kreml) politische Tätigkeit aufgeben? Mitnichten . . . Mehr als 800 Briefe, über 500 Telegramme, auch solche ins Lux; Botschaften durch heimlich angereiste Kuriere, von denen manche unterwegs verhaftet wurden; offizielle Beschwerden an höchste Staatsstellen wegen «unwürdiger Behandlung» und konspirative Beschwörungen an die Freunde in Freiheit und Verbannung, das Netz der Opposition wieder zu flicken, beweisen, dass der «gefesselte Löwe» weiterhin brüllte, fauchte und knurrte.

Am 20. Januar 1929 teilte ihm die GPU den Beschluss der Sowjetregierung mit, dass er aufgrund des Artikels 58/10 des Strafgesetzbuches («Vorbereitung des bewaffneten Kampfes gegen die Sowjetmacht») aus der UdSSR ausgewiesen werde. Wohin, nämlich in die Türkei, das erfuhr Trotzki erst unterwegs im Toben der Schneestürme, die den Konvoi (einen Traktor, der sieben Automobile schleppte, samt berittener Begleitmannschaft) auf den Kurdaj-Pass unter den Schneemassen begruben. Bei 38 Frostgraden «erfroren auf dem Pass sieben Mann und keine geringe Anzahl Pferde. Man musste in Schlitten umsteigen», meldet mit militärischer Kürze der Landesverwiesene seiner Mit- und Nachwelt in *Mein Leben*.

Es waren nicht die ersten und nicht die letzten Toten, die seinen Weg säumten.

Die Geschichte der Ausweisung Trotzkis aus dem Land, dessen Existenz als «erster Arbeiter- und Bauernstaat der Welt» mit sein Werk war, entbehrte bis zuletzt nicht makabrer Ironie. Kalinin, das Staatsoberhaupt, liess nicht nur

die Telegramme und Beschwerdebriefe des Verbannten unbeantwortet, auch das seinen Namen tragende Schiff versagte Trotzki einen letzten Dienst. Der Dampfer «Kalinin», vorgesehen für die Fahrt übers Schwarze Meer nach Konstantinopel, widerstand im zugefrorenen Hafen von Odessa allen Bemühungen der Eisbrecher, ihn flottzumachen. Schliesslich kam der tote Lenin seinem alten Kampfgefährten zu Hilfe: Nach tagelangem Warten im froststarrten Sonderzug wurden Lew Dawidowitsch, seine Frau Natalja und der älteste Sohn Leo Sedow vom Dampfer «Iljitsch» aufgenommen.

Es war tiefe Nacht. Die Stadt, in der Trotzki sieben Jahre zur Schule gegangen war und immer *Erster* sein wollte, was der hochintelligente Musterschüler Lew Bronstein spielend erreichte, schlief. Nur die wachen Augen des GPU-Kordons verfolgten die Einschiffung der einzigen Passagiere, das Ablegen vom Pier und die Ausfahrt der «Iljitsch» im Kielwasser des Eisbrechers, bis die Signallichter in der Dunkelheit verschwanden.

Wann die Vollzugsmeldung im Kreml eintraf, wie sie lautete und wem sie zuerst zur Kenntnis gebracht wurde - darüber könnten allein die noch immer unzugänglichen Moskauer Geheimarchive Auskunft geben, in denen unbekannte Dokumente zur folgenschwersten politischen Kriminalgeschichte unseres Jahrhunderts verwahrt werden.

Eines ist sicher: Es geschah in der Nacht vom 10. auf den 11. Februar 1929, so gegen zwei Uhr. Da Stalin bekanntlich sehr lange aufblieb (welcher «Führer» wacht nicht auch nächtens über Wohl und Wehe des schlafenden Volkes?), dürfte ihn der entschlüsselte Funkspruch von der geglückten Deportation des Erzfeindes sofort erreicht haben. Ob er sich danach bei Wein und Krimsekt seine Lieblingsplatte mit dem anmutigen georgischen Volkslied «Suliko» auflegen liess und dazu wildtaumelnd tanzte? Abstruse Phan-

tasterei, gäbe es nicht einen Augenzeugenbericht, der die reale Möglichkeit solch unheimlichen Schauspiels vorwegnimmt.

Im Sommer 1926 war das Ehepaar Kuusinen, Otto und Aino, das sich auf Urlaub in Sotschi befand, wo die hohen Partei- und Staatsfunktionäre eine Ferien-Kolonie bildeten, von Stalin zu einer Fahrt auf dem Schwarzen Meer mit seinem «unscheinbaren Motorboot» eingeladen worden. Nachdem er in der Kajüte seine Gäste «mit grosser Wärme» empfangen und selbst bedient hatte – «auf dem Tisch standen Früchte und eine grosse Anzahl von Wein- und Sektflaschen» – legte er die «Suliko»-Platte auf, spielte sie «wieder und wieder», trank dabei «ein Glas Wein nach dem anderen, und nach einer Weile fing er zu *tanzen* an. Es war schauerlich, ihn so zu sehen, und je mehr er trank, desto abschreckender wurde sein Anblick. Er gab eine Vorstellung, die mir (so Aino Kuusinen) wie ein schlimmer Traum erschien. Er brüllte förmlich vor Lachen, taumelte und trampelte vor unseren Augen in der Kajüte hin und her ohne Einklang mit der lieblichen Musik. Das Ganze war nicht nur roh und gemein, nein, auch so absonderlich, dass es auf mich wie eine unheimliche Drohung wirkte.»

Warum sollte also Stalin in jener Nacht nicht wirklich einen Freudentanz aufgeführt haben, nun, da der einzige gefährliche Nebenbuhler kaltgestellt war, seine Gefolgsleute in fernen Verbannungsorten festsassen, und das Parteivolk, seit einem halben Jahr auf den ersten Fünfjahresplan ausgerichtet, sich weisungsgemäss aller oppositionellen Elemente entledigte, die Reihen enger denn je um den Generalsekretär schloss?

Während jener sieben Jahre umfassenden Geschichtsperiode, die als sogenannte «NEP-Zeit» (1921-1928) Sowjetrussland den erhofften wirtschaftlichen Aufschwung brachte und zugleich den Niedergang des revolutionären

Internationalismus ankündigte, erlebte das Lux noch drei Weltkongresse der Kommunistischen Internationale.

Jeder davon trug sein eigenes politisches Gesicht. Kämpferischen Optimismus ausstrahlend noch der IV., der anlässlich des 5. Jahrestages der Oktoberrevolution vom 5. November bis 5. Dezember 1922 teils in Petrograd, teils in Moskau Fest- und Arbeitssitzungen abhielt, auf denen zum letztenmal Lenin und Trotzki sprachen; dann der V. im Frühsommer 1924 schon mit Kummerfalten, verstohlenen Tränen und verbitterten Zügen, weil Lenin gestorben war, in Deutschland es erneut eine schwere Niederlage gegeben hatte und die Parole «Bolschewisierung der Parteien» Härte und Unduldsamkeit im Kampf gegen den «Sozialfaschismus» förderte; und schliesslich der VL, erstmals mit einer Anlage für Simultanübersetzer ausgestattet und in letzter Minute aus dem traditionsreichen Thronsaal in den Kolonnensaal des Gewerkschaftshauses verbannt, wo sonst auch die Leichen hochverdienter Genossen aufgebahrt und tagelang zur Schau gestellt wurden – ein Weltkongress, der vom 17. Juli bis zum 1. September 1928 auf 46 Plenartagungen, ungezählten Kommissionssitzungen und Delegationsberatungen bienenfleissig Thesen, Resolutionen sowie das neue Programm, die neuen Statuten der Kommunistischen Internationale erarbeitete, sie zum *Gesetz* erhob und, als Krönung des Ganzen, sich mit einem *Manifesten* die Klassenbrüder in aller Welt wandte, dessen geifernder Wortlaut der Sprache von Exorzisten, nicht von Heilsbringern entnommen zu sein schien.

Im Lux selbst wurden diese drei kommunistischen Familienfeste recht unterschiedlich gefeiert: je nach ihrer Auswirkung auf die dazu geladenen Gäste. Gemeinsam war ihnen, was auch Familienfeste profanerer Art kennzeichnet: allgemeiner Jubel zuerst, Wiedersehensfreude, gegenseitiges Vorstellen neuer Mitglieder, die dem Familienverband zugewachsen waren, und hernach hinterrücks

das Bekritteln der An- und Abwesenden, die Kränkung oder die Schadenfreude, wenn einer sich daneben benommen hatte und dafür öffentlich blossgestellt worden war. Der schwarzen Schafe gedachte man mit lauten Schimpfworten (oder hinter vorgehaltener Hand), weil sie das Bild der fleckenlosen Reinheit verunzierten, das jede reputierliche Familie von sich hat – geschweige denn eine weltumspannende Kampfgemeinschaft wie die der auf Marx und Lenin eingeschworenen Kommunisten; Stalin stand noch auf der Warteliste.

An der festlich übersteigerten Atmosphäre des Hotelalltags partizipierten nach wie vor die blutsaugerischen sechsbeinigen Bettgenossen, die beschwänzten vierbeinigen Hausgenossen und die zweibeinigen Parasiten weiblichen Geschlechts. Denn die NEP, obwohl den ärgsten Hunger stillend, deckte doch die Tische der Lux-Stolowaja etwas reichlicher als den Küchentisch der Moskauer Hausfrauen und der Kostgängerinnen des freiesten aller Gewerbe, so dass ein zum IV. Weltkongress hereingeschneiter Ausländer sich wie ein Prinz aus dem Abendland ausnahm, dem man vielleicht ein kostbares Gastgeschenk abknöpfen konnte: Nadel und Faden z.B.; Wolle zum Stricken – für Frauenhände unerlässliche Requisiten, die ihnen die NEP vorenthielt; eine Tafel Schweizer Schokolade, welch ein Traum! Davon hatte sogar ein Willi Münzenberg im hungernden Berlin geträumt und sich darüber geärgert, dass die durchreisenden Schweizer Genossen nicht daran gedacht hatten, ihm eine mitzubringen, diese Krämerseelen! Wie denn erst eine vom «Kriegskommunismus» abgezehrte, von der NEP noch nicht aufgepäppelte kleine Liebesdienerin mit Sprachkenntnissen?

«Am Abend pirschten sich zahlreiche Prostituierte an die Ausländer heran», erzählt der Schweizer Jugenddelegierte Paul Thalmann von seiner ersten Reise nach Moskau. Er war mit anderen Delegierten in ein Lux-Zimmer gestopft

worden und brach gleich am ersten Abend zur Besichtigung der Stadt auf. Der tolle Bursche – versiert in illegalen Grenzgängen zwischen der Schweiz, Frankreich und Deutschland, wobei er neben anderen «Kunden» (wie Otto Rühle) auch Boris Souvarine durch die französische Grenze schleuste, wenig erbaut von dem «geschniegelten Mann, der einen durchdringenden Parfümgeruch ausströmte» und ihm für den Genossendienst sogar Geld anbot – wagte es in Moskau anfangs nicht, sich «weit vom Hotel zu entfernen». Wie alle Ausländer umringten ihn «Rudel von bettelnden Kindern . . ., um etwas zu erstehen oder um ihn zu bestehlen. Wenn sie in grossen Banden auftraten, konnten sie gefährlich werden, da sie vor tätlichen Angriffen nicht zurückschreckten.»

Von den Segnungen der NEP war 1922 noch wenig zu spüren. Immerhin erhielten die Delegierten (ausser den unvermeidlichen Propusk fürs Lux) nun auch «ein Bündel Papiergeld, einen grossen perforierten Bilderbogen, von dem man die Rubelscheine wie Briefmarken abtrennte. Viel kaufen konnte man dafür nicht; für ein paar Zigaretten im Schleichhandel oder für einen Apfel beim Schwarzhändler auf der Strasse ging der halbe Bogen drauf.»

Gemeinsam war den familienfestlichen Nachfeiern im Lux – kein Weltkongress machte da eine Ausnahme – auch das allgemeine Bauchweh. Teils, sich immer mehr verstärkend, politischer Natur, teils als ordinäre Begleiterscheinung ungewohnter Kost, kontinentalen Klimas.

Damit niemand glaube, dass jemand wie ich, die keinen Weltkongress, aber sehr viel Bauchweh in dem Absteigquartier der Komintern miterlebt und dort nächtens das Hausgespenst gesehen hat, übertreibe, gebe ich lieber Paul Thalmann das Wort, wenn es um Bauchweh, den leibhaftigen Trotzki und sonstige Vorkommnisse beim IV. Weltkongress geht:

«Inzwischen war es in Moskau sehr kalt geworden.

Durch Vermittlung von Lazar Schatzkin, dem Sekretär des russischen Jugendverbandes» [Wann nur beging der langjährige Führer des Komsomol Selbstmord? War es während der Trotzlistenprozesse, dass er sich von seiner hochgelegenen Wohnung aus dem Fenster stürzte? Die Kunde davon durchlief das Lux wie ein Lauffeuer; in einem der hofseitigen Zimmer wohnte unser österreichischer Genosse Richard Schüller mit seiner Familie; wie mögen sie von nun an geangstigt haben? Schatzkin war Schüllers Freund und Gönner seit vielen Jahren!] «erhielt ich einen dicken Pelzmantel. Zu dem kärglichen Essen gab es Schwarztee ohne Zucker in rauen Mengen – unentbehrlich zum Hinunterspülen des feuchten Schwarzbrotts (aus dem manchmal noch Strohhalme guckten), das trotzdem schwer im Magen lag. Als Hauptnahrungsmittel diente die schwarze ‚Kascha‘, ein aus dem Wasser gezogener Hirsebrei.»

[Stimmt nicht, Genosse Thalmann! «Kascha» ist Grütze aus Buchweizen.] «Selten gab es mal ein Ei. Das kalte Klima, die ungenügende und ungewohnte Nahrung wirkten unter den ausländischen Delegierten verheerend. Viele kämpften wochenlang mit der Dysenterie, mussten ärztliche Behandlung in Anspruch nehmen.»

Im Hotel Lux sass ich oft mit den Leuten von der schweizerischen Delegation zusammen. Sie waren alle mehr oder weniger krank, schwach auf den Beinen, bettlägerig. Der dicke Martin Vogel aus Pratteln hatte für sich vorsorglich einen grossen Koffer voll Fressalien mitgeschleppt, an denen er sich heimlich labte.» (Ähnliches erlebte ich zwanzig Jahre später zu neuerlicher Hungerszeit bei anderen Genossen! Bedacht darauf, beim Verschmausen gehorteter Vorräte oder seltener Köstlichkeiten, die das höchstdotierte «Pajok-Paket», die Sonderzuteilung von Lebensmitteln, enthielt, nicht überrascht zu werden, verriegelten manche «sehr verdiente Genossen» ihre Zimmertüren und gaben auf Klopfen keine Antwort, als seien sie ausgegan-

gen. Doch der feine, durch das Schlüsselloch dringende Kaffeegeruch verriet, dass dahinter ein konspiratives Mahl zu Ende gegangen war. Nach einer behaglichen Verdauungspause wurde die Tür dann wieder entriegelt, der etwaige Besucher eingelassen.)

Im Mangeljahr 1922 währte die «Herrlichkeit» – des heimlichen Fressens – nicht lang. «Eines Tages kam Vogel ins Zimmer von Franz Welti (damals Vorsitzender der Schweizer KP) gestürzt, wo wir meist zusammensassen, und schrie fuchsteufelswild: ‚Das ist ein Skandal, man hat mir meinen Koffer gestohlen!‘ Hermann Kündig bereiteten andere Sorgen schlaflose Nächte. Er teilte sein Zimmer mit einem Delegierten, der sich jede Nacht mit einer anderen Frau im Bett vergnügte.»

Solche Kurzweil bot der Quartiergeber, die Komintern, den Gästen auch bei den nachfolgenden grossen Familientreffen. Karl Radek, von Lux-Moralisten einmal darauf angesprochen, speiste sie mit einem Witz ab: «Warum nicht? Es ist der einzige Beitrag, den die Komintern schon jetzt zur Entwicklung der Menschheit leistet: Vom Matriarchat übers Patriarchat- zum Sekretariat!» Marginalien gleichen oder ähnlichen Inhalts zum Leben im Lux haben trotzdem einen gewissen Seltenheitswert. Nicht nur weil mit den Jahren der Freimut dahinwelkte, von dem sie zeugten, und die Selbstzensur die Aufgabe des Sittenrichters übernahm, sondern weil die Aufrichtigkeit der Memoirenschreiber bis in unsere Gegenwart von ihrer Einstellung zum Stalinismus abhängt. Lösten sie sich radikal davon, standen sie vor der Wahl, ehrlich des Guten und des Schlechten zu gedenken oder auf der Enthüllungslinie ein nur gehässiges, daher falsches Bild zu vermitteln. Lösten sie sich nicht oder nur halb vom Stalinismus, standen sie vor dem Dilemma: Verschweigen oder Beschönigen.

Am 28. Sitzungstag des IV. Weltkongresses, am Freitag, dem 1. Dezember 1922, rafften sich im Nachtquartier

wahrscheinlich auch jene Genossen auf, die vordem aus verschiedensten Gründen ihre Bettruhe dem stundenlangen Stuhldrücken im Thronsaal vorgezogen hatten. Um 1 Uhr mittags war der Bericht Trotzki's «Zur französischen Frage» angesetzt, und alle wussten, dass er pünktlich beginnen würde.

«Lange bevor er auf der Tribüne erschien, drängten sich die Delegierten aus den Wandelgängen in den Saal, um sich rechtzeitig einen Platz zu sichern. Eine Rede Trotzki's war ein Ereignis. Der Schöpfer der Roten Armee, der den Bürgerkrieg siegreich beendet hatte, stand im Zenit seines Ruhmes. Er war sich dessen bewusst. Als die Gestalt Trotzki's hinter dem Rednerpult auftauchte, brach ein Beifallssturm los. Von etwas übermittelgrosser Statur, das schwarze Haar zurückgekämmt, den Kneifer auf der Nase, den Spitzbart kämpferisch in die Höhe gereckt, in eine schmucklose Litewka gekleidet, wartete er in straffer Haltung das Ende der Ovation ab. Trotzki sprach in einem ausgezeichneten Französisch, nahm nur selten Zuflucht zu seinen Notizen. Im Saal sassen die Vertreter der französischen Kommunistischen Partei, Marcel Cachin und Frossard. In grossen Zügen schilderte Trotzki die Lage Frankreichs, analysierte die Parteien und kritisierte schonungslos die mangelhafte Führung der Kommunistischen Partei. Mit beissender Ironie geisselte er Marcel Cachin, dem er nichts aus seiner sozialchauvinistischen Vergangenheit nachsah.

In atemloser Stille lauschte der Kongress der tiefen, weittragenden Stimme, applaudierte begeistert den brillanten, spontanen Formulierungen des grossen Rhetorikers. Totenbleich, in sich zusammengesunken, musste Cachin die erbarmungslose Abrechnung anhören. Jeder empfand dies nach Lenins Eröffnungsrede als einen Höhepunkt des Kongresses.

Cachins Verteidigungsrede bestand aus einem verlege-

nen Gestammel, einem Reuebekenntnis, der servilen Versicherung, künftig ein braver Kommunist zu sein, sowie aus einer flehentlichen Bitte um Vertrauen. Es war ekelhaft.»

Soweit Paul Thalmann, der künftige, mit dem Etikett «Trotzkist» versehene Oppositionelle. «Wo die Freiheit stirbt», dort wollte der junge Eidgenosse nicht mehr bleiben, nachdem er als Arbeiterstudent auf der Moskauer «Lenin-Schule» unter der Fuchtel der Direktorin Kirsanowa am eigenen Leib verspürt hatte, wie sich die Stalinische Parteibürokratie auswirkte. Die Prügel für «parteiwidriges Verhalten», sei es freie Meinungsäußerung zu den Fraktionskämpfen in der bolschewistischen Partei, sei es Nichtvotieren in Parteiversammlungen für die Mehrheit, wurden da in der Form einer «Parteirüge» verabreicht und hinterliessen schwarze Flecken im Mitgliedsbuch.

Mit zwei solchen Eintragungen – die dritte hätte den Ausschluss bedeutet – kehrte der junge Thalmann in die Schweiz zurück, wenige Wochen vor der Ausweisung Trotzkis aus der Sowjetunion; hätte er nicht sogleich danach versucht, innerhalb der KP eine Opposition aufzubauen, die sogenannte KPO, die sogar ein altrenommiertes Blatt, die Schaffhausener «Arbeiterzeitung» für sich gewann, in der als Vorabdruck das Erstlingswerk Ignazio Silones, *Fontamara*, erschien, das dem Autor zu literarischem Weltruhm verhalf, wäre Thalmanns Beitrag zur Lux-Geschichte anders oder gar nicht geschrieben worden.

Die Logik des krisenhaften Ablaufs der russischen Machtkämpfe führte dazu, dass die meisten Sektionen der Kommunistischen Internationale sich fortan in Diskussionen erschöpften, die jeweilige Mehrheit die Minderheit ausschloss und Ansätze zu innerparteilicher Demokratie vernichtete. Durch diese Praxis wurden wertvolle revolutionäre Kräfte ins Abseits gedrängt. Nur selten gelangten

sie von dort wieder aufs politische Spielfeld, auf dem die *Arbeiter*, nicht die Intellektuellen die Kämpfe austrugen. Der seltene Fall, dass Ausgestossene und Verfemte ihre politische Existenz weiter behaupteten und nicht wie viele andere politisch-moralisch verkamen, manifestierte sich in der Bildung der allorts entstehenden KPO-Gruppen. In Deutschland war es August Thalheimer, der mit Heinrich Brandler (beide wohlbekannte langjährige Lux-Gäste) die KPO begründete. Zur Schweiz, dem klassischen Emigrations- und politischen Verbindungsland, rissen die Fäden der deutschen, italienischen, französischen und sonstigen über ganz Europa verstreuten KPO-Gruppen selbst dann nicht ab, als schon der Zweite Weltkrieg die Länder überzog.

Oppositionelle Neugruppierungen ehemaliger Parteikommunisten wurden in der Komintern und den ihr angeschlossenen Länderparteien zuletzt unterschiedslos mit dem Sammelbegriff «trozkistisch» gebrandmarkt und wütend bekämpft, obwohl nur ein Teil davon sich offen zu Trotzki bekannte. Die Gruppe um Thalheimer und Brandler z.B., mit Paul Frölich, Jakob Walcher u.a. – alle erste Führungsgarnitur der KPD bis die «Linke», das Gespann Ruth Fischer/Arkadij Maslow mit Stalins Lieblingskind Ernst Thälmann an der Spitze, die Macht im Berliner Karl-Liebknecht-Haus übernahm – bestand aus lauter «Rechten und Versöhnlern». Auch nach ihrem Ausschluss aus der KPD (Ende 1928) wollten sie ihre Opposition als eine innerdeutsche Parteiangelegenheit verstanden wissen, sich nicht an den Fraktionskämpfen der Bolschewistischen Partei beteiligen.

Für die versöhnlerischen Brandlerianer mag es eine Genugtuung gewesen sein, dass sich das ultralinke Gespann auch nicht lange der Moskauer Gnadensonne erfreuen durfte: Auf der 46. Sitzung des IV. Weltkongresses, am 1. September 1928, wurden die «trozkistischen» Grup-

penführer Ruth Fischer/Maslow endgültig aus dem kommunistischen Familienverband ausgeschlossen. Ihre «gesamte spalterische Tätigkeit . . . schliesst jedes Vertrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Erklärungen aus und beweist, dass sie weder gewillt noch imstande sind, bolschewistische Kämpfer in den Reihen der Kommunistischen Partei Deutschlands zu werden», hiess es u.a. in dem Beschluss. Hiermit war auch das Lux die unliebsamen Gäste los – was ihrer Lebensrettung gleichkam!

Genau besehen hatte sich das Paar Ruth Fischer/Maslow den Schmähruf «Sinowjewisten» erworben, aber nun einmal mit den «Trotzkisten» in einen Topf geworfen, suchten sie sich fürs Weiterbrodeln ihrer kritischen Anschauungen einen Herd, in dem das von Vater Iljitsch entzündete ewige Feuer weiterbrannte – den «Leninbund». In dieser Nebenorganisation der KP sammelten sich revolutionäre Arbeiterveteranen und Halbintellektuelle, Spartakisten, Kampfgefährten von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, und was noch so alles in den Hinterhöfen der Arbeitervorstädte und Hafenviertel Deutschlands die blutgetränkte Rote Fahne hochhielt, im Küchenschrank zerlesene Schriften von Marx und Engels, Lassalle und Bebel, der unvergesslichen Rosa, dazu *Staat und Revolution, Was tun?* von Lenin und andere seiner guten Ratschläge; durch die Krise in der kommunistischen Bewegung verunsichert, beunruhigt von den Vorgängen in der Sowjetunion, waren es gerade jene stets Aufrechten und Unbedankten, die nun ihr Glaubensheil bei den Verkündern der Lehrsprüche des «verstossenen Propheten» zurückzugewinnen hofften.

Die Sünden ihrer Väter – dem Leninbund, irgendwelchen «trotzkistisch» beeinflussten Komitees oder Partezirkeln angehört zu haben – wurden nach Jahren noch den mittlerweile ins Lux eingezogenen Kindern angekreidet. Brave kleine Stenotypistinnen und sonstige Hilfskräfte verschiedener Kominterninstitutionen, Stalin- und sow-

jettreu bis in die rachitischen Knochen, hatten es zumindest mit schwarzen Flecken auf dem «Kaderblatt» zu büssen, der Karteikarte, die alle Personalabteilungen für ihre Beschäftigten anlegten. Dass die GPU- bzw. NKWD-Organen Einsicht in die Kaderblätter nahmen und diese somit als Unterlage für Verhaftungen dienten, war ein offenes Geheimnis.

Trotzki wäre nicht das gewesen, was er war, unbändige, geballte revolutionäre Energie, gepaart mit geschichtlichem Sendungsbewusstsein, wenn er nicht ohne die geringste Rücksicht auf die möglichen Opfer seiner politischen Aktivität alles unternommen hätte, seinen Einfluss in der Internationale zu festigen und zu vermehren.

Ansätze dafür fanden sich in fast allen Sektionen des Westens. Die beiden hochangesehenen Kommunistenführer der italienischen Partei, Antonio Gramsci und Amadeo Bordiga, von Mussolini hinter Gefängnismauern verwahrt, liessen durch hinausgeschmuggelte Erklärungen Moskau wissen, dass sie nicht auf der Seite Stalins stünden. In Belgien und Holland gruppierten sich linke Gewerkschaftler um die Exführer der KP., Overstraten bzw. Maring-Sneevliet. Die ehrwürdige Dichterin Henriette Roland-Holst erhob ihre Stimme für den «Löwen im Käfig» – wie nahezu die gesamte linke Intelligenz in Europa und Amerika: Bernard Shaw lautstark im Chorus. Fasziniert von der «Heldeggestalt» der Russischen Revolution, von seinem universalen Geist, der Literatur und Künste als wesentliches Kulturgut in die Arbeiterbewegung einbezog, hielten vor allem die Intellektuellen zu Trotzki und gaben ihre Namen her, wenn er die Weltöffentlichkeit zu seiner Verteidigung aufrief. Intellektuelle waren es auch, die nach China den Bazillus des «Trotzkismus» einschleppten. Zurückkehrende Absolventen der Moskauer Sun-Yat-sen-Universität hatten 1927 den Kampf Trotzkis gegen Stalin

und die Kominternpolitik in der «chinesischen Frage» aus nächster Nähe miterlebt und bildeten nun in den Zentren der niedergeschlagenen chinesischen Revolution oppositionelle Gruppen, wobei sie auf die Unterstützung Mao Tse-tungs hofften. Der künftige «grosse Vorsitzende» führte allerdings seinen vom Sieg gekrönten Kampf gegen Tschiang Kai-scheks Konterrevolution nach eigenem politischem Ermessen – zusammen mit der Millionenmasse der Bauern. Das entsprach keineswegs dem strategischen Konzept des aus Moskau Verbannten. Dennoch bezeugen gewisse Erscheinungen der politischen Szene in der Volksrepublik China, zum Beispiel die ultralinke Kulturrevolution, dass Trotzki's Geist auch im Reich der Mitte waltete.

In Frankreich, wo 1938 Alfred Rosmer den «Gründungskongress der IV. Internationale» als trotzkistisches Gegenstück zur Moskauer III. in seine Privatwohnung im Dorf Perigny bei Paris einberief – ganze 21 sogenannte Delegierte, darunter der zu abscheulichem Agenten-Ruhm gelangte GPU-Spitzel «Etienne» alias Mark Sborowski, waren anwesend –, hatte Trotzki von Vornherein einen starken Stützpunkt. Statthalter für den Vater, dem die französische Regierung nach zwei Jahren Aufenthalt (Mitte 1933 bis Mitte 1935) kein weiteres Asylrecht gewährte, war der älteste Sohn Leon. Er hielt die wichtigsten und geheimsten Fäden des dünnen Netzes der aktiven Trotzki-Anhänger in der Hand, bis er 1938, 32 Jahre alt, eines mysteriösen Todes in einer Pariser, ausgerechnet von weissrussischen Emigranten geführten Privatklinik starb.

Gab es schon vorher Streit und Hader zwischen den Oppositionellen um politische und organisatorische Fragen, um die «richtige Linie», wie einst in der vorstalinistischen Komintern, so brachen nun erst recht Zwistigkeiten wegen des vakanten, lebensgefährlichen Statthalterpostens in Paris aus. Der sowjetische Agentenapparat war mittlerweile in vielen Ländern tätig geworden: Geheimnisvolle, nie

aufgeklärte Morde an Trotzki-Mitarbeitern oder -Verbindungsleuten erschreckten die Weltöffentlichkeit. Manche namhaften Trotzkiisten fielen ab, so Boris Souvarine, das wohlhabende Ehepaar Maurice und Madeleine Paz, von dem enttäuschten Propheten hernach als «Salonbolschewisten» geschmäht, die niemals richtige Revolutionäre gewesen seien; Victor Serge, der glückliche Heimkehrer aus russischer Gefängnishaft, hatte bald Streit mit dem «Alten», bald versöhnten sie sich; ja sogar Alfred Rosmer, Trotzki getreuer Ekkehard, bekam zu fühlen, dass ein grosser Herr, von der Geschichte zum tragischen Helden erkoren, zänkisch und nachtragend sein kann. Dennoch: Rosmer hielt die «Bastion Paris», Zentrum des internationalen Trotzkiismus.

In Übersee, den USA, Kanada und Mexiko, gewann Trotzki für sich und seine Sache – fast ohne sein drängendes Hinzutun – begeisterte Anhänger. James Cannon und Max Shachtman, ZK-Mitglieder der amerikanischen KP, hatten es offenbar satt, weiter für eine Partei politische Arbeit zu leisten, die wegen ihres Sektierertums und ihrer Erfolglosigkeit ständig Prügel von Moskau bezog. Wenn schon kommunistische Sekte, dann wenigstens eine unter der Fahne des verstossenen Propheten, die dem Kampf für die Menschenrechte der Ausgebeuteten Glanz und Namen verlieh! Mit wissenschaftlichem Marxismus und sozialistischen Zielsetzungen war den amerikanischen Arbeitern ohnehin schwer beizukommen. Der Vorsitzende der kanadischen KP, Maurice Spenser, mochte wohl auch kein Hinterwäldler und Hinterbänkler in der kommunistischen Grossfamilie mehr sein und trat zu Trotzki über.

Der Bedeutendste aber, der Gewichtige der Dissidenten und Schismatiker, auch physisch von einer Überdimensionalität sondergleichen wie seine Kunstwerke, mit einem fülligen Leib und kraftvollen Muskelbrocken, war der mexikanische Maler Diego Rivera.

Die «Seele» unter den «Grossen Drei» der mexikanischen Kulturrevolution – José Clemente Orozco, Alfero Siqueiros, Diego Rivera –, schwärmerisch den Ideen des Kommunismus aufgetan und von allem bewegt, was in Sowjetrussland vorging, flog dem ausgestossenen Revolutionshelden entgegen und führte ihm eine Anhängerschar aus der Kommunistischen Partei Mexikos zu, deren Mitbegründer Rivera war.

Welch weltweite Wirkung eine ideologisch fundierte Opposition gegen erstarrte Formen erzielen konnte, hatten Rivera und seine Künstler-Kollegen an sich selber erlebt, als sie mit ihrer «gegenständlichen Kunst» die Vorherrschaft der europäischen «Abstrakten» durchbrachen: Geraume Zeit schon war Mexiko zum Mekka zahlreicher Kunst-Touristen aus Europa, den Vereinigten Staaten und sogar aus Asien geworden. Man bestaunte die gigantischen Fresken und andere Bildwerke der «mexikanischen Schule des Realismus». Wie nirgendwo sonst war hier auf den Wänden öffentlicher Gebäude in farbenfroher Bildersprache- «für jeden Analphabeten ablesbar» (Rivera) – die Geschichte eines kühnen Volkes, seine Kämpfe, seine Leiden, seine Arbeit und seine Feste festgehalten. Alle «Spezies» kamen zu Wort: Die Azteken, die Indianer, die Kolonialherren, die Gruben- und Grossgrundbesitzer, die Intellektuellen und die Priester, die Land- und Bergarbeiter, die Satten und die Hungrigen. Ihnen beigesellt phantastische Fabelwesen in der Tradition der indianischen und mexikanischen Volkskunst.

Den ersten Anstoss zur Parteinahme für Trotzki und Sinowjews oppositionelle Bewegung empfing Diego Rivera zweifellos bei seinem einzigen Aufenthalt in Moskau 1927/28. Auf Einladung des Volkskommissars für Bildungswesen, Anatol Lunatscharski, war er zu den Zehnjahresfeiern der Oktoberrevolution in der Kremlstadt eingetroffen und verbrachte dort mehrere Wochen. Keine

günstige Besuchszeit für einen Künstler seines Formats, «der sowohl in der Politik als auch in der Kunst ein Rebell war» (Deutscher), ein «echter Revolutionär», wie Trotzki später von ihm sagte, und der nun Zeuge wurde, mit welcher Brachialgewalt Stalins Ordnungsmacht gegen die Linksoption vorging, als sie am 7. November auf den Strassen Moskaus demonstrierte.

Die magere künstlerische Ausbeute – kein grosser öffentlicher Auftrag, nur «ehrenhalber» eine kleine Bleistiftzeichnung vom Antlitz des Kremlherrn und für die Zeitschrift «Rote Flur» ein Titelblatt, das kämpfende Pariser «Kommunarden» anno 1871 und nicht Petrograder Arbeiter anno 1917 um die wehende rote Fahne zeigte – war bereits ein Warnzeichen, dass der sowjetische Apparat und Diego Rivera während jener Krisenwochen wenig miteinander anzufangen wussten.

Selbst in den Moskauer Künstlerkreisen und -klubs erlebte der «Maler des Proletariats» nicht jene befreiende Aufbruchstimmung in das zweite Jahrzehnt der siegreichen Revolution, wie er es vor Antritt seiner «ideologisch bedingten Reise» erwartet hatte, sondern post-avantgardistische Verwirrung und Niedergeschlagenheit..

Entsprach das geistige Klima dem politischen? Würde der Staats- und Parteiapparat das freie Kunstschaffen bald ebenso abwürgen wie das freie, vom Pathos der russischen Revolution – der Weltrevolution! – getragene Wort? Rivera bedurfte keines Dolmetschers, um die Sprache der Macht und die der Ohnmacht zu verstehen: Seine erste, in Paris geheiratete Frau war die Russin Angeline Bjeloff; sie hatte ihm in den zehn Jahren ihres dortigen Beisammenseins (1911 bis 1921) ihre Muttersprache beigebracht. Demnach konnte er ungeschönt von einem volkskommisarisarischen Apparatschik lesen und hören, welche nicht minder dramatischen Ereignisse der gestörten Zehnjahresfeier folgten (Parteiausschlüsse von oben bis unten, Delogie-

rung der führenden Oppositionellen, Verbannung Trotzki und seiner Anhänger) – Ereignisse, die ihn so sehr beunruhigten, dass er bald nach seiner Rückkehr den Bruch mit der Kommunistischen Partei Mexikos vollzog, Alfero Siqueiros, der zu Stalin hielt, die langjährige Freundschaft aufkündigte und auf drei Jahre in die Vereinigten Staaten ging.

Mit Grossaufträgen kapitalistischer Kunst-Mäzene eingedeckt, bemalte er dort die Wände repräsentativer Gebäude. Von ihnen blickten ganz nach geübter Diego-Rivera-Manier kompromisslos gegenständlich arm und reich, Werktätige und Schmarotzer, die Gottheiten Karl Marx, Lenin und Trotzki auf die schaulustigen Amerikaner herunter; neben harten Dollars erbrachten sie dem Künstler allgemeine Bewunderung und harte Schelte: von Seiten Moskaus *und* der Wallstreet. Die Mächtigen hüben sahen sich von dem Kommunisten verunglimpft und verhöhnt, die Mächtigen drüben von dem Trotzkiisten verraten und verkauft.

Inwieweit auch die politische Atmosphäre im Lux dazu beigetragen hat, dass Rivera den Weg der Opposition wählte, hätte allein sein ständiger Betreuer aus dem Funktionsstab der Komintern Alfred Kurella beantworten können. Der deutsche Schriftsteller (Ende der sechziger Jahre als ordengeschmückter Kulturexperte des ZK der SED in Berlin verstorben) war bis 1935 einer der frühesten und sesshaftesten Dauermieter in dem Haus an der Twer-skaja. Sein Quartier lag im dritten Stock. Von den Fenstern konnte man auf die Brotschlange vor dem Bäckerladen hinunterblicken, das Strassengetriebe beobachten.

Bei Kurealla fand der prominente Lux-Gast eine Art Buen Retiro, wo sich die nächtelangen Gespräche wohl vor allem um künstlerische Fragen drehten.

Rundum jedoch, hinter den anderen Zimmertüren, erei-

fernten sich Menschen verschiedenster Nationalität oft bis zum Morgengrauen für dieses oder jenes Lager, dem sie angehörten; wenn schliesslich nach den lautstarken, auf die dunklen Korridore hinausdringenden Diskussionen – ein wahres Sprachenbabel – eine Tür knallend zugeworfen wurde, dann war vielleicht soeben eine alte Genossengemeinschaft geplatzt, Feindschaft und Misstrauen an deren Stelle getreten. Kaum eine Partei war von den heftigen Fraktionskämpfen verschont geblieben.

Im Lux nicht einmal die Katzen! Streiften sie zu friedlicheren Zeiten unbekümmert durch das Haus, nichts anderes im Sinn, als den geeigneten Liebespartner oder eine Maus zu finden, so mussten sie jetzt eines Fusstritts gewärtig sein, weil ihr Kost- und Quartiergeber oppositionelle Meinungen verfocht. Das widerfuhr dem prachtvollen Tigerkater und treuen Gatten der Humbert-Droz-Kätzin des Italieners Verdano. Der trotzkistische Professor am Marx-Engels-Institut brachte (laut Rita Arvale) «stets seine Frau und Katze zu den Diskussionsabenden bei Giovanni Germanetto mit, wo er und der alte Marabini [ein Lux-Fossil, das ich noch kennenlernte] das ‚ultralinke‘ Bordiga-Lager vertraten. Auf dem Höhepunkt der Debatte geschah immer das gleiche: Germanetto versetzte dem Kater mit seinem Holzbein einen Stoss oder schmiss die Krücke nach ihm und beschimpfte das auf jaulende Tier: ‚trotzkistisches Vieh!‘»

Weniger komisch wie der Krach im Klassenzimmer des «metaphysischen Gymnasiums» dürfte auf alle Beteiligten die Relegierung der hervorragendsten Schüler Lenins gewirkt haben; denn jeder von ihnen hatte offene oder geheime Anhänger in irgendeinem der «Quartiere» der Internationale, einig nur darin, sich der «improvisierten Doktrin vom «Sozialismus in einem Lande’ im Namen der Tradition des internationalen Sozialismus zu widersetzen.» (Victor Serge)

Wahrlich keine günstige Besuchszeit für einen sensiblen Künstler mit hochfliegenden revolutionären Träumen! So war der Griff nach dem unmittelbar Gegenständlichen im Lux vielleicht ein Mittel, das beunruhigte Gemüt zu beschwichtigen; während Alfred Kurella in der Parteipresse die Werbetrommel für ihn rührte, Rivera als Vorbild einer «Kunst des Volkes» pries – bewunderten ihn die Mitbenutzer der Gemeinschaftsküche als kolossalen Koch mexikanischer Gerichte.

Die Ingredienzen dazu, Kartoffeln, Zwiebeln, Knoblauch, scharfe kaukasische Gewürze und Kräuter, holte sich der mexikanische Schwergewichtler selber vom Arbat-Markt. Wie ein Bassethund mit den vorgewölbt-verhangenen Augen, eingehüllt in einen riesigen Schafspelz (Sonderanfertigung des Gastgebers), beschnupperte er die bäuerliche Fleischproduktion, bevor das steifgefrorene Hammelstück (dank der NEP sündteuer noch vorhanden; bald sollte es wieder nur grossen Hunger geben) im Einkaufsnetz verschwand. Die wohlbekanntesten Rudel bettelnder Kinder begleiteten den russisch sprechenden Koloss bis vors Haus: «Dai Chleba, dai Kopeiku, Djaduschka . . .», doch das Onkelchen zwängte sich rasch durch das Portal, als schäme er sich für den eigenen dicken Leib und die Not ringsum.

Angesichts der prassenden «Nepp-Männer» (eine Trotzki-Bezeichnung) in den Restaurants und Nachtlokalen, war die Heimstatt der Komintern trotz Sonderstatus geradezu ein Hort der Mässigkeit, und «es machte Diego Rivera [wie mir mein Freund Fritz Glaubauf erzählte] einen Riesenspass, die Genossen auf der Etage reichlich zu bewirten.

Nach dem Mahl pflegte er stundenlang auf dem Klo zu sitzen und dabei einzuschlafen. Bevor er sich dorthin zurückzog, bat er die Nachbarn: ‚Bitte, weckt mich auf!‘ Den Ubortschizas [Aufräumerinnen] war das unheimlich. Sie

konnten nicht verstehen, dass die Ausländer über den schlafenden Riesen im Klo lachten.»

Ob er schon damals eine Verbindung zu Trotzki gehabt habe, das hielt Glaubauf für unwahrscheinlich. «Für die meisten Leute im Lux war Trotzki nach der Novemberdemonstration ganz unten durch. Auch Kurella hätte sich nie dazu hergegeben.» Gewiss nicht. Verbürgt ist daher nur eines: *Andres Nin sandte Trotzki einen Bildband von Diego Rivera nach Alma Ata!* Vielleicht mit Grüßen aus dem Lux und mit verschlüsselten Nachrichten, wer alles von den Hausinsassen verhaftet und in die Verbannung geschickt worden war. Zum Beispiel Voja Vujovic, der noch die Narbe vom Rattenbiss aus frühester Lux-Zeit an der Oberlippe trug.

In Diego Rivera fand Trotzki den Künstler-Freund, wie ihn Lenin einst in Maxim Gorki gefunden hatte: hilfsbereit, Retter in der Not, streitbarer Geist bis zum Bruch. Als kein europäisches Land mehr dem lästigen politischen Störenfried Asyl gewähren wollte, erwirkte der Künstler von Präsident Cardenas 1936 die Einreisebewilligung für Mexiko. Nach Ankunft der Trotzki-Familie auf dem norwegischen Öltanker «Ruth» (Januar 1937) stellte er dem Freund in Coyoacan, einem Vorort von Mexico-City, sein eigenes Haus zur Verfügung: das berühmte «Blaue Haus», inmitten einer wildwuchernden südlichen Vegetation, mit Wandbildern von Diegos Künstlerhand und Gegenständen mexikanischer Volkskunst geschmückt, geräumig und behaglich, ein «Heim», wie es Trotzki nie kennengelernt hatte.

Dass nicht das freundliche Blaue Haus zum Schauplatz des Mordes wurde, sondern eine abweisende Villa weit draussen auf der Avenida Viena Nr. 40, eingeschlossen hinter hohen Mauern und Tag und Nacht von einer freiwilligen Leibgarde bewacht, lag an der «Gesetzmässigkeit der

Ereignisse»: Der «verstossene Prophet», auch sonst schnell bei der Hand mit dem Verstossen getreuer Jünger, sobald sie politische Eigenmächtigkeiten begingen, verstieß seinen Freund Diego aus dem gleichen Grunde – es kam zum Bruch und zur Aufkündigung der Gastfreundschaft von Trotzki Seite. Mit Hilfe finanzstarker Verehrer erwarb er das Haus und bezog es im März 1939.

Im Arbeitszimmer sass tagtäglich Stalin mit am Schreibtisch: Der Hauptakteur auf der Shakespeare-Bühne des Trotzismus schrieb an der Biographie des Regisseurs der Moskauer Schauprozesse, um der Welt zu beweisen, dass der Wahnsinn Methode hatte . . .

Der Mord geschah am Spätnachmittag des 20. August 1940. Er war von langer Hand vorbereitet, und Trotzki wusste, dass sein Leben eines Tages so enden würde. Wie durch ein Wunder hatte er im Mai den bewaffneten Überfall, bei dem das Haus verwüstet wurde, überlebt. Oberhalb des Bettes, in dem das Ehepaar Trotzki schlief, wies die Mauer dreiundsiebzig Kugeleinschläge auf! Irgendeine Kugel an irgendeinem Tag würde ihr Ziel erreichen.

An diesem Dienstag war es keine Kugel, die den grossen Schädel zertrümmerte, sondern ein abscheuliches Mordinstrument: ein Eispickel. Von hinten dem am Schreibtisch sitzenden Trotzki mit ungeheurer Wucht auf den Kopf geschlagen. Dennoch nicht sofort den Tod herbeiführend, erst vierundzwanzig Stunden später im Krankenhaus. Fünf Tage lang wurde die Leiche auf einem «Paradebett» aufgebahrt – genauso lang wie Lenin vor sechzehn Jahren –, «und etwa 300'000 Männer und Frauen defilierten an der Bahre vorbei, während die Strassen vom ‚Grand Corrido de Leon Trotzky‘, einer Volksballade, widerhallten». Das ist dem Biographen Isaac Deutscher zu entnehmen, der das Lux gut kannte, aber niemals des Hauses gedachte, in dem die Existenz Trotzki und seine «ungeheure Aktivität» so katastrophale Folgen hatten, dass er als Teufel verflucht

wurde und es keinem in den Sinn gekommen wäre, ihn als Märtyrer zu ehren.

Der junge Mann, der die grausige Tat vollbrachte, blieb am Leben. Unter dem Namen «Jacson» hatte er sich einige Monate vorher Zugang zu der «kleinen Festung» verschafft, eigens zu diesem Zweck die ahnungslose Sekretärin Trotzki geheiratet. Er hütete das Geheimnis seiner Identität und der Auftraggeber, die ihn für den Mord gedungen hatten, über mehr als zwei Jahrzehnte in mexikanischer Kerkerhaft. Erst viel später, nach jahrelanger kriminalistischer Kleinarbeit, gelang es, das Geheimnis um seine Person zu lüften: Er hiess Ramon Mercader, war ein Spanier und Sohn einer Mutter aus vornehmer spanischer Familie – Caridad Mercader, glühende Kommunistin und langjähriger GPU-Agentin. Sie tauchte 1939 mehrmals im Lux auf, und beim Besuch des uns schräg gegenüber wohnenden spanischen Parteivertreters Jesus Hernandez musste ich die Mutter des Trotzki-Mörders eigentlich gesehen haben. Ihretwegen schwieg der Sohn all die Jahre. Nur unmittelbar nach dem Mord, als die Wächter auf ihn einschlugen, als wollten sie «Jacson» auf der Stelle umbringen (Trotzki verhinderte es: «Nein, nein, er muss zum Sprechen gebracht werden»), da entfuhr ihm: «Sie haben mich in ihren Händen, sie haben meine Mutter eingesperrt. . .»

Heute lebt er in Moskau, ist ständiger Besucher der Leninbibliothek und vergräbt sich dort in die Zeitgeschichte. Warum er für die Ermordung Trotzki ein alpines Werkzeug verwendete, das unter dem Mantel schwerer zu verbergen war als ein gewöhnlicher Revolver, wagte mein Gewährsmann ihn nicht zu fragen. Sie plauderten über Phänomene unserer Zeit, quasi wissenschaftshalber auch über das «russische Dissidententum», wobei Mercader mit altersbedingter Einsicht sich recht positiv dazu geäußert haben soll.

Das Lux nahm die Nachricht von der Ermordung Trotzki im fernen Mexiko mit Befriedigung zur Kenntnis. Sie stand in der «Prawda», was bekanntlich «Wahrheit» heisst, und laut ihr hatte ein «enttäuschter Anhänger» die Tat verübt. Dass in wahrer Wahrheit der Mörder zum Agentenstab der GPU gehörte, wussten, vermuteten, ahnten wohl nur alt-ingesessene Kenner der Apparat-Szene. Der Täter war uninteressant – Trotzki ist tot, das allein bewegte die erregten Gemüter! Auf den Korridoren standen die Türen offen, einer lief zum anderen: «Hast du schon gehört? Er wurde umgebracht, der Verbrecher!» – «Wer denn?» – «Na, Trotzki ...!»- «Endlich! Jetzt kann er kein Unheil mehr anrichten . . .» – «Wir sind ihn los, wir sind ihn los . . .!» Genossen, die sich sonst kaum grüssten, waren nahe daran, einander um den Hals zu fallen. Der Hauptangeklagte in den drei vor der Weltöffentlichkeit aufgeführten «Trotzkisten-Prozessen» – vom sicheren Ausland her sich wütend verteidigend, während wir hier in der Sowjetunion seine «Verbrechen» mit ausbaden mussten – zu spät, aber dennoch wurde an ihm das Todesurteil vollstreckt!

Ernst Fischer, in Peter Wieden umgewandelt – für mich ein Mensch, der nicht einmal fähig war, eine Motte zwischen den Fingern zu zerquetschen, so sehr verabscheute er das gewaltsame Töten – rief ein ums andre Mal aus, als wir abends das Ereignis besprachen: «*Erschlagen* hat man ihn, *erschlagen* wie einen tollen Hund, mit einer Axt oder so was, *erschlagen*! Das war der richtige Tod für diesen Teufel! Historisch richtig, verstehst du, *der musste erschlagen werden*!», [mit Geste] Aber sprich nicht darüber – es wissen bis jetzt nur wenige Leute in der Komintern.»

Der Sieg Stalins über seinen Erzfeind und unser Hausgespenst war ein totaler Sieg. Agnostiker glauben nicht an die Wiederauferstehung von Toten. Sie wundern sich, dass ein vernünftiger Mensch daran glauben kann. Aber sie wissen um die Unsterblichkeit von Ideen, um die Langlebig-

keit von Toten. Der ans Kreuz geschlagene Mensch steckt in uns drin – ob wir es wollen oder nicht. Im Grunde meiner Seele schauderte mir vor diesem Mord. Vor der Art, wie er vollbracht wurde.

Im Hof des Mordhauses in Coyoacan wurde nach der Einäscherung Trotzki's die Urne begraben, ein weisser Marmorstein daraufgestellt – Wallfahrtsort für Trotzki'sten aus allen Erdteilen. Ihr Idol lebt in seinen Schriften weiter und in der IV. Internationale.

Unser Quartiergeber hingegen starb eines sanften Todes: Auf Geheiss Stalins löste sich die III. Internationale selber auf. Mitten im Zweiten Weltkrieg hatte sie sich, wie es hiess, «überlebt».

Die letzte Hochsaison

Im hauseigenen Restaurant unten an der Ecke spielte Abend für Abend eine Zigeunerkapelle auf. Füllige Sängerinnen zeigten Busen und sinnliches Temperament. Das fahrende Volk, mit nachhaltigem Druck zur Sesshaftigkeit umerzogen, hatte sogar zum Beweis, wie gut Stalins Nationalitätenpolitik anschlug, ein eigenes, vielbesuchtes Theaterchen erhalten. Es war eine besondere Gunst, im Ausländerhotel fideln zu dürfen, auch wenn das Trinkgeld-Nehmen sich nicht mehr schickte, geschweige denn, einem Gast die Zukunft aus der Hand zu lesen.

Zum reichlichen Frühstück gab es Kaviar. Serviererinnen, weisse Häubchen, weisse Schürzchen, hochrote Wangen und hochrote Fingernägel, sammelten die Essenbons ein, rannten zwischen Küche und Speisesaal hin und her, um die ungeduldigen Gäste zu bedienen.

In der Küche schwitzte eine dicke Chefköchin aus Österreich. Sie war mit ihrem Mann in der NEP-Zeit herübergekommen. Zu Hause hatten Arbeitslosigkeit, Nachkriegshunger und Inflation geherrscht. Nun war sie schon längst russifiziert. Bis auf die heimatlichen Kochkünste, die den Stammgästen im Hause auch zu einer Zeit zugute kamen, da aus fast nichts an Lebensmitteln doch noch etwas halbwegs Geniessbares aufgetischt wurde. Und nun, da die Versorgung der Stolowaja weit günstiger geworden war, profitierten die Delegierten und Gäste des VII. Weltkongresses davon.

Seit sieben Jahren, seitdem VI. Weltkongress 1928, hatte es keinen solchen Ansturm mehr auf das Lux gegeben wie im Hochsommer 1935. Die magische Zahl Sieben, von bib-

lischen Zeiten her Glück oder Unglück verheissend, markierte wieder einmal einen Wendepunkt in der Geschichte der Sowjetunion und damit in der Geschichte der Kommunistischen Internationale und des Lux: 7. November 1917 die Grosse Oktoberrevolution, 1921 (dreimal die Sieben) die erste Hochsaison, zehn Jahre später 7. November 1927, die Liquidierung der trotzkistischen Opposition, 1928 (viermal die Sieben) der VI. Weltkongress, 1935 (fünfmal die Sieben) der VII. (letzte) Weltkongress. Und das Schreckensjahr 1937 stand noch bevor. Da hätte es wahrlich der Handlesekunst einer alten Zigeunerin bedurft, um es bei einigen der Anwesenden als ihr ganz persönliches Schicksalsjahr vorausszusehen.

Rund um das stattliche Gebäude flatterte eine Unzahl roter Fahnen, und das gleiche Fahnentuch drapierte hinter den Schaufenstern des Bäckerladens nun *vier* Männerköpfe anstelle der drei vor sieben Jahren: Marx, Engels, Lenin und Stalin.

Während der grossen Pause zwischen dem VI. und VII. Welttreffen der Kommunisten aus allen Erdteilen hatte der Schöpfer des Sozialismus in einem Land sich diesen Ehrenplatz neben dem Dreigestirn erobert und gesichert: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einer Person – würdig des Kultes, der manche ausländische Genossen anfangs befremdete, dem sie sich aber bald ebenso willig hingaben wie das Sowjetvolk.

Sichtlich würdig: Moskau selbst legte Zeugnis davon ab. Die Verwandlung der altrussischen Metropole der Weltrevolution in eine moderne Weltstadt des Sozialismus war in vollem Gange, machte erstaunliche Fortschritte. Ein jeder Zugereiste konnte sehen, welch eiserner Wille hinter dem jetzt schon zweiten Fünfjahresplan stand, wer die Metro in Bewegung gesetzt, die neuen Prachtbauten errichtet, die Bevölkerung besser ernährt und besser eingekleidet hatte:

Stalin. Sein Bild prangte an den Kränen und Gerüsten, an den Bretterzäunen, die die Baugruben absicherten, in den Auslagen der neuen Geschäfte, über dem Eingang zum Zoo. Sein Bild fuhr, an der Stirnwand angebracht, auf den Trolleybussen mit über die breiten Boulevards, zierte die Delikatessenschau im «Jelissejew», wie die Moskauer noch immer das grosse Lebensmittelgeschäft einen Häuserblock vom Lux entfernt nannten, obwohl es nun, vergrössert und modernisiert, den sozialistischen Namen «Gastronom Nr. i» trug; und es lag eingerahmt in den Schaufenstern der Buchläden zwischen den Büchern und Broschüren, die ihr Autor inzwischen zur Pflichtlektüre gemacht hatte. Wohin auch der Blick fiel – Stalin, der geniale Erbauer des Sozialismus, der grosse Führer des Sowjetvolkes!

Ihn zu verehren, voll Vertrauen zu dem *Bild* aufzuschauen, das in verschiedener Grösse den Generalsekretär der ruhmreichen Partei der Bolschewiki zeigte, den mächtigen Mann im Kreml, der so selten in der Öffentlichkeit zu sehen war, höchstens aus der Ferne auf der Ehrentribüne an hohen Feiertagen, und der allmählich zur Grösse eines «Leuchtturms» emporwuchs – das schien nicht nur geboten, sondern als Inkarnation der gigantischen Umgestaltung des Riesenlandes zu einem «Bollwerk des Sozialismus» auch gerechtfertigt.

Wer es bisher nicht gewusst haben sollte und mit gewissen Vorbehalten in die Sowjetunion eingereist war, dem wird der EKKI-Sekretär Dimitri Manuilski in seiner grossen Kongressrede über das auf einem Sechstel der Erde schon Erreichte, wovon es früher nur Traumvorstellungen gegeben hatte, Augen und Ohren öffnen.

Für die städtebauliche Veränderung Moskaus und dafür, dass den ausländischen Genossen das Bild Stalins sich unauslöschlich einprägte, war der Moskauer Parteisekretär hauptverantwortlich, ein ehemaliger Bergarbeiter, der es mit seinem Organisationstalent und seiner Ergebenheit für

den amtierenden Generalsekretär zu diesem wichtigen Posten in der Parteihierarchie gebracht hatte: Nikita Chruschtschow. Ihm wies die Geschichte eine ganz besondere Rolle zu. Nach dreimal sieben Jahren (1956 mittlerweile selber an der Macht im Kreml) wird er der erste Bilderstürmer sein, Person und Kult zu einem Wort – «Personenkult» – zusammenfügen – scheinbar die Wurzel allen Übels, dessen Leichengeruch von Abertausenden, gar Abermillionen zum Himmel stank.

Davon war jetzt zur Kongresszeit nichts zu bemerken. Im Gegenteil: Ein milder Duft wie an der französischen Riviera durchwehte die innere Stadt vom Gewerkschaftsgebäude her, das mit Abertausenden Blumen und Pflanzengrün zum Empfang der Genossen bereitstand.

Das Plansoll für die auf zehn Jahre angesetzte «Rekonstruktion» Moskaus hatte sich auch der altehrwürdigen Hauptstrasse bemächtigt, von der man ins Lux gelangt. Sie wurde verbreitert und begradigt – imposante Gebäude waren an beiden Strassenseiten im Entstehen. Noch aber hiess sie Twerskaja. Maxim Gorki, der spätere Namensgeber, proletarischer Nationalheiliger unter allen grossen Dichtern und Schriftstellern, die Mütterchen Russland hervorbrachte, weilte noch unter den Lebenden und beehrte den Kongress mit seiner Anwesenheit, repräsentierte zusammen mit Romain Rolland und Henri Barbusse europäischen Geist und Humanismus. Doch ein Jahr später schon wird Gorki seinem Freund Henri Barbusse, der im Kongressjahr starb, in den Tod folgen. Ein Aufschrei des Entsetzens ging durch das ganze Land, als von höchster Stelle der Verdacht ausgesprochen wurde, trotzkistische Ärzte hätten ihn systematisch durch falsche Behandlung umgebracht.

Obwohl es also noch immer die alte Adresse hatte, so waren dennoch die «Zeichen der neuen Zeit», wie der Kongressteilnehmer Jules Humbert-Droz bemerkte, auch

am Lux abzulesen: «*Es blitzt vor Sauberkeit, ist vollkommen renoviert, neu möbliert.*» Von zwei aufgesetzten Stockwerken berichtete Jules zwar nichts seiner Jenny, die mit den beiden Kindern in der Schweiz geblieben war; nur dass ihn die «überall eröffneten Nachtlokale und Restaurants mit Tanzorchestern, Tango . . .» an die NEP-Zeit erinnerten, «*aber natürlich auf einer neuen sozialistischen Basis!*» Und habe er im Dezember 1933 «vergeblich nach Fällen öffentlicher Trunkenheit» gesucht, so wären ihm jetzt davon «Hunderte jeden Abend in den Strassen Moskaus aus allen Schichten der Bevölkerung und jeden Alters» begegnet. Auch die bettelnden Kinder wären noch nicht ausgestorben.

Einer polnischen Arbäuerin jedoch, Marzjanna Fornalska, der das Schreckensjahr 1937 drei Söhne raubte, verdanken wir genauere Nachricht: Ihr drang «der Regen wie ein kleiner Wasserfall» durch die Zimmerdecke, als im Herbst 1933 das Dach abgenommen und das stattliche Gebäude um zwei Etagen stattlicher wurde. Ungefähr 72 neue Quartiere boten nun zusätzlichen Raum für etwa 130 Personen. Die Komintern benötigte ihn gerade von nun an dringend, weil die Weltgeschichte wenig Rücksicht auf kommunistische Weltkongresse nahm und immerfort neue Quartieranwärter nachlieferte.

Der alte Rattenjäger Upit, rüstig wie am ersten Schöpfungstag des Dejurni- und Propusksystems, konnte also stolz sein auf seine blitzsaubere, aufgemöbelte Wirkungsstätte. Im ebenso blitzsauberen weissen Russenhemd, den Revolver diskret zwischen den aufgeplusterten Falten versteckt, begrüßte er mit breitem Grinsen die ihm wohlbekannten ausländischen Genossen, warf einen wachsamen Blick auf die Neulinge oder seltenen Gäste. Jeder von ihnen, ob weisser, gelber oder dunkler Hautfarbe, verkörperte einen Teilabschnitt des weltweiten Kampfes von Millionenmassen um ein menschenwürdigeres Leben.

Wie viele waren da schon an ihm vorbeigegangen, Hoffnungsvolle und Geschlagene, solche, die in ihren Ländern erfolgreich und erfolglos, die richtigen und die falschen Beschlüsse der jeweiligen Komintern-Führung zu verwirklichen getrachtet hatten, solche, die aus Gefängnissen wiedergekehrt oder für immer dahinter verschwunden waren, solche, die man aus der Komintern-Familie ausgestossen und nicht mehr für würdig befunden hatte, das Lux zu betreten. Hätte jemand vermocht, die Gedanken des alten Upit im Vorübergehen zu erraten, dann wäre er wahrscheinlich auf eine ganz einfache Formel gestossen: Eigentlich zählt nur der Propusk. Solange den einer vorweisen kann, ist alles in Ordnung.

Insofern war es noch immer das «gute alte Lux» – wie es die langjährigen Bewohner, die oftmaligen Gäste nannten, denen es ans Herz gewachsen war. Hier hatten sie auf gut Russisch ihre fröhlichen «Wetschers» gefeiert, abendliche Zimmerrunden bei Schwarzbrot und Tee oder mit «Sakusski» und Wein in besseren Tagen, begleitet von Gesang und Geschmuse, und diesen schönen Brauch allen Nachschüblern vererbt.

Unter den vielen in das propuskbewehrte Gebäude Eingewiesenen befanden sich auch drei Neulinge für den Upit – zwei von ihnen sind uns bereits begegnet. Sie waren schon einige Wochen, der eine einige Monate vorher eingetroffen und hatten im fünften bzw. sechsten Stockwerk Quartier bezogen. Obwohl sie ihrer nationalen und ihrer Parteiherkunft nach völlig voneinander verschieden waren, ergab sich eine Gemeinsamkeit einfach aus der Tatsache, dass zwei von ihnen in diesem Jahr zum erstenmal das Haus kennenlernten und alle drei zum erstenmal einen Weltkongress der Kommunistischen Internationale erlebten; Herbert Wehner, mit dem Parteinamen Kurt Funk, Ernst Fischer, der seiner Mutter wegen, die er im austrofaschistischen Wien gefährdet glaubte, sich von nun an den

Parteinamen Peter Wieden zulegte, und Josip Broz, der als illegaler Parteiarbeiter in Jugoslawien Tito hiess, hier aber in Moskau unter dem Namen Walter lebte.

Wehner war mit seiner Gefährtin Lotte nach einem mehrwöchigen Gefängnisaufenthalt in Prag, einem der illegalen Auslandszentren der KPD, von den Tschechen in die Sowjetunion ausgewiesen worden. Tito hatte mehr als vier Jahre Gefängnishaft in Jugoslawien hinter sich und war nach seiner Freilassung über Wien, wo seit Langem die jugoslawische KP-Leitung ihre Operationsbasis hatte, auf Anweisung der Komintern in die Sowjetunion gekommen, die er seit der Revolutionszeit nicht wiedergesehen hatte. Er arbeitete im Balkansekretariat, das Wilhelm Pieck leitete. (Später, als Tito seine Partisanenarmee gegen die deutsche Wehrmacht einsetzte, ging unter uns Lux-Bewohnern das Wort um: «Er hat seinen Deutschenhass in der Komintern gelernt.») Ernst Fischer gehörte diesmal zur österreichischen Delegation mit dem KP-Vorsitzenden Johann Kopenig an der Spitze, der ebenfalls im Lux Quartier bezog.

Tito bewegte sich durch die langen Korridore allem Vernehmen nach wie eine unscheinbare Maus. Keiner von den Nachbarn beachtete den stillen, bescheidenen Genossen, der mit kaum jemandem ein Wort wechselte, allein seiner Wege ging. Die Jugoslawen waren ohnehin eine konspirative Welt für sich, die fremden Genossen nur selten Einblick gewährte; selbst das Balkan-Sekretariat im Kominterngebäude an der Mochowaja arbeitete hinter verschlossenen Türen.

Wenn der heutige Staatschef Jugoslawiens an das Lux zurückdenkt oder von seiner Moskauer Zeit spricht, wird ihm vielleicht als erstes das im fünften Stock gelegene, schmale, auf die Seitengasse hinausgehende Quartier einfallen. Klingelte bei ihm das Telefon, so war es gleich von der Couch aus auf dem Schreibtisch zu erreichen. Eine

zweite Couch hätte kaum Platz gehabt. Er brauchte sie auch nicht. Seine russische Frau «Polka», die er während der Revolutionszeit – aus der sibirischen Kriegsgefangenschaft auf dem Weg nach Hause – geheiratet und mit der er einen Sohn hatte, teilte zwar mit ihm in Jugoslawien für einige Jahre ein bescheidenes Familienleben, war aber wegen des wachsenden Polizeiterrors 1929 nach Moskau zurückgekehrt. Hier hatte sie unterdessen einen anderen Mann gefunden und selbst den gemeinsamen Sohn Zarko einer anderen Frau anvertraut. Tito war im Lux also quasi Junggeselle, musste sich selbst um seine täglichen Bedürfnisse kümmern und in der Gemeinschaftsküche den Teekessel aufstellen. Immerhin hatte er das Privileg, gelegentlich mit seinem Sohn nach Kunzewo hinauszufahren.

Bereits viele seiner Landsleute und Parteigenossen lebten nicht mehr im Lux, hatten irgendwo in Moskau eine eigene Bleibe. Doch waren unter anderen die Brüder Vujo vic, Rado und Voja, aus der Verbannung zurückgekehrt, wo der eine als Sinowjewist, der andere als Troztkist, seine politischen Sünden – wenigstens vorläufig – abgebußt hatte. (Ob Tito sich mit ihnen getroffen hat, ist leider nicht nachweisbar. Wenn ja, dann musste er schon damals einiges über Stalins Praktiken erfahren haben.) Zur Kongresszeit war auch sein politischer Chef, der Generalsekretär der KPJ, Milan Gorkic, aus Wien eingetroffen, ein bei der Komintern, besonders bei Manuilski und Bucharin, beliebter Altkommunist, dem allerdings auch der Ruch langjähriger Intrigenwirtschaft und allzu grosszügiger Verwendung der Moskauer Gelder anhaftete. Die jugoslawische Parteiführung galt als typischer Emigrantenklüngel, von dem sogar behauptet wurde, dass sich Polizeispitzel darunter befänden.

Bei aller Verschiedenheit dieser drei Neulinge im Lux, deren Namen, jeder auf seine Art, Berühmtheit erlangten, hatten sie in der gegenwärtigen politischen Situation etwas

Wichtiges gemeinsam – ihr persönliches und politisches Engagement für den Mann, der von jetzt an der Komintern den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägen wird: Georgi Dimitroff, den Ernst Fischer «wie keinen zweiten lebenden Menschen bewunderte».

Bald nach dem Ersten Weltkrieg zählte Dimitroff (von Beruf Drucker, und ehemals Abgeordneter der bulgarischen Sozialdemokratie, der sich der KP anschloss) in der Komintern zu den verlässlichsten revolutionären Kadern. In Bulgarien war er 1923 wegen Teilnahme an bewaffneten Aufständen in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Im Reichstagsbrand-Prozess hatte man ihm unter anderem zu Unrecht vorgeworfen, an dem Bombenanschlag im April 1925 in der Alten Kathedrale in Sofia, wo die bulgarische Zarenfamilie und die Mitglieder der Regierung Zankoff der Messe beiwohnten, führend beteiligt gewesen zu sein. Ein Bombenanschlag, der über hundert Menschenleben forderte, nicht aber die, denen er gegolten hatte.

Als Dimitroff von der Parteiarbeit in Bulgarien nach Moskau abberufen wurde und zum EKKI-Mitglied aufstieg, dem eine ganze Reihe konspirativer Aufgaben im Ausland zufielen, holte ihn sein Freund Kolaroff vorübergehend ans Internationale Agrarinstitut. Dort soll er sich durch seine Eigenwilligkeit und Unfähigkeit, sich einem bürokratischen Betrieb anzupassen, auch durch die Neigung, lieber nach schönen Frauen als auf seine Arbeit zu schauen, den Ruf der Disziplinlosigkeit erworben haben. (Falls es stimmt, was Aino Kuusinen über ihn verbreitet hat.)

Im Jahr 1930 betraute ihn die Komintern mit der Leitung des sogenannten Westbüros in Berlin. Man gab ihm zwei in der Lenin-Schule ausgebildete junge Bulgaren als Gehilfen mit, Taneff und Popoff. Mit ihnen zusammen

wurde Dimitroff unmittelbar nach dem Reichstagsbrand verhaftet. Es passte den Nationalsozialisten ausgezeichnet ins Konzept, neben dem kommunistischen Reichstagsabgeordneten Ernst Torgler und dem am Tatort festgenommenen eigentlichen Hauptangeklagten, einem holländischen, politisch nicht recht einzureihenden Herumstreuner, Marinus van der Lubbe, auch ein balkanesisches Verschwörerzentrum in der Gestalt Dimitroffs der Brandstiftung anzuklagen.

Das Hitlerregime sass nach der Ernennung des «Führers» zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 noch keineswegs fest im Sattel; immerhin sah es sich noch einer wenn auch zersetzten, brüchigen, angeschlagenen bürgerlichen Demokratie gegenüber, dem dreimal verfluchten «Parteiensystem», das die Alleinherrschaft der Nationalsozialisten behinderte. So kam Hitler ein Ereignis zustatten, das weltweites Aufsehen erregte: Am 27. Februar 1933 brannte das Reichstagsgebäude lichterloh. Es war das «Fanal», von nun an mit Hilfe von Notverordnungen «zum Schutz von Volk und Staat» die Diktatur zu etablieren.

Die Brandstiftung wurde sogleich als eine planmässig von den Kommunisten inszenierte Provokation ausgegeben und diente als Vorwand für die unmittelbar einsetzende Verfolgung der KPD und die Festnahme von Hunderten ihrer Funktionäre. Die Beschuldigung, die Kommunisten hätten das Reichstagsgebäude in Brand gesteckt, fiel durch eine von der Komintern gesteuerte weltweite Kampagne auf die Nationalsozialisten zurück. In einem im Ausland inszenierten Gegenprozess wurden die Nationalsozialisten als die eigentlichen Urheber des Brandes nach dem Prinzip «Wem nützt es» angeklagt, das Faktenmaterial dazu in einem «Braunbuch» veröffentlicht.

Dass ein Einzelner mit Benzinkanistern und sonstigem brennbaren Material dieses grosse Gebäude hätte in Brand stecken können, erschien unglaublich. (Neuere For-

schungen haben ergeben, dass van der Lubbe allein den Brand gelegt hat.)

Der Reichstagsbrandprozess fand im Leipziger Reichsgericht von September bis Dezember 1933 statt, ein Schauprozess, zu dem die NS-Führung die internationale Presse eingeladen hatte, um in aller Öffentlichkeit zu beweisen, dass der internationale Bolschewismus den Brand entfacht habe. Zum Erstaunen eben jener Weltöffentlichkeit trat der unbekannte Bulgare Dimitroff mit einer glanzvollen Verteidigung nicht nur seiner selbst hervor, sondern auch seiner Weltanschauung und des Volkes, dem er angehörte. Der Angeklagte verwandelte sich immer mehr zum Ankläger. Selbst Göring musste zum Zeugen berufen werden und erlebte die Blamage, dass ein «balkanesischer Untermensch» ihn mit peinlichen Fragen in die Enge trieb. Hatte die KPD kampfflos vor dem NS-Terror das Feld geräumt, so war ihr in jenem Prozess ein Verteidiger erwachsen, von dem selbst Kenner der Kominternszene nicht erwartet hatten, dass er mit solchem Geschick, solchem Elan und solchem politischen «Riecher» auftreten würde. Das Reichsgericht sprach schliesslich Torgier, Dimitroff, Taneff und Popoff frei. Nur das armselige Wrack, der Holländer van der Lubbe wurde zum Tode verurteilt und schleunigst hingerichtet.

Da die Sowjetregierung Dimitroff die sowjetische Staatsbürgerschaft verlieh, durfte der «Löwe von Leipzig» zusammen mit Taneff und Popoff in die Sowjetunion ausreisen. Am 27. Februar 1934 landete das Flugzeug mit den drei Bulgaren an Bord in Moskau.

Beim Empfang auf dem Flugplatz war auch das Lux dabei: Der alte humpelnde Pole vom Zimmer Nr. 34, Komintern-Kumpan und Freund Dimitroffs seit Jahren, Henryk Walecki alias Maximilian Horowitz – selber in Polen (mit neun anderen Revolutionären) zum Tode verurteilt und aus dem Gefängnis ausgebrochen – genoss diese Aus-

zeichnung. Sofort ging Dimitroff auf Walecki zu und fragte: «Habe ich mich gut gehalten?»

Warum fragte er gerade ihn? Weil Walecki der Autor des in mehrere Sprachen übersetzten Buches war: *Wie verhält sich ein Kommunist vor Gericht?* Seine Antwort lautete kurz und bündig: «Ja, Georgi, du hast dich gut gehalten!»

Nicht alle Lux-Bewohner waren über den Freispruch Dimitroffs beglückt. Während er monatelang im Untersuchungsgefängnis sass – sein erster Auftritt vor Gericht war ein Protest gegen seine Fesselung –, sass im fünften Stock der deutsche Apparatschik Richard Gyptner, langjähriger Mitarbeiter des Westbüros in Berlin, und war (laut Wehner) bemüht, der Kominternführung mit Eingaben und Berichten nachzuweisen, dass Dimitroff dauernd gegen die Regeln der Konspiration verstossen habe und kompromittierendes Material aus den Büroräumen in die Hände der Polizei gefallen sei. Wahrscheinlich glaubte er nicht, dass Dimitroff mit dem Leben davonkommen würde.

Auf Nr. 13 aber zog bald darauf ein anderer Mann ins Lux ein, der eine wichtige Rolle im Reichstagsbrandprozess gespielt hatte, vielleicht sogar eine lebenswichtige – ein kleiner österreichischer Kommunist, schwächling, mit Plattfüssen und einer kratzigen Stimme, namens Franz Lang. In Wahrheit hiess er Rosner. Dimitroff und dieser Lang kannten einander schon von Wien her und waren in den Jahren vor der Machtergreifung Hitlers auch in Berlin häufig beisammen gewesen. Als Hauptzeuge der Anklage figurierte ein Kellner, der behauptete, die Bulgaren – die das leugneten – hätten sehr wohl mit dem Holländer van der Lubbe in Verbindung gestanden: denn er habe sie häufig in dem Lokal, in dem er angestellt sei, gemeinsam bedient. Es war nun einer der Höhepunkte des Prozesses, als ein gewisser Rosner von der Verteidigung präsentiert wurde und aussagte, dass er derjenige gewesen sei, den der Kellner für van der Lubbe halte. Ungeachtet der Gefahr,

selber verhaftet zu werden, erzählte er freimütig, dass er mehrmals in jenem Lokal mit den Bulgaren gespeist habe. Hierauf war für das Gericht die Unglaubwürdigkeit des Zeugen der Anklage erwiesen.

1938, als ich selber ins Lux einzog, stellte mir Ernst Fischer den Österreicher Franz Lang mit den Worten vor: «Hier siehst du van der Lubbe.»

Genau zu jener Zeit verhielt sich dann unser Freund Lang wie ein «falscher Held»: Als eines Nachts die Organe der Sowjetmacht schon fast gewohnheitsmässig das Lux durchkämmten und auch an der Tür Nr. 13 im ersten Stock klopfen, um Lang abzuholen, öffnete er ihnen wie so viele in diesem Haus gehorsam die Tür, nahm das Köfferchen, das seine Berliner Frau Luzy eilends gepackt hatte, und war bereit, ihnen zu folgen. Weil die Organe aber noch einige andere sozusagen in einem Schub mitnehmen wollten, befahlen sie ihm, vor der Tür auf ihre Rückkehr zu warten. Und erwartete mit seinem Köfferchen, der treue Kommunist, der glaubte, es könne ihm in der Sowjetunion kein Unrecht geschehen. (Später sagte er, er dachte, Dimitroff werde ihn aus dem Gefängnis schon wieder herausholen.) Jedenfalls wartete er ergeben vor der Tür. Doch als die Organe zurückkamen, herrschten sie ihn an: «Was stehen Sie hier herum?»

Da antwortete er treuherzig: «Sie haben es mir doch befohlen!»

«Welche Zimmernummer haben Sie?»

«Nr. 13.»

«Heute sind bei uns nur die *geraden* Nummern dran!»

Gleichmütig gingen sie weiter und kamen niemals wieder – wenigstens nicht zur Türnummer 13.

Wenige Tage vor Kongressbeginn gab es Ärger in dem vollbelegten Haus: Die Wasserzufuhr funktionierte nicht mehr.

Mitten in der Hochsaison – eine Katastrophe! Zum Glück für den bedrängten Hauskommandanten Gurewitsch waren die Gäste der unteren Etagen, Pieck, Ercoli, Gottwald, Manuilski und andere gewichtige Beschwerdeführer, darunter vor allem André Marty – gefürchtet wegen seines Tobens und Schimpfens, wann immer etwas nicht klappte – jetzt selten im Haus. Sie befanden sich ausserhalb Moskaus, teils im Sanatorium Barwicha, teils auf ihren Datschen in Kunzewo. Die internen Sitzungen und Delegationsberatungen liessen sich in grüner Abgeschirmtheit ungestörter abhalten als in der heissen lärmenden Stadt, am Sitz der Komintern in der Mochowaja oder im Lux.

So beschwerten sich nur die Betreuer der Delegierten in der Kommandantur, und Gurewitsch hatte keinen Anpfiff zu befürchten.

Schuld an jenem zur Unzeit auf getretenen Wassermangel war, wie sich herausstellte, ein bei Tiefbauarbeiten in der Nähe entstandener grosser Rohrbruch. Dass er diesmal erstaunlich schnell behoben wurde und das Lux bald wieder Wasser hatte – auch das war ein «Zeichen der neuen Zeit». Ohne den Arbeitsenthusiasmus der Werktätigen, ohne die jetzige technische Ausrüstung hätte es Tage gedauert, bevor der Schaden behoben gewesen wäre: Das soll darüber in der Wandzeitung gestanden haben, die im dunklen Flur des hinteren Halbstocks aushing und zu solchen und ähnlichen Vorkommnissen im Haus wohlredigierte Kommentare lieferte.

Dem VII. Weltkongress ging eine monatelange, gründliche Vorbereitung voraus. In irgendeiner Weise waren organisatorisch und politisch alle Lux-Bewohner daran beteiligt: die EKKI-Sekretäre mit ihrem Stab, die Ländervertreter (65 Sektionen umfasste derzeit die Internationale), die zahlreichen einlogierten technischen Hilfskräfte und die im

Verlags- und Pressewesen tätigen Vertrauenspersonen der Komintern.

In den Nebenräumen des Gewerkschaftshauses wurde eine Ausstellung arrangiert, die ein Bild der gesamten kommunistischen Literatur und Presse aus allen Ländern der Welt vermitteln und in Photomontagen Episoden von den Kämpfen und Opfern der kommunistischen Bewegung veranschaulichen sollte. Ein Lux-Bewohner, der Ungar Endre Sik, Abteilungsleiter in der Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR (russisch abgekürzt Vegaar), berichtete später in seinen Erinnerungen *Vihar A Leveled* welche Schwierigkeiten den Mitarbeitern der Papierschau aus einem Ereignis erwachsen, das die «Atmosphäre in der Sowjetunion auf viele Jahre vergiftete» und sich auf seine Arbeit auswirkte: der Mord an Kirow.

«Wir mussten alle Ausgaben und Ausstellungsobjekte mit streng-kritischem Blick prüfen und Veränderungen auch im Hinblick auf die neue politische Lage vornehmen.»

Am 1. Dezember 1934 war der Leningrader Parteisekretär Sergej Kirow, Mitglied des Politbüros und neben Stalin der populärste Mann in der Führung, ermordet worden. Ein spektakulärer Mord, der in der Sowjetunion und in der ganzen Welt einen Sturm der Empörung hervorrief. Der Mörder, ein gewisser Leonid Nikolajew, gab Rätsel über seine Person auf: Wer war er wirklich, welche Motive hatte er, welche Hintermänner hatten ihn zu der Mordtat angestiftet? Hatte er überhaupt welche, oder war es die Tat eines fanatischen Einzelgängers?

Das unheimliche Ereignis schien durch die offizielle Version restlos enthüllt zu sein, die Manuilski den Kongressteilnehmern in seinem Bericht über die «Ergebnisse des sozialistischen Aufbaus in der Sowjetunion» nochmals mit Emphase ins Gedächtnis rief: «Alles Feige, Selbstsüch-

tige, Gemeine, Faule blieb am Weg liegen, liess den Kopf hängen, flennte, säte Unglauben, weissagte den Untergang, verbündete sich mit dem Weltkapital in seinem tückischen Hass gegen den Sieg des Sozialismus; die gemeinen, abscheulichen und niederträchtigen Degeneraten vom Sinowjew-trotzkistischen Block ermordeten unseren Freund, den Liebling der ganzen Partei, den Organisator der Siege von Baku, Leningrad und Chibiny, S. M. Kirow.»

Und die Delegierten erhoben sich von den Plätzen zum ehrenden Gedenken des Mannes, der als erster von 104 der insgesamt 142 Politbüro- und ZK-Mitglieder nach dem eisernen Willen Stalins gewaltsam sterben musste. Sie verspürten keinen kalten Anhauch, ahnten nichts von der «Grossen Säuberung», obwohl im Zusammenhang mit dem Mord an Kirow bereits Massenverhaftungen eingesetzt hatten, Sinowjew ins Gefängnis geworfen worden und es selbst den «Alten Bolschewiki», Lenins «Goldreserve der Partei», an den Kragen gegangen war: ihre Vereinigung wurde im Mai 1935 aufgelöst, ihr Altersheim geschlossen. (Nach vorsichtiger Schätzung sollen in den Jahren 1936 bis 1938 mindestens 7 bis 8 Millionen Menschen ums Leben gekommen sein, darunter 800'000 sowjetische Parteimitglieder, rund ein Drittel aller damaligen Genossen in der UdSSR.)

Aber da sogar die alte ehrwürdige Krupskaja, Lenins Witwe, die viel von den früheren Kreml-Geheimnissen wusste und eine bekannt schlechte Beziehung zu Stalin hatte, den VII. Weltkongress beehrte – wie sollte da einer aus der dritten Generation der Lux-Bewohner – etwa ein Ernst Fischer, Wehner oder Tito – dumpfes Unbehagen angesichts der Ovationen empfinden, der Hurra- und Hochrufe in Dutzenden von Sprachen, des Händeklatschens und Füsse trampeln, der skandierten Sprechchöre der Chinesen, der taumelnden Begeisterung – Charakteristika des VII. Weltkongresses.

«Es war, als ob die Komintern neu geboren wäre – ein so erhebendes Erlebnis, wie ich in meinem Leben selten an einem teilhaben konnte!» erinnerte sich nach 35 Jahren Endre Sik, den das Schreckensjahr 1937 verschonte, im volksdemokratischen Ungarn.

Die Neugeburt der Komintern war vor allem Georgi Dimitroff zu verdanken – und, so seltsam es klingen mag, auch Stalin, denn ohne seine Zustimmung hätte sich niemals eine entscheidende Wende in der Politik der Kommunistischen Internationale vollziehen können. Der Kreml fürchtete die Expansionspolitik Hitlerdeutschlands und wollte sie gemeinsam mit Hilfe der westlichen Demokratien eindämmen: Einheitsfront, Volksfront gegen Faschismus und Krieg, hiess nun die Parole, eine Marschroute, die von der Komintern bereits Jahre zuvor verkündet, jedoch gleichzeitig torpediert worden war, weil man sektiererisch die Kader auf «Einheitsfront von unten» festgelegt hatte.

Ob es nur eine neue Taktik oder eine neue Strategie war, mit allen antifaschistischen Kräften gemeinsam den Kampf gegen den Faschismus aufzunehmen, das heisst «von oben» mit den sozialdemokratischen Parteiführern – bislang als «Sozialfaschisten» beschimpft – ein Bündnis einzugehen, war eine Frage, die nach den Hauptreferaten im nächtlichen Lux sehr ernsthaft diskutiert wurde.

In der Tat war der VII. Weltkongress unvergleichbar mit allen vorangegangenen. Die Partei der Bolschewiki wirkte wie ein geschlossener Block, offenbar ohne innere Widersprüche, ohne Fraktionen, unter einem Führer: Stalin. Diesmal traten die Russen auch nicht als das politisch beherrschende Element auf wie früher, als von der Tribüne herunter die ausländischen Genossen belehrt, ermahnt, mit beissenden Worten abgekanzelt worden waren. Das brauchte nun keiner der 400 Delegierten zu befürchten, der sich zum Eröffnungstag, dem 25. Juli 1935, abends um halb acht im Kolonnensaal des Gewerkschaftshauses eingefun-

den hatte. Der Saal war so überreichlich geschmückt, als hätte ein Bühnenbildner des Bolschoi-Theaters an der Gestaltung mitgewirkt. An den Seitenwänden hingen grosse Transparente in sechs Sprachen mit der Parole: «In einheitlicher proletarischer Front gegen Kapitaloffensive, Faschismus und Imperialismus». Ein optimistisches Transparent verkündete: «Hoch die Sowjets in China!» Von der Wand hinter dem Präsidium, mit riesigen roten Fahnen drapiert, blickten den Hereinströmenden in nie gesehenen Ausmassen die Köpfe von Marx, Engels, Lenin und Stalin entgegen. Die lächelnde, strahlende Erscheinung des – noch provisorischen – Parteiführers der deutschen Kommunisten, Wilhelm Pieck, sonnengebräunt vom Landaufenthalt, fügte sich gut in das festliche Bild ein. Nach Clara Zetkin, der «Mutter der KPD», die halberblindet am 20. Juni 1933 an gebrochenem Herzen gestorben war, der einzige Deutsche, der je einen Kongress eröffnet hat.

Zuerst gedachte Pieck des Gastgebers: «Unser heissester Gruss gilt dem grossen Organisator des Sieges des Sozialismus auf diesem Sechstel des Erdballs und dem Führer aller um den Sozialismus in der ganzen Welt kämpfenden Werktätigen, unserem Genossen Stalin. (Stürmische, lang anhaltende Ovationen, Hurrarufe.) Der grosse weltgeschichtliche Sieg in der Sowjetunion, errungen von den Werktätigen in schwerem Kampfe unter der Führung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion unter der Leitung unseres Freundes, unseres Lehrmeisters und Führers, des Genossen Stalin, hat den jahrhundertealten Traum vom Sozialismus, dessen Erfüllung die Proletarier der ganzen Welt anstreben, zur Wirklichkeit gemacht.

Unsere Gedanken und Grüsse gelten vor allem einem Gefangenen der reaktionärsten, chauvinistischsten und bestialischsten aller faschistischen Diktaturen, einem Gefangenen, der den ganzen antifaschistischen Kampf symbolisiert, dem Führer der deutschen Werktätigen, Ernst

Thälmann (stürmischer Beifall) . . . Gelten dem bereits seit zehn Jahren in den Kerkerhöhlen des italienischen Faschismus schmachtenden Genossen Gramsci (Beifall), dem von den ungarischen Faschisten viele Jahre im Kerker gehaltenen Genossen Rákosi. . .

Sozialismus oder Faschismus – das ist die Frage, vor der die Menschheit steht. Seit dem VI. Weltkongress hat uns der Tod eine Reihe unserer besten Mitkämpfer und Genossen entrissen. (Die Delegierten erheben sich von ihren Sitzen, das Orchester spielt den Trauermarsch.)

Es lebe die Kommunistische Internationale und der Führer aller Ausgebeuteten und Unterdrückten, Genosse Stalin! (Beifallssturm, Hurra).»

Hiermit war der VII. Weltkongress eröffnet; das Orchester spielte die Internationale, stehend sangen die Vertreter von mehr als 60 Nationen das alte Kampflied der internationalen Arbeiterbewegung mit.

Der Österreicher, Johann Koplenig, hatte die Ehre, ein Präsidium von 42 Personen zur Wahl vorzuschlagen. Der Schutzbundaufstand der sozialdemokratischen Arbeiter im Februar 1934 gegen das Dollfusregime, obwohl blutig niedergeschlagen, ein moralischer Sieg der Arbeiterklasse, hatte ihm zu dieser Ehre verholfen. Die österreichische Kommunistische Partei, vordem in der Internationale wegen ihrer Einflusslosigkeit auf die sozialdemokratischen Arbeitermassen ein Kleinkind der kommunistischen Familie, war durch den Übertritt zahlreicher in die Tschechoslowakei geflüchteter Schutzbündler und Funktionäre zur KPÖ, man konnte fast sagen über Nacht, zu einer ernstzunehmenden antifaschistischen Kraft geworden. Die Sowjetregierung hatte im Vorjahr die emigrierten Schutzbündler eingeladen, im Land des Sozialismus mitsamt ihren Familien eine neue Heimat zu finden. Trotz drückender Wohnungsnot in Moskau wurde einem Grossteil der Februarkämpfer auf mehreren Stiegen eines Neubaues

Gemeinschaftswohnungen zur Verfügung gestellt: das bereits erwähnte «Schutzbundhaus» in der Worotnikowski Pereulok 7/9.

So stieg die KPÖ in die Reihe derjenigen Parteien auf, die vor den VII. Weltkongress mit kampferprobten proletarischen Kadern hintreten konnten. Der Floridsdorfer Schutzbundkommandant Heinz Rocher, die Erscheinung eines Prachtproletariers, trat als Sprecher der österreichischen Delegation auf. Zwei Jahre später holte ihn die NKWD aus dem Schutzbundhaus auf Nimmerwiedersehen.

Minutenlanger stürmischer Beifall setzte ein, Hochrufe ertönten, die Musik spielte, Ovationen ohne Ende, als Stalin die Tribüne betrat und zwischen dem Franzosen Maurice Thorez und dem Chinesen Wan Min – der neben Dimitroff sass – Platz nahm. Die Internationale erklang – jetzt wie ein Hymnus auf Stalin.

Mindestens die Hälfte der Delegierten im Saal sah zum ersten Mal das Bild des «woschd» leibhafter mittlerer Grösse vor sich – darunter Tito, der unauffällig bei der jugoslawischen Delegation sass und während des ganzen Kongresses nie das Wort ergriff.

Anscheinend war es am Eröffnungstag noch nicht genug der Ovationen und des Führerkultes, dem von nun an so viele erlagen, die sich Jahre später dessen schämten und mit allerlei Erklärungen ihren damaligen Rauschzustand zu rechtfertigen suchten. Ercoli-Togliatti, dem zweiten Geschlagenen nach Pieck, war die Aufgabe zugefallen, eine Grussadresse an Stalin zu verlesen, der sich bereits vom Präsidiumstisch entfernt hatte und nicht mehr an seinen Platz zurückkehrte: Er liess sich auf dem Kongress kein einziges Mal mehr blicken.

Den weiterhin Anwesenden wurde in Togliattis Ansprache zur Kenntnis gebracht, dass es einen unantastbaren «Übermenschen» gebe und der Glaube an ihn keinen

Zweifel dulde. Die suggestiven Beschwörungsformeln erstarrten im Verlauf des Kongresses zu einem Ritual, dem sich nicht einmal diejenigen entzogen, die Stalin seit Langem kannten.

«An den Genossen Stalin, den Führer, Lehrer und Freund des Proletariats und der Unterdrückten der ganzen Welt! Im Namen der Millionenarmee der Kämpfer der proletarischen Weltrevolution, wenden wir uns an dich, der zusammen mit Lenin die Partei neuen Typs, die Partei der Bolschewiki, geschmiedet hat, die den Sieg der grossen proletarischen Oktoberrevolution und den Sieg des Sozialismus herbeiführte. Wir wenden uns an dich, geliebter Führer des internationalen Proletariats und aller Unterdrückten mitflammendem Gruss. Mehr als zehn Jahre sind verflossen, seitdem wir Lenin verloren haben, diesen Giganten der revolutionären Idee und Aktion, den unvergesslichen Führer der Weltrevolution. Dir, Genosse Stalin, fiel die gigantische Aufgabe zu, ihn am Steuerruder des Kampfes um die Befreiung der gesamten schaffenden Menschheit zu ersetzen . . . Am Grabe Lenins hast du geschworen, das Bündnis der Werktätigen der ganzen Welt – die Kommunistische Internationale – zu festigen und auszubauen, und in heldenmütigem Kampf verwirklichen die Kommunisten aller Länder unter deiner Leitung diesen Schwur . . . Unsere heldenhaften Kämpfer in Deutschland, China, Japan, Spanien, Polen, Italien und anderen Ländern, führen – mit deinem Namen, Genosse Stalin, in ihrem Herzen die Massen in den Kampf.

. . . Du hast uns Kommunisten gelehrt und lehrst uns, dass die prinzipientreue Politik die einzig richtige Politik ist. Durch die unentwegte Anwendung der bolschewistischen Politik hat die Komintern eine überragende Einheit und Geschlossenheit ihrer Reihen erreicht. Im Kampf gegen die konterrevolutionären Trotzlisten und Sinowjewisten, im Kampf gegen rechte und linke Opportunisten hast

du, Genosse Stalin, die marxistisch-leninistische Lehre verteidigt und sie unter den Bedingungen der neuen Epoche der Weltrevolution entwickelt, die in der Geschichte als die Epoche Stalins fortleben wird.

. . . Deinen Weisungen folgend, werden die kommunistischen Parteien die Verbindung mit den Massen allseits festigen, werden sie Millionen mit sich reissen und führen, werden sie eine breite proletarische Einheitsfront schaffen, die Volksfront gegen Faschismus und Krieg, die antiimperialistische Front in den kolonialen und halbkolonialen Ländern schmieden.

Der Siebente Weltkongress der Kommunistischen Internationale versichert dir, Genosse Stalin, im Namen der 65 kommunistischen Parteien, dass die Kommunisten immer und überall bis zum Ende dem grossen unbesiegbaren Banner Marx', Engels', Lenins und Stalins die Treue bewahren werden. Unter diesem Banner wird der Kommunismus in der ganzen Welt triumphieren.»

Den Rechenschaftsbericht Wilhelm Piecks über die Tätigkeit des Exekutivkomitees der Internationale in den verflossenen sieben Jahren nannte Herbert Wehner in seinen «Notizen» ein «Monstrum, mit dem einerseits die Kontinuität in der Politik der Führung der Komintern bewiesen und gewahrt, andererseits Lob und Tadel in mässigen Quantitäten verabreicht werden sollten».

Wer dennoch die Geduld aufbrachte, viele Stunden lang zuzuhören, erhielt auf die alle Antifaschisten bewegende Frage, warum die grösste Massenpartei der Internationale, die KPD, den Nationalsozialisten kampflos das Feld geräumt hatte, von Pieck die Antwort, dass es zwecklos gewesen wäre, den Kampf aufzunehmen, weil «selbst nach dem 30. Januar 1933, als bereits das Finanzkapital der Hitlerpartei die Regierungsmacht übertragen hatte, die Sozialdemokratie und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund von Neuem den Vorschlag der KPD zur Ausrufung

des Generalstreiks abgelehnt hatten . . . Mögen die Arbeiter Deutschlands, möge das Weltproletariat jetzt urteilen, wer die Schuld an der deutschen Niederlage trägt . . . Die Kommunisten wollten und wollen nicht, dass die revolutionären Kader aus reinem Heldenmut sterben. Das ist

nicht der grösste Heldenmut! Sie wollen, dass sie die neuen Kämpfe und Siege organisieren!» (Beifall) Und schliesslich: «Das deutsche Proletariat hat eine Niederlage erlitten . . .» Aber: «Von einer Festigung des nationalsozialistischen Regimes auf längere Zeit kann keine Rede sein.»

«Unsere Hauptlosung ist der Kampf um die Sowjetmacht.

Unser Banner ist das Banner Marx', Engels', Lenins, Stalins!

Unser Führer ist Stalin!»

Stürmischer, langanhaltender Beifall, der in eine Ovation überging. Alle erhoben sich.

Bei Franz Dahlem hörte sich die Sache etwas anders an. Erfand auch einen Schuldigen, der auf Zimmer 175 im Lux sass und nicht mehr zur KPD-Führung gehörte. «Starke Unterschätzung des Faschismus gab es in unserer Partei. Gegenüber den Nazis hatte Genosse Neumann die Parole herausgegeben, «Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trifft!» Noch 1931 vertrat Genosse Neumann auf dem XL Plenum des EKKI die Auffassung, dass die faschistische Gefahr in Deutschland bereits zurückgedrängt sei. Eine solche Unterschätzung hinderte uns, die wirkliche faschistische Gefahr als einen Hebel zur Herstellung der Einheitsfront mit den sozialdemokratischen Arbeitern für den Massenkampf zu benutzen.»

Eine Partei jedoch hatte aus der katastrophalen Niederlage der KPD schon vor dem Kongress Konsequenzen gezogen- die Kommunistische Partei Frankreichs. Als Maurice Thorez den Vorsitz führte und seinem Parteiführer Marcel Cachin das Wort erteilte, erhob sich der ganze Saal

und bereitete ihm eine Ovation. Cachin berichtete: «Die französische Delegation tritt dieses Mal mit einer positiven Bilanz vor den Kongress der Kommunistischen Internationale . . . Unsere Partei hat in diesen letzten paar Monaten begonnen, im politischen Leben des Landes eine Rolle erster Ordnung zu spielen. Sie war der Initiator einer umfassenden Einheitsfront, die sich heute bis zur Volksfront erweitert hat.»

Am Jahrestag der Erstürmung der Bastille, am 14. Juli 1935, wenige Tage vor dem Jubelfest in Moskau, «ziehen die Massen, von der Place de la Bastille zur Place de la Nation, voran dem Zug der Fünfhunderttausend die rote Fahne und die Tricolore, zum erstenmal vereinigt Kommunisten, Sozialisten, Radikalsozialisten, die beiden Gewerkschaftsföderationen, hinweg über zwei gestürzte Regierungen, vorwärts zum Sturz der Regierung Laval, zum Sieg der Volksfront . . .»-so beschrieb Ernst Fischer Jahre später den gewaltigen Impuls, den die im Kolonnensaal Versammelten durch dieses Ereignis empfingen.

Was den alten Cachin, den ehemaligen Freimaurer, der sich nur unter massivem Druck der Komintern aus der Bruderkette gelöst hatte, davon abhielt, seine sachliche Rede nicht mit einem Hoch auf den Führer Stalin zu schliessen, wirkte einigermaßen befremdend. Dennoch erhoben sich wiederum die Delegierten, feierten stürmisch den Redner und sangen die Internationale. Auch Maurice Thorez befleissigte sich nicht des Führerkultes, bekundete aber, dass es eine der prinzipiellen Forderungen der französischen Kommunisten sei, die Sowjetunion «unter allen Umständen und mit allen Mitteln» zu verteidigen.

Als der Führer der überaus zahlreichen chinesischen Kongressdelegation Wan Min – wie wir schon wissen, im sechsten Stock des Lux zu Hause, Nachbar von Ernst Fischer, Ehemann zweier Schwestern und eifriger Koch in der Gemeinschaftsküche – die Rednerbühne betrat, ging

selbst ein auf diesem Kongress ungewöhnlich starker Begeisterungssturm durch den Saal. «Es lebe Sowjetchina!» Man sang die Internationale.

Es wurde eine gross angelegte, mehrstündige Rede, die mit den Worten begann: «Manche glauben, dass in China, da in einem bedeutenden Teil des Landes die Sowjetrevolution schon gesiegt und der Klassenkampf sich ungewöhnlich zugespitzt hat, die Frage der antiimperialistischen Volksfront keine Bedeutung mehr habe. Das ist ein grober Fehler. Die Tatsachen sprechen dagegen. Warum? Weil China eine noch nie dagewesene nationale Krise durchmacht. Diese unerhörte nationale Krise wurde in erster Reihe durch die zunehmende militärische, politische und wirtschaftliche Expansion des japanischen Imperialismus und den beispiellos schändlichen nationalen Verrat der Kuomintang hervorgerufen.»

Was Wan Min in gründlich und seit Langem erlernter Komintern-Sprache über die politische Situation in China in die Simultanübersetzeranlage hineinsprach, hatte sein Vorredner Tschou Cho-sin, aus dem Fernen Osten eingereister Vertreter der chinesischen Sowjetgebiete, in seiner Begrüssungsansprache mit knappen Worten gesagt. Ihm war «die ehrenvolle Aufgabe» zuteil geworden, «im Namen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Chinas, des revolutionären Kriegsrates der chinesischen Roten Armee und aller kämpfenden Massen» zu sprechen. «Unser chinesisches Volk wird gegenwärtig von unerhörter Not heimgesucht. Sein lebendiger Leib wird von den imperialistischen Eroberern in Stücke gerissen und zerfetzt. Seine ureigensten Interessen werden von den Kuomintang-Militaristen, dieser elenden und verachtenswürdigen Ausgeburt der Menschheit, verschachert. Aber alle diese Verbrechen werden nicht ungerächt bleiben. Das chinesische Volk wird nicht dulden, dass sein gewaltiges Land, das auf eine fünftausendjährige Geschichte und Kultur zu-

rückblicken kann, von den Imperialisten in eine Kolonie verwandelt wird. Die chinesische Rote Armee hat unter schweren Verhältnissen zu kämpfen. Unsere militärische Technik ist noch sehr schwach. Die einzige Quelle der Versorgung der roten Truppen mit Kriegsmaterial sind bis jetzt die Trophäen, die wir in den Kämpfen mit dem Feind erbeuten. Es mangelt uns an Monturen, an Lebensmitteln. Aber wir geniessen die wärmste Unterstützung der werktätigen Bevölkerung. Und diese opferfreudige Unterstützung der Massen ist der Hauptquell der Siege unserer Roten Armee.»

Die asturischen Bergarbeiter hatten eine, in ihrer stolzen Schönheit imponierende Frauengestalt entsandt, um dem «Generalstab der Weltrevolution im Namen der Kommunistischen Partei Spaniens . . . der heldenmütigen asturischen Kämpfer [deren Aufstand im Oktober 1934 blutig niedergeschlagen wurde] brüderliche Grüsse» zu überbringen. Es war Dolores Ibarruri, die künftige legendäre «Pasionaria» des Spanischen Bürgerkrieges, aus dem sie nach der Niederlage von 1939 wie eine entthronte Königin, von schwarzen Tüchern umhüllt, ins Lux zurückkehrte.

Als Ercoli-Togliatti am 18. Verhandlungstag über die «Aufgaben der Kommunistischen Internationale angesichts der Vorbereitung eines neuen Weltkrieges durch die Imperialisten» zu seiner grossen Rede anhub, brausten erneut Ovationen auf. Die Delegierten erhoben sich von ihren Plätzen und der Vorsitzende, Maurice Thorez, rief: «Es lebe die heldenhaft in der Illegalität kämpfende Kommunistische Partei Italiens und ihr Führer Ercoli!» Togliattis Rede nahm zwei Sitzungstage in Anspruch, und Wehner fand sie eher konventionell, denn aufrüttelnd Neues aussagend. Doch eingestreut in die umfassende Analyse der Weltlage, fanden sich gelegentlich Sätze von prophetischer Weitsicht. «Ein neuer imperialistischer Krieg um die Neuaufeilung der Welt ist nicht nur unausbleiblich, wird nicht

nur in allen Einzelheiten von jeder imperialistischen Macht vorbereitet, sondern kann von einem Tag auf den anderen entbrennen und uns plötzlich überfallen. Was für ein Krieg wird aber der neue Krieg sein? Wir wollen keine Prophezeiungen machen, wir können nicht voraussehen, was sich ereignen wird, wenn die vervollkommensten Zerstörungsmittel im Massenmassstab eingesetzt werden.

Wir wissen nur das eine, dass der nächste Krieg ein allgemeiner Krieg aller Länder sein wird, in dem der Unterschied zwischen Front und Hinterland verschwinden wird, dass es ein Krieg sein wird, der all das zerstört, was die Grundlage des Lebens einer modernen, kultivierten Nation bildet. Der nächste Krieg wird ein Krieg gegen die Arbeiter sein. Es wird ein faschistischer Krieg sein. Wir sind heute eine grosse Armee, die für den Frieden kämpft. Wie lange wir in der Lage sein werden, unseren Kampf für den Frieden fortzusetzen, das können weder wir noch irgendein anderer voraussehen. Vielleicht noch ein Jahr, vielleicht länger, vielleicht einige Monate. Es gilt, in jedem Augenblick bereit zu sein.»

Alles, was an Jubel, an Ovationen und Beifallsstürmen, an Zurufen und an Kampfliedern auf diesem letzten Kongress der Internationale erklang, verblasste angesichts der unmittelbaren Begeisterung und Wärme, mit der Dimitroff bei seinem mehrmaligen Auftreten empfangen wurde. Sein Bericht zum zweiten Punkt der Tagesordnung. «Die Offensive des Faschismus und die Aufgaben der Kommunistischen Internationale im Kampfe für die Einheit der Arbeiterklasse gegen den Faschismus» gab dem Kongress die neue Generallinie. Er geisselte das Sektierertum, die Selbstgefälligkeit, die unzulässige Unterschätzung der faschistischen Gefahr, die führende Parteien der Internationale an den Tag gelegt hätten. «War der Sieg des Faschismus in Deutschland unvermeidlich? Nein, die deutsche Arbeiterklasse hätte ihn verhindern können.» Er machte die Spal-

tung der Arbeiterbewegung für die Niederlage verantwortlich und verteilte die Schuld auf die Sozialdemokratie und auf die Kommunisten. Zur Frage der Verteidigung der bürgerlichen Demokratie unter der Bedrohung durch den Faschismus berief er sich auf Lenin, der geschrieben hatte: «Es wäre ein grundlegender Fehler zu glauben, dass der Kampf für die Demokratie imstande wäre, das Proletariat von der sozialistischen Revolution abzulenken oder sie in den Hintergrund zu schieben, zu verdunkeln und dergleichen. Im Gegenteil, wie der siegreiche Sozialismus, der nicht die vollständige Demokratie verwirklicht, so kann das Proletariat, das einen allseitigen, konsequenten und revolutionären Kampf für die Demokratie nicht führt, sich nicht zum Sieg über die Bourgeoisie vorbereiten.» Die Genossen müssten sich, fuhr Dimitroff fort, «vor allem von der schematischen Behandlung der Frage der Verteidigung der bürgerlichen Demokratie freimachen. Wir wollen, dass unsere Parteien in den kapitalistischen Ländern als wirkliche politische Parteien der Arbeiterklasse auftreten und wirken, dass sie tatsächlich die Rolle eines politischen Faktors im Leben ihres Landes spielen . . . und sich nicht auf Propaganda und Kritik allein und blosser Aufrufe zum Kampf um die Diktatur des Proletariats beschränken. Wir wollen ... die verhängnisvolle Isolierung der Arbeiterklasse selbst von ihren natürlichen Verbündeten überwinden. Wir wollen, dass die Kommunisten in jedem Lande alle Lehren aus ihrer eigenen Erfahrung, aus der Erfahrung der revolutionären Vorhut des Proletariats, rechtzeitig ziehen und auswerten.»

Das Hauptreferat Dimitroffs, seine Zusammenfassung der darauffolgenden Diskussion und Schlussansprache waren die Höhepunkte des Kongresses. Was viele der Delegierten schon seit Jahren angesichts der Bedrohung durch den Faschismus insgeheim oder im engen Kreis als den einzigen möglichen Ausweg aus der politischen Sackgasse, in die

die sozialistische Arbeiterbewegung geraten war, angesehen hatten, schien jetzt für alle Parteien Wirklichkeit zu werden: Einheitsfront – Volksfront. Endlich waren die Weichen richtig gestellt.

Dimitroff sprach einfach und ging den Fragen schonungslos auf den Grund – ganz in der «grossen Tradition Lenins auf dem II. und III. Weltkongress», schrieb Jules Humbert-Droz seiner Jenny in die Schweiz. Hinter Dimitroffs Sätzen stand «kein Bluff, sondern der bewusste und starke Wille, dem Faschismus durch die Sammlung aller antifaschistischen Kräfte den Weg zu versperren».

Wie ein frischer Wind fegten Dimitroffs Worte durch den Saal, reinigten die Internationale von allen Haarspaltereien und allem scholastischen Ballast, gaben ihr wieder ein klar gestecktes Ziel, eine neue Hoffnung, die Grundlage für eine fruchtbare Arbeit.

Der Kongress, schrieb Ernst Fischer nach Jahren «war nicht nur für mich, den aus der Sozialdemokratie Kommenden, das nahezu *körperliche* Erlebnis der internationalen Arbeiterklasse. In dieser grossen Zusammenkunft war Internationale nicht nur Lied, Hoffnung, Idee, sondern Gegenwart, sichtbare, spürbare Wirklichkeit. Kontinente im Aufbruch, Massen in Bewegung, zurückgeworfen, vorwärtsdrängend, von Woge zu Woge mächtiger, unaufhaltsam. Geschlagen in Italien, Deutschland, Österreich, war es uns, als träten wir aus einer Schlucht in die weit sich öffnende Welt.»

Wie Ernst mögen damals die meisten Delegierten empfunden haben. Die Begeisterung, die jener Kongress auslöste, beflügelte alle Teilnehmer und machte sie blind gegenüber den tatsächlichen Vorgängen. Dabei waren hinter den Kulissen bereits die ersten Säuberungen im Gange – und im Kolonnensaal sassen und jubelten eine Menge Leute, die nur wenige Monate später ausgejubelt hatten: Sie ver-

schwanden im Gefängnis, in der Verbannung, wurden «liquidiert».

Auf die insulare Wirklichkeit des Lux reduziert, öffnete sich die Welt nur jenen, die nach dem Kongress – abreisten. Sie konnten ihr Teil dazu beitragen, dass den Worten Taten folgten, dass die Begeisterung, mit der die Kommunisten und Antifaschisten in aller Welt die grosse Wende in der Kominternpolitik begrüßten, auch den erhofften Aufschwung im gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus brachte. Wiederum waren es die Franzosen, die darin die grössten Erfolge erzielten. Durch die konsequente Einhaltung der eigenen und Moskauer Marschroute erreichte Maurice Thorez, dass die zur Volksfront zusammengeschlossenen Parteien bei den Parlamentswahlen 1936 den Sieg errangen, die KPF ihre bisher 10 Sitze auf 72 steigerte und zur vitalsten politischen Kraft in Frankreich wurde.

In Spanien siegte bereits im Februar 1936 bei den Cortes-Wahlen die Volksfront und bildete eine Regierung, an der zum erstenmal auch zwei Kommunisten teilnahmen. Nur der Militärputsch General Francos, der von der spanischen Kolonie Marokko aus die legal zur Macht gekommene Volksfrontregierung zu beseitigen trachtete, nötigte dem spanischen Volk den blutigen Bürgerkrieg auf. Auch die deutsche Partei, für die der Kongress und die daraus zu ziehenden Lehren von geradezu lebenswichtiger politischer Bedeutung waren, entsandte ihre führenden Funktionäre – darunter nach der sogenannten «Brüsseler Konferenz», die sich in Wahrheit in der Datschenkolonie Kunzewo versammelt hatte, auch Herbert Wehner – in die Auslandszentren der politischen Emigration, nach Prag und Paris, um dort die Verhandlungen mit sozialdemokratischen Politikern aufzunehmen. Ernst Fischer unternahm den Versuch, den führenden Vertreter des Austromarxismus, Otto Bauer, der in die Tschechoslowakei emigriert

war, für den Zusammenschluss der «Revolutionären Sozialisten» mit den Kommunisten, für die Aktionseinheit zu gewinnen. Das lange Gespräch der beiden, die vor dem Februar 1934 so manche politische Aussprache bis zu ihrer gegenseitigen Entfremdung gehabt hatten, blieb leider ohne Ergebnis. Auch die anderen illegalen Parteien, wie die polnische, die italienische, suchten inner- und ausserhalb ihrer vom Faschismus heimgesuchten Länder die Einheitsfrontpolitik zu verwirklichen.

Mitten hinein in all jene hoffnungsvollen Ansätze brach im Vaterland aller Werktätigen mit unvorstellbarer Heftigkeit eine Seuche aus – die grosse Tschistka. Sie machte faktisch zunichte, was der VII. Weltkongress an zukunftsweisender Aufbauarbeit geleistet hatte, spaltete wiederum auf, was sich zu einer Einheit verschmelzen wollte, zersprengte die Front der Antifaschisten und fügte bis in unsere Gegenwart der Idee des Sozialismus unermesslichen Schaden zu. Vor allem die drei Schauprozesse waren es, die die Sympathisierenden im Ausland, die Intellektuellen und die parteitreuen Kommunisten selbst in Gewissens- und Glaubenszweifel stürzten. Denn die «Schlucht», aus der Ernst Fischer unter dem berauschten Erlebnis des VII. Weltkongresses herauszutreten vermeinte, füllte Stalin hinterücks mit Menschenopfern. Erst zwanzig Jahre später löf-tete Chruschtschow das Geheimnis, deckte Stalins Verbrechen und die mit teuflischer Durchtriebenheit inszenierte Täuschung auf, der bis dahin die Gutgläubigen erlegen waren. Seither hat eine umfangreiche Aufklärungsliteratur, zum Teil auch in der Sowjetunion, dafür gesorgt, dass weltweit das ungeheuerliche Ausmass der Tschistka bekannt wurde.

Für das Lux bedeutete die grosse Tschistka die schwerste Zeit in seiner Existenz. Schritt für Schritt, in immer engeren Kreisen, gingen die Säuberungskommandos gegen das

Haus vor, in dem sich, konzentriert auf engem Raum und nicht verstreut wie sonstwo in der Stadt, Hunderte von Ausländern befanden – Fremdkörper, eingekerkert von der Komintern, die Stalin seit jeher verachtet, als «Krämelerlader» bezeichnet hatte. Jener tödliche Schuss, der Sergej Kirow in den Rücken traf, zugleich Startschuss für eine beispiellose Verfolgungsjagd auf Menschen, die der Sache des Sozialismus treu ergeben waren: schien er nicht zu beweisen, dass das Hausgespenst Trotzki, furchterregend wie nie zuvor, wieder aufgetaucht war? Hatte nicht beim Prozess gegen «Das trotzkistisch-sinowjewistische, terroristische Zentrum», verhandelt vor dem Militärkollegium des Obersten Gerichtshofes der UdSSR vom 19. bis 24. August 1936, gegen Sinowjew, Kamenew und weitere vierzehn Angeklagte auch ein Mitarbeiter der Komintern und häufiger Lux-Besucher, ein gewisser Fritz David, alias Krugljanski, gestanden, dass Trotzki ihm in Kopenhagen persönlich den Auftrag gegeben hätte, einen Mordanschlag auf Stalin zu verüben? Zu diesem Zweck habe er sich Eintritt zum VII. Weltkongress verschafft, denn, so behauptete David in seinem Geständnis, «die zweite Direktive Trotzkis betraf den Umstand, dass dieser Terrorakt internationalen Charakter tragen muss, dass er auf einer internationalen Tagung verübt werden soll. Dieser Schuss müsse, nach einem Ausdruck Trotzkis, in der ganzen Welt Widerhall finden.»

Staatsanwalt Wyschinski: «Sie sind also in den Kongress hineingekommen?»

Fritz David: «Ja, ich war auf dem Kongress.»

Wyschinski: «Warum wurde der Terrorakt nicht ausgeführt?»

Fritz David: «In der Anklageschrift heisst es richtig, dass ich an Stalin nicht herankommen konnte.»

Das weitere Verhör ergab, dass es David nicht gelang, an das *Präsidium* heranzukommen und er dadurch nicht die Möglichkeit hatte, sich Stalin zu nähern.

In seinem Schlusswort sagte der Angeklagte Fritz David: «Ich möchte dem proletarischen Gericht versichern, dass ich Trotzki verfluche. Ich verfluche diesen Menschen, der mein Leben zugrunde gerichtet und mich zu diesen schweren Verbrechen getrieben hat.»

Bekanntlich wurden alle sechzehn Angeklagten dieses ersten Schauprozesses, in dem nicht ein einziger den Versuch unternommen hatte, die ihm zur Last gelegten Terroranschläge, darunter den Kirow-Mord, zu leugnen, zur Höchststrafe – Tod durch Erschiessen – verurteilt.

Obwohl die Anklage einzig und allein auf den widerspruchsvollen Aussagen und den Geständnissen der Angeklagten beruhte, glaubten auch im Lux so wie offenbar in der gesamten Sowjet-Öffentlichkeit die Menschen, dass alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Weder Vernunft noch Phantasie reichten aus, die teuflischste Justizkomödie unserer Zeit zu durchschauen.

Wilhelm Pieck dürfte während der Prozesstage kein gutes Gefühl gehabt haben, denn Fritz David, jenes «Monstrum eines trotzkistischen Verbrechers», war sein wichtigster Mitarbeiter bei der Abfassung des Berichtes für den VII. Weltkongress gewesen.

Bis in die oberste Hierarchie-Ebene der Lux-Bewohner drangen die NKWD-Kommandos jedoch nicht vor. Das frühere EKKI-Mitglied Bela Kun dagegen, der noch auf dem Kongress einen Diskussionsbeitrag geliefert hatte, holten sie aus seiner mit schönen antiken Möbeln ausgestatteten Privatwohnung, in der ich einmal 1934 zu Gast gewesen war. Als ich von seiner Verhaftung erfuhr, stand mir unwillkürlich sein Sohn vor Augen, ein 15jähriger Junge von ungewöhnlicher Schönheit, das rote Pioniertuch um den Hals, die Hand zum Gruss erhoben – wie ein «Erzengel der Revolution» war er mir erschienen; was mochte wohl aus ihm geworden sein? Allein seinetwegen überfiel mich Bangigkeit und Erbarmen . . .

Sie kerkerten den alten Rätekommunisten und Namengeber für die zahlreichen «Turkestaner» im Butirky-Gefängnis ein, weil «in der Lubjanka kein Platz mehr verfügbar war». Wie der abgesprungene GPU-Agent und Lux-Kenner Walter Krivitski in seinem Buch *Ich war in Stalins Dienst* bereits während des Zweiten Weltkrieges enthüllte, teilte Bela Kun seine Zelle mit 140 anderen Gefangenen, eine Zelle, die an sich schon eine Folterkammer war: Zwei Reihen Pritschen in dem überfüllten Raum, «die Leute konnten sich nicht ausstrecken, nur auf der Seite liegend schlafen, die Beine übereinander, ein Körper dicht an den anderen gepresst».

«Wenn Bela Kun zum Verhör geholt wurde, blieb er weit länger aus als irgendein anderer Gefangener. Der ‚Gestapospion‘ wurde der *Stehfolter tür* Zeiträume von 10 bis 20 Stunden unterzogen, bis er zusammenbrach. Wenn er in die Zelle zurückgebracht wurde, waren seine Beine so geschwollen, dass er nicht mehr stehen konnte. Nach jedem Verhör wurde sein Zustand schlimmer. Sein Gesicht war manchmal so dunkel, dass die anderen Insassen Mühe hatten, ihn zu erkennen. Die Wärter behandelten Bela Kun mit besonderer Brutalität.»

Trotzdem war Bela Kun angeblich zu keinem «Geständnis» zu bewegen. Seine schöne Frau Irene, eine kommunistische *grande dame*, wurde auf fast zwanzig Jahre zur Holzarbeit nach Magadan, dem berüchtigten Arbeitslager am Ochotskischen Meer, verschickt. Sie überlebte die furchtbaren Strapazen und kehrte ins volksdemokratische Ungarn zurück.

Einer der frühesten Lux-Bewohner und einziger mit einem Mandat seiner Partei ausgestatteter Delegierter auf Lenins Gründungskongress der Kommunistischen Internationale im März 1919, Hugo Eberlein, erlitt ein ähnliches Schicksal. Aino Kuusinen begegnete dem alten Lux-Freund mitten unter der Gefangenenschar im Hafen von

Archangelsk. Von dort aus wurde Eberlein wegen seines schlechten Gesundheitszustandes, wie auch andere Nicht-transportfähige, «hinter einem Gebäude erschossen». So war es dem Vertrauten Lenins nicht vergönnt, seinen letzten Wunsch zu verwirklichen: «Wenn wir hier rauskommen, werden wir *denen* gründlich Bescheid sagen!»

Der Schweizer Fritz Platten – seit 1924 im Lux –, der sich 1917 geradezu legendäre Verdienste um jene berühmte Fahrt Lenins und seinen Exil-Gefährten im plombierten Eisenbahnwaggon durch Deutschland ins revolutionäre Russland erworben hatte, wurde ebenfalls verhaftet. Er hatte sich der Sinowjew-Opposition angeschlossen. Als Jules Humbert-Droz bei seinem letzten Aufenthalt im Lux im Sommer 1938 nach ihm fragte, erhielt er die Antwort: «Haben Sie Vertrauen zur GPU? Wenn ja, brauchen Sie nicht zu wissen, was aus ihm geworden ist. Wenn nein – sagen Sie es.»

Jules schwieg. Als alter Freund Bucharins bangte er selber um sein Leben. Seine Rettung verdankte er Ercoli, der ihm in letzter Minute ein Ausreisevisum verschaffte. So konnte Jules auf immer das Land der Verheissung verlassen, in dem er so viele Jahre seine politische Heimat gefunden zu haben glaubte.

Dimitroff, der neue Oberhirte der Komintern, hat während der grossen Tschistka seine Herde nicht beschützen können. Die NKWD-Trupps räumten die Lux-Quartiere ebenso aus wie die Appartements im elitären Regierungshaus jenseits der Moskwa, wo er nun seine Wohnung hatte. Popoff und Taneff, die beiden Mitangeklagten im Reichstagsbrandprozess, der alte Wlachow, hitziger Kämpfer für ein freies Mazedonien – *seine* Bulgaren hatte man ebenso in die Massenzellen der Lubjanka gesteckt und der Vernichtung preisgegeben wie die Aberdutzende von Lux-Deutschen: «Kader-Müller», der gefürchtete Bluthund in der Kaderabteilung der Komintern und seine Gehilfin

Grete Wilde leisteten gründliche Arbeit für den Generalsekretär im Kreml, auf dessen Schreibtisch sich die Vollzugsmeldungen stapelten – bis die beiden selber von der Tschistka erfasst wurden.

Den alten Wlachow konnte Dimitroff retten, nicht aber die andern alle, zum Beispiel die Finnen Trilliser (bekannt unter dem Namen Moskwin), Mauno Heimo, Niilo Virtanen, das EKKI-Mitglied Manner Kullervo. Um sie hätte sich eigentlich Otto Kuusinen, Dimitroffs Hausgenosse, kümmern müssen. Doch Stalins «Graue Eminenz» im Kominternapparat hatte kein Verlangen, durch Interventionen für seine Landsleute und Parteikader den Boss im Kreml zu belästigen. Nicht einmal für seine Frau Aino unternahm er einen Rettungsversuch.

Und wie sah es bei den Jugoslawen aus? Ihr Hauptsprecher auf dem VII. Weltkongress, Milan Gorkic, wurde 1937 nach Moskau beordert. Offenbar wusste er nicht, dass Stalins «Organe» auch jene sowjetischen und Komintern-Kader in ihre Gewalt zu bekommen suchten, die sich im Ausland befanden. Wie man Ratten mit Speck in die Falle lockt, erging an sie unter irgendeinem Vorwand die Einladung oder Aufforderung, nach Moskau zu kommen, und viele gingen folgsam in diese Falle. So auch Gorkic. Einen Teil der Strecke fuhr er gemeinsam mit Fritz Glaubauf von Wien aus im Zug, dann verabschiedete er sich von ihm, um das Flugzeug nach Leningrad zu nehmen – und bei der Landung erwartete ihn dort das NKWD-Kommando! Auch Tito erhielt 1937 eine solche Aufforderung, leistete ihr jedoch aus welchem Grund auch immer nicht Folge; eine Entscheidung, die es ihm wahrscheinlich ersparte, in den Säuberungsstrudel zu geraten. Ein Jahr später, als er dann doch nach Moskau fuhr, wurde er von der Komintern, das heisst von Dimitroff, zum Generalsekretär seiner Partei bestellt.

Die drei Brüder Vujovic – Voja, Rado und Gregor –

wurden nacheinander im Lux verhaftet und verschwanden spurlos. Vojas Sohn, der unter dem Namen Michel Auclair bekannte französische Schauspieler, und Vojas Frau versuchten nach dem Krieg vergeblich, Einzelheiten über sein Schicksal zu erfahren. Die beiden Brüder Cvijic, Stjepan und Djuka, Mitglieder der recht umfangreichen jugoslawischen Kongressdelegation-letzteren lernte ich als häufigen Gast der Familie Walter Fischers im Schutzbundhaus kennen –, fielen nicht im Partisanenkampf gegen die Deutschen, sondern teilten *mit* den Deutschen das Schicksal der Tschistka-Opfer in Russland. Die mehrere hundert Funktionäre und Emigranten umfassende Kolonie der Jugoslawen in Moskau wurde in den Schreckensjahren so dezimiert, dass Tito, 1936 nach Paris abgereist, bei der Rekrutierung von Freiwilligen für die Inter-Brigaden, die der bedrohten spanischen Republik zu Hilfe kommen sollten, auf keinen Nachschub aus Moskau hoffen konnte. Die grosse Schar der jugoslawischen Spanienkämpfer kam aus dem Land selbst.

Lind wie erging es den Polen? Da musste sich einer schon sehr genau im Lux umschaun, wenn er in irgendeinem Winkel des «blitzsauberen» Hauses nach der grossen Säuberung noch einen Menschen polnischer Nationalität finden wollte. Lenski alias Leszczynski, Mitglied der EKKI, und Henrykowski – beide Sprecher auf dem Jubelkongress, im 5. Stock zuhause, unter dem Zimmer von Kurt Funk/Wehner, der zu seinem Schrecken eines Morgens das Siegel an Lenskis Tür bemerkte – wurden im Sommer 1937 verhaftet und kamen ums Leben. Walecki, neben Wera Kostrzewa und Warski, einer der «drei grossen W» der polnischen Partei –, verteidigte die polnische Bastion im Lux bis 1938. Dann geriet auch er ins Fangnetz des NKWD, und Dimitroff vermochte den alten Freund nicht herauszuholen.

Vielleicht bemühte er sich nicht einmal darum, weil er

wusste, dass Stalin seit den Auseinandersetzungen in der Polnischen Kommission des V. Weltkongresses (3.7.1924) hasserfülltes Misstrauen gegen jene Genossen hegte, die ihn kühn zurechtgewiesen hatten, wie die schöne Wera. Und noch dazu im Zusammenhang mit Trotzki, dessen «Riesenpopularität» ein «Kapital» für die Partei der Bolschewiki sei, das es auszunützen gelte, anstatt ständige «Spannung und Verhetzung» zu schaffen. «Ihr könnt manövrieren mal so, mal so. Aber von einer einzigen, unfehlbaren, absolut verbindlichen Methode kann hier keine Rede sein!» sagte sie damals Stalin und Molotow ins Gesicht.

Wera Kostrzewa, nach Rosa Luxemburg und mit ihr vergleichbar an Edelsinn und Geisteshaltung die hervorragendste Frauengestalt der polnischen Arbeiterbewegung, wurde angeblich auf persönlichen Befehl Stalins schon 1935 verhaftet. Mithäftlinge im Moskauer Gefängnis berichteten später, dass die schwer herzkrankte Frau siebzig Verhören standgehalten hatte.

Ein prominenter polnischer Lux-Bewohner überlebte jedoch die Tschistka, weil er gerade in einem polnischen Gefängnis sass: Jan Iwanjuk, Vater des unehelichen Töchterchens von Margareta, Tochter der Armbäuerin Marzanna Fornalska, die drei ihrer Kinder im Jahr «der schrecklichen Provokation oder des Irrtums» verloren hatte. Was der Fornalska niemand sagte, war, dass der «fürsorgliche Genosse Jan» in Wirklichkeit Boleslaw Bierut war, der, 1939 in die Sowjetunion entkommen, ein paar Jahre später von Stalin im diplomatischen Kampf der Alliierten um Polen zu einer Schlüsselfigur gemacht wurde: Als sich die westlich orientierte nationale Widerstandsbewegung gegen die Deutschen bereits in blutigen Aufständen manifestierte, liess Stalin den linientreuen Polen in das noch besetzte Warschau einschleusen, zur Verstärkung der sich unter Wladyslaw Gomulka neu formierenden polnischen KP. Nach dem siegreichen Vormarsch der Sowjetar-

mee übernahm Bierut die ihm zugedachte Rolle: Der Genosse Jan aus dem Lux wurde Polens erster Staats- und Ministerpräsident und besorgte tatkräftig den Sturz des Reformers Gomulka, der als Generalsekretär der PPR (1951 bis 1954) einen «polnischen Weg zum Sozialismus» suchte. Mitten während der Tagungen des XX. Parteikongresses der KPdSU, auf dem Chruschtschow seine berühmte Geheimrede hielt, traf Bierut der Schlag: Stalin auf der Anklagebank! Das überlebte er nicht.

Auf das stärkste Ausländerkontingent im Haus, die Deutschen, wurden die Organe in solchem Mass angesetzt, dass von hier aus der makabre Spruch in ganz Moskau in Umlauf kam: «Was die Gestapo von der KPD übriggelassen hat, das hat die NKWD aufgelesen!»

Natürlich wurden auch die Österreicher nicht verschont. Die Nachrichten von Verhaftungen im Schutzbundhaus und von Angehörigen der österreichischen Kolonie in Moskau waren alarmierend. Unter ihnen wütete die Tschistka fast ebenso willkürlich wie unter den anderen Ausländern.

Ernst, als Parteivertreter der KPÖ, versuchte anfangs, für den oder jenen ihm gut bekannten Genossen die Intervention Dimitroffs zu erreichen, aber anscheinend war der «Alte» selber nicht mehr imstande, gegen die Säuberungsseuche etwas zu unternehmen.

Da ich erst im Frühjahr 1938 im Lux eingetroffen war, zu einer Zeit, als die Säuberungswellen schon im Abebben waren, wusste ich faktisch sehr wenig darüber. Meine – relative – Unbefangenheit und Sorglosigkeit gegenüber dem Leben im Lux und dem, was sich darin an Tragödien abgespielt hatte, erhielt erst dann einen kräftigen Stoss, als Ernst - ich glaube, es war im Herbst 1938- eines Abends von der Kominternarbeit heimkam und mir, leichenfahl, sagte, er habe durch einen Kassiber, den der verhaftete Österreicher Gustl Deutsch aus dem Gefängnis herausschmuggelte, er-

fahren, dass dieser ihn schwer belastet habe: Ernst sei an einem Mordanschlag auf Stalin beteiligt gewesen! So abenteuerlich und absurd die offenbar erpresste Beschuldigung war – die Warnung musste ernst genommen werden. In diesem Fall sagte Dimitroff sofortigen Einspruch zu: «Sie werde ich retten können, aber die ändern . . .?» In der Tat wurde Ernst nicht einmal weiter über diese hochgefährliche Angelegenheit befragt. Interventionen konnten also doch manchmal etwas bewirken.

Als eine österreichische Genossin, die ich gar nicht kannte, mich im Lux aufsuchte mit der Bitte, mich doch für ihre verhaftete Schwester einzusetzen, sprach ich mit Dimitroffs Gehilfen Ponomarjow darüber. Ich sagte ihm wahrscheinlich mit erstaunlicher Unbekümmertheit: «Was kann denn so ein armes jüdisches Mädchen aus Wien Schlimmes getan haben? Das ist doch geradezu idiotisch. Können Sie da nicht etwas unternehmen?» Und Ponomarjow – das muss man ihm auch in anderen Fällen zugute halten – unternahm etwas. Das Mädchen kam frei und kehrte zur Familie nach Moskau zurück.

In den Gefängnissen von Moskau hatte das Lux bald eine zweite Dependence. Hier trafen sich in den Massenzellen, den «Folterkammern», die gewaltsam Ausgesiedelten und fragten einander erstaunt: «Was, dich haben sie auch geholt? Was werfen sie dir denn vor?!» In wie vielen Fällen bei den Verhören der Name Trotzki in den verschiedensten Kombinationen auftauchte, haben später zahlreiche zurückgekehrte Lagerhäftlinge berichtet. Ein Fall, der im Lux alle Gemüter bewegte, war die Verhaftung von Zenzi Mühsam, Frau des deutschen Dichters Erich Mühsam, der im KZ Oranienburg nach schweren Folterungen im Juli 1934 Selbstmord begangen hatte. Ihr und angeblich auch ihrer Reisegefährtin, der deutschen Schauspielerin Carola Neher (die nicht im Lux wohnte), hatte der Militärapparat-Mann und Trotzki-Anhänger Erich Wollenberg im

August 1935 vor der Abreise von Prag nach Moskau verschlossene Briefe mitgegeben, die sie bei den Adressaten persönlich abliefern sollten. Carola Neher, auf einer Datscha ausserhalb Moskaus verhaftet, kam ums Leben; Zenzi Mühsam, zweimal verhaftet, überlebte die langen Lagerjahre, ohne ihre geistige Vitalität wiederzufinden.

Wie viele Luxianer während der grossen Tschistka den Weg in den Tod, in die Gefängnisse, in die Straf- und Arbeitslager des Archipel Gulag gehen mussten, lässt sich nur schätzen, da verbürgte Zahlenangaben fehlen. Es dürften an die hundert gewesen sein.

Die Davongekommenen gingen, wie üblich, morgens zur Arbeit und kehrten abends in ihr Getto zurück, spielten bis zum Schlafengehen – allmählich die Angst vor der Nacht verlierend – mit dem Zimmergenossen oder Nachbarn ein paar Partien Schach, Domino, Mühle oder «Schiffe versenken», jenes friedliche Schreibspiel, das seit den kriegerischen Ereignissen in Europa in Mode gekommen war. Draussen in der Welt hatte der Spanische Bürgerkrieg mit dem Sieg Francos geendet, die Tschechoslowakische Republik war eine Beute Hitlers geworden – ohne Krieg. Ins Lux kam neues Leben – abermals zogen Geschlagene ein, aber Menschen, die nicht von der Angst ausgehöhlt waren, weil sie die Schrecknisse der Tschistka nicht unmittelbar miterlebt hatten, sie allenfalls aus der Presse und vom Hörensagen kannten, die Spanier, die Sudetendeutschen, die Tschechen, die Slowaken, die Österreicher und die Deutschen, die von ihren Prager und Pariser illegalen Parteistützpunkten anreisten; und jene internationalen Kader im Spanischen Bürgerkrieg, für die das Lux schon seit Jahren Ausgangs-, Zwischen- und jetzt Endstation war.

Mit ihrem Einzug verwandelte sich das «Ausländerhotel» an der Gorkowa in das «Emigrantenhotel» in Moskau.

Zu diesem Zeitpunkt, im Jahr 1939, hatte Stalins Freund Berija, seit 1938 Nachfolger Jeshows als Volkskommissar des Inneren, den Einsatzkommandos des NKWD anscheinend untersagt, weiter gegen das Lux vorzugehen. Wer jetzt in die frei gewordenen Quartiere einzog, erfuhr wohl in den seltensten Fällen, dass da ein früherer Bewohner in der Nacht aus seinem Bett geholt oder am helllichten Tag aufgestört wurde. Und die Nachbarn hüteten sich, die Neuankömmlinge darüber aufzuklären. Wie zu allen Zeiten im Lux, gehörte es zu den ungeschriebenen, aber eingehaltenen Gesetzen im Haus, nichts von dem verlauten zu lassen, was auf die Sowjetunion, auf die Massnahmen von «Partei und Regierung» ein «falsches Licht» werfen könnte.

Während nun unsere heimischen grünen Einsatzkommandos wenigstens, was unser erhabenes Gebäude betraf, in Ruhstellung gingen, bezogen andere Einsatzkommandos in anderen Uniformen sozusagen Wartestellung: Sie erhielten nach dem geheimen Freundschaftspakt zwischen Hitlerdeutschland und der Sowjetunion ein rosarotes, handliches kleines Buch von 316 Seiten mit der Aufschrift «Geheim! I» zugesteckt. Es enthielt für den europäischen Teil der UdSSR, neben einem «Sachverzeichnis» (grünes Papier) und einem «Ortsverzeichnis» (rosa Papier), ein «Personenverzeichnis» (weisses Papier) mit 5254 Nummern- «nach dem Schulalphabet geordnet», wie es in den «Erläuterungen» heisst, wobei «Sch, Sp, St und S als selbständige Buchstabengruppe behandelt» wurde. Der ungenannte Herausgeber des Büchleins war das *Reichssicherheitshauptamt* (RSHA), errichtet per Erlass vom 27.9.1939 durch den Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler. In diesem Fahndungsbuch nach Personen in der Sowjetunion, die «vom sicherheitspolizeilichen Standpunkt aus als gefährlich betrachtet werden», wurde dem Lux (ungewollt) die Ehre zuteil, dass seine als «trotz-

kistische Spione», «Gestapo-Spione», «imperialistische Agenten», «Volksverräter», «Volksfeinde», «Sowjetfeinde», (kurzum: Ratten) verhafteten Insassen in Wahrheit als gefährliche Nazigegner galten.

Was siebzehn Jahre später, 1956, durch die Geheimrede Nikita Chruschtschows auf dem XX. Parteitag der KPdSU eingeleitet und von den meisten betroffenen Parteien beherzigt wurde, nämlich die (in vielen Fällen postume) *Rehabilitierung der* zu Unrecht verurteilten Genossen, hatte das Reichssicherheitshauptamt somit ungewollt vorweggenommen, in dem kleinen rosaroten Buch, das mit sicherheitspolizeilicher Akribie erstellt worden war: Familienname, Vornamen, akademische Grade, Staats- und Rassezugehörigkeit, Decknamen, Geburtszeit und -ort, Beruf, Wohnort, Strasse und Hausnummer, sachbearbeitende Dienststellen. Beim genauen Durchblättern steigt unwillkürlich der Verdacht auf, dass Himmler seine Information auch aus dem sowjetischen Geheimdienst bezog.

Allerdings klappte die doppelte Buchführung über staatsgefährdende Personen und Volksfeinde nicht ganz. Während die NKWD-Zentrale (unter vielen vielen anderen) bereits eine erkleckliche Anzahl von Lux-Bewohnern auf ihrem Haben-Konto hatte, figurierten sie noch auf dem Soll-Konto des RSHA. So hatten die NKWD-Organen unter anderen schon längst in ihren Händen oder liquidiert:

Flieg, Leopold (Deckname: Laufen, Leo Jürgens Adolf), 5.11.93 Berlin, Schriftsteller, Kaufmann.

Kippenberger, Karl Hans (Deckname: Heini, Adam, Alex, Franz, Alex Wedler, Seiler, Wolf, Nickel, Räh-nisch), 15.1.98 Leipzig, Journalist. [Leiter des Abwehrapparates der KPD, Teilnehmer am VII. Weltkongress.]

Khun, Bela (Deckname: Karl Hermann), 20.2.86 Szilagyesch, Journalist, Moskau.

Kurella, Heinrich, 21.6.05 Ahrweiler, Schriftsteller, Moskau. [Bruder des Schriftstellers Alfred Kurella.]
Neumann, Heinz, 6.7.02 Charlottenburg, Mitgl. d. EKKI.
Remmele, Otto, 15. 11. 80, Ziegelhausen, Mitglied des EKKI, Moskau (Podolsk).

Die Mehrzahl der auf dem Soll-Konto des RSHA stehenden Lux-Bewohner *entging* sowohl den NKWD-Organen als auch dem RSHA, dessen Einsatzkommandos bekanntlich Moskau nicht erreichten, zum Beispiel:

Fischer, Ernst (Deckname: Wieden), 3.7.99 Komotau, Redakteur, Hotel «Lux».

Florin, Wilhelm, 16.3.94 Köln, Funktionär der Komintern.

Fürnberg, Siegfried (Deckname: Hofkirchner, Ludwig), 16.5.02 Eggenburg, Schriftsteller, Hotel «Lux».

Glaubauf, Fritz, 7.6.01 Graupen.

Gottwald, Clement, 23.11.96 Didezer, Sekretär des EKKI und ehemaliger Leiter der KPC.

Ibarruri, Dolores (Deckname: Pacionara), Mitglied des EKKI.

Koplenig, Hilde, Dr., 31.8.04 Karolinen, Hotel «Lux».

Koplenig, Johann, 15.5.91 St. Lorenzen, Leiter der KPÖ, Hotel «Lux».

Pieck, Wilhelm, 3.1.76 Guben [mit sämtlichen Angehörigen].

Slansky, Rudolf, 3.7.01 Nezvestin, Redakteur.

Smeral, Bogumil, 25.10.80 Trebitsch, Mitglied des EKKI.

Togliatti, Palmiro (Deckname: Ercoli), 26.3.93 Genua, Mitglied des EKKI.

Ulbricht, Walter Ernst Paul, 30.6.93 Leipzig, Parteisekretär, ehern. Reichstagsabgeordneter der KPD.

Wehner, Herbert (Deckname: Stern, Müller, Kurt), 11.7.06 Dresden.

Winzer, Otto (Deckname: Lorenz), 3.4.02 Reinickendorf, Schriftsetzer.

Zaisser, Wilhelm (Deckname: Reissner, Werner), 20.6.93 Rothhausen, Lehrer. [Bekannt geworden als General Gomez im Spanischen Bürgerkrieg.]

Die Hauptfahndung galt Georgi Dimitroff unter den verschiedensten Decknamen, aber immer mit dem gleichen Geburtsdatum: 18.6.82 Radomir, Bulgarien, Generalsekretär des Vollzugsausschusses der Komintern.

Stalin, der Ovationenempfänger des VII. Weltkongresses, fand gezwungenermassen durch die alphabetische Reihenfolge seinen Platz zwischen zwei Lux-Bewohnern, dem Münchner Mechaniker Richard Staimer und der Stenotypistin Erna Stamm aus Barnim:

Stalin-Koba, Josef Wissarionowitsch, 21.12.1879 Gori (Gouv. Tiflis), Gen. Sekr. d. KP, Vors. d. Boi.-Partei, Vors. d. Orgbüros d.Z.K.

Das Lux geht aufs Land

Seit eh und je verliessen die Moskauer Bürger ihre Stadt, sobald die glutheissen Sommermonate auf sie zukamen. Mit Sack und Pack, Babuschka und Kind zogen sie aus ihren buntbemalten Holzhäusern aus und, einige Werst in jeder Himmelsrichtung vom dörflichen Stadtrand entfernt, in ebensolche bunten Holzhäuser ein: die Datschas. Hier, mitten im unendlichen Waldgürtel, reich an Flussläufen, Seen, Badegewässern jeder Art, wurden sie einen Sommer lang in den Hunderten, ja Tausenden von Häuschen, die verstreut um eine Siedlung oder bis tief in den Mischwald hinein vor der sengenden Sonne Schutz boten, zu – Datschniki.

In zaristischen Zeiten konnte sich ein solches Sommervergnügen gewiss nur eine verhältnismässig kleine, sozial bevorzugte Schicht der Moskauer Bevölkerung leisten.

Da sich das kontinentale Klima mit seinen heissen, trockenen Sommern und strengen, schneereichen Wintern als konservativstes Element in allen über Russland hinweggegangenen Stürmen, so auch im Grossen Oktobersturm behauptete, ging der traditionelle Auszug der Moskauer aus ihren unterdessen zu Beton erstarrten kommunalen Häusern und Ziegelbauten älteren Datums wiederum vonstatten, nachdem sich die nachrevolutionären Verhältnisse konsolidiert hatten, Ordnung und Sicherheit eingekehrt waren.

Von den Betrieben, von der Stadtverwaltung und staatlichen Institutionen, wie Gewerkschaften usw., gefördert, zog nun eine proletarische Generation von Moskauern abermals mit Sack und Pack, Babuschka und Kind, hinaus

in den Wald – und so wird es wohl in alle Ewigkeit weitergehen.

Die althergebrachte Ausrüstung – das segeltuchbezogene Datschenbett (eine Art Campingliege), der Petroleumkocher, der «Primus» (ein Spirituskocher) – erlag nicht dem Wandel der Zeit, dem Vordringen der Zivilisation, und vererbte sich ebenso weiter wie die Verhaltensgewohnheiten: Der Datschnik macht Lärm, meist musikalischer Art, mit Balalaika und Ziehharmonika, auch das Kindergebrüll kann ähnliche Phonstärke erreichen, er ist gesellig, gastfreundlich und mehr oder weniger trinkfest. Auch dort, wo Lenins Formel «Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung» schon zu Glühlampen und Elektrokochern geführt hatte, deckte er sich mit Petroleum ein: Es blieb unerlässlich für die Wanzenvertilgung. Holzbohlen sind eine Brutstätte ohnegleichen für jene winterharten Kleinsttiere, und sie freuten sich offenkundig von Jahr zu Jahr auf ihre selten ausbleibenden Datschniki. In blutgierigen Scharen boten sie ihnen beim Einzug Willkommen, obwohl der Mensch, das blutrünstigste, das hinterfotzigste aller Tiere, seine mitgebrachte stinkende Flüssigkeit aus eigens zu diesem Zweck hergestellten Pistolen verspritzte. Ohne für längere Zeit Sieger zu bleiben! Der Kleinkrieg dauerte an bis der Herbst kam, die Datschniki auszogen, die Wanzen wieder ihre Ruhe hatten und der nächsten Saison, platt wie ein graues Konfettischnitzel, entgegenwinterten.

Die Moskauer Ausländer, anpassungswillig und -fähig an russische Gepflogenheiten, gingen ebenfalls «auf Datsche». Privat oder unterstützt von ihren Arbeitsstellen, machten sie sich schon im Frühjahr auf die Suche nach einem geeigneten Holzhäuschen, womöglich in der näheren Umgebung, denn die morgendliche Fahrt zur Arbeit und die abendliche Rückfahrt in den überfüllten Vorortzügen gehörte nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Dat-

schenlebens. In Trauben hingen die Menschen auf den Trittbrettern, kämpften verbissen um jeden Zentimeter Halt für ihre Zehen und Finger. Was sich drinnen in den Wagons abspielte, ist schon einfach deswegen unschilderbar, weil Ausländer erst nach jahrelanger Übung die nötige Fertigkeit im Gebrauch ihrer Ellbogen und ihres Hintern erlangten, um überhaupt hineinzukommen.

Alles das wurde den Lux-Bewohnern teils vergönnt, teils erspart. Eingezwängt in ihr relativ komfortables Getto, fernab vom sonstigen russischen Leben, dennoch der Privilegien für würdig befunden, die hochgestellte sowjetische Apparatschiks gleichfalls genossen, gab es eine Reihe von Funktionären und Mitarbeitern der Komintern, die einem Datschenleben in freier Wildbahn nicht ausgesetzt wurden, sondern in geschlossenen und bewachten Datschenterritorien die Sommermonate verbringen durften. (Verwandte, mit Ausländern bestückte Institutionen, wie das Internationale Agrar-Institut, das Marx-Engels-Institut, das Moskauer Radio-Komitee etc. öffneten zusätzlich mit ihrem eigenen Verteilungsschlüssel die Pforten zum Gehege.) Auf der Stufenleiter von Privilegierten, Minderprivilegierten, Unterprivilegierten, von Zurückgesetzten, geflissentlich Übersehenen und solchen, die sich, bitte, selbst darum kümmern sollten, wo sie zu übersommern gedächten – sei es im Lux oder bei Freunden, die in einem Datschenort wohnten –, standen diese «verdienten Genossen» ganz oben.

Zuständig für die Einweisung war eine eigene Kominternkommission, der auch die Vergabe von Kuraufenthalten und Kinderferienplätzen oblag; sie hatte sich mit der heiklen Frage zu befassen, wer worauf ein Anrecht besäße. Dass die jeweilige Entscheidung, auf dieser oder jener Liste zu figurieren (oder auf gar keiner), nicht immer als Gottes Ratschluss hingegenommen wurde, war bei den Genossen verständlich, die sich benachteiligt fühlten oder den Ehr-

geiz hatten, in der hierarchischen Sommerdatschenordnung aufzusteigen. Sie protestierten, nützten Verbindungen zu höheren Funktionären, schrieben Eingaben an die Kommission. Manchmal mit Erfolg.

Die Bescheidenen, die Ängstlichen, die zu allem Ja-und-Amen-Sagenden, aber auch die Hochmütigen, die Resignierten, trugen ihren Stachel im Herzen und nicht auf der Zunge. Sie verblieben in ihren Lux-Zimmern, hängten tropfnass ihre Betttücher vor die Fenster, um die Hitze abzuwehren (abends mussten sie wieder trocken sein, Reservettücher gab es nicht), und fuhren zum Wochenende wie Abertausende datschenlose Moskauer in den überfüllten Vorortzügen an irgendeinen Badeplatz.

Das Gerangel um Ferienplätze, Erholungsheim- und Datschenzimmer setzte gleich nach den 1.-Mai-Feiern ein und zog sich über den ganzen Wonnemonat hin, ungeachtet des politischen Klimas, das gerade herrschte. Europa brannte schon an allen Ecken und Enden im Zweiten Weltkrieg, der Nichtangriffspakt Stalins mit Hitler-Deutschland brachte selbst die vertrauensvollsten Gemüter nicht über die Furcht hinweg, dass der Krieg dennoch auf die Sowjetunion übergreifen würde – das Datschenverteilungssystem wurde davon nicht betroffen, kam zeitgerecht in Schwung. So, wie alle Jahre wieder, zogen Lux-Leute auch Anfang Juni 1941 in den ihnen zugewiesenen Wald.

Die Gunst wurde nicht umsonst vergeben, zumal verdiente Genossen im Allgemeinen ja auch gute Verdienner waren. Zur Aufbesserung ihres Arbeitseinkommens brauchten sie nur zur Feder zu greifen. Ein Artikel mehr, eine politische Broschüre – und schon waren die sommerlichen Unkosten eingebracht. Nahte also der Datschen-, der Ferientermin, wurden die sonst Schreibfaulen plötzlich fleissig und sondierten alle Möglichkeiten journalistischer Betätigung.

In der frühesten Lux-Zeit, 1920, als dort zuerst Vertreter der kommunistischen Jugend und Mitarbeiter der technischen Hilfsapparate für den Zweiten Weltkongress der Kommunistischen Internationale untergebracht waren, während die ausländischen Delegierten und Zaungäste noch grossteils auf die Hotels «Bolschoi Parish» und «Maly Parish», auf das «National» und «Metropol» verteilt wurden, in jener Zeit des Hungers und der nachrevolutionären Wirren, wäre nicht einmal für eingeborene Moskauer der Auszug in die umliegenden Wälder denkbar gewesen: *sie brannten!* Angezündet von rebellischen, der jungen Sowjetmachtfeindlich gesinnten Bauern, von marodierenden Soldaten, versprengten «Weissen» und sonstigen «Banditen», brannte der Wald bis in die Herbststregenperiode hinein.

Dichte weisse Rauchschwaden lagen rund um Moskau, als der Zweite Weltkongress von Petrograd in den Thronsaal des Kreml übersiedelte und unter Lenins Vorsitz seine Tagungen im Juli/August 1920 abhielt. Nachts umgürtete unheimlicher Feuerschein wie eine rote züngelnde Schlange die ganze Stadt.

Ilona Duczynska, die alte Revolutionärin und ehemalige Sekretärin von Radek, erzählte mir in diesem Zusammenhang, dass einige ausländische Delegierte die russischen Genossen nach der Ursache jener ausgedehnten Waldbrände gefragt, und da schon damals gerne die Wahrheit vertuscht wurde, zur Antwort bekommen hätten: «In trockenen Sommern brennen bei uns immer die Wälder – durch Selbstentzündung.» Trotz dieser ehrlich klingenden Auskunft seien aber doch manche Delegierte, «denen der Feuerschein und die Rauchschwaden ins Hotelzimmer folgten», sehr verschreckt gewesen und sie wären verunsichert – «ob sich das hier hält, ist noch die Frage . . .» – in ihre Länder zurückgefahren.

So entging ihnen der Besuch des ersten (verbürgten) Er-

holungsheims der Komintern, das sich, etwa 20 Werst von der Stadt entfernt, an der Strasse von Klin befand: Illinskoje, der ehemalige Landsitz des Grossfürsten Sergej. Alfred Rosmer, als französischer Syndikalist Kongressdelegierter und mit Jules Humbert-Droz einer der frühesten Lux-Gäste, verbrachte dort einige erholsame Tage, die ihm, wie er schreibt, erlaubten, «interessante Feststellungen zu machen».

Vorerst fiel ihm der Kontrast «zwischen innen und aussen» auf. Das in seinen Dimensionen imposante Hauptgebäude, von im Park verstreuten kleinen Datschas umgeben, war im Innern «äusserst einfach, sogar ärmlich eingerichtet. Der Krieg hatte alles ausgeräumt; die Schlafstellen bestanden aus Strohsäcken, die auf dem Boden lagen, und das Essen war wie üblich von äusserster Bescheidenheit. Aber welche freundschaftliche und fröhliche Atmosphäre herrschte hier!

Alles trug dazu bei. Um Licht zu sparen, verlängerten wir die Teestunden in die lauen Sommernächte hinein, versammelten uns in dem Hauptgebäude, wo sich dann die vielfältigen künstlerischen Begabungen, die den Russen so eigen sind, Phantasie und Einfallsreichtum in Belustigungen aller Art auslebten. Und dazu all die Lieder, diese unvergleichlichen russischen Volkslieder, die von den benachbarten Dörfern durch die Nacht zu uns herüberklangen.»

Dass die ehemals grossfürstliche Enklave Illinskoje, nachdem die Komintern sie notdürftig für ihre Sommergäste eingerichtet hatte, von Tschekisten und Rotgardisten streng bewacht wurde, verwunderte niemanden. Es war eine Selbstverständlichkeit – nicht der Rede wert. Wer Bewegungsfreiheit suchte, fand sie in dem weitausgedehnten, verwilderten Park.

Noch in den späteren zwanziger Jahren war das Datschenleben, speziell für Lux-Bewohner, mit Risiken ver-

bunden. Einbrecher, Gelegenheitsdiebe vermuteten bei Ausländern zu Recht besondere Schätze.

Damals befand sich das geschlossene Datschenterritorium der Komintern in Serebrjanyj-Bor, was so viel wie Silberwäldchen heisst. Der Ort liegt westlich von Moskau in einer grossen Schlinge der Moskwa mit ihren vielen Einzugsgewässern, so dass sich reichlich Bademöglichkeiten boten. Dort befand sich auch das berühmte, vor allem bei den Deutschen sehr beliebte Nudistenbad, wo ich 1934 zum ersten Mal in meinem Leben gezwungen wurde, vor allen Augen jede Hülle abzustreifen, weil sich Bela Kun auch nicht genierte, seinen grossen nackten Bauch herzuzeigen, und wo die Frau Fritz Heckerts, des deutschen Parteivertreters, mit baumelnden Brüsten Schleiertänze zum Vergnügen der ganzen Nudistengesellschaft vorführte.

Das Risiko, auf jenem Territorium überfallen und ausgeraubt zu werden, sollten bewaffnete Wächter herabmildern. Nicht immer mit Erfolg. Aino Kuusinen berichtet, dass sie Ercoli (Togliatti) zusammen mit seiner eben aus dem Ausland eingetroffenen Familie nach Serebrjanyj-Bor in die komfortable Kuusinen-Datscha eingeladen habe, damit sie nicht die heissen Sommermonate im Lux verbringen mussten.

«Togliatti nahm mein Anerbieten dankbar an, und es wurde für ihn und seine Familie im zweiten Stock (nach europäischer Einteilung erster Stock) ein Schlafzimmer bereitgemacht, das ein grosses Fenster und einen Balkon mit Blumenkästen besass. Am frühen Abend kamen Togliatti und seine Familie an und gingen zeitig zu Bett. Ich hatte der Frau des Chauffeurs aufgetragen, am nächsten Morgen das Frühstück für die Gäste zu bereiten, aber als ich erwachte, war im Hause alles still. Später sah ich die Frau und fragte, ob unsere Gäste ihren Morgenkaffee bekommen hätten. Sie erwiderte, sie hätte den ganzen Morgen ge-

wartet, aber es sei kein Laut aus dem Fremdenzimmer zu hören gewesen, und sie hätte nicht anzuklopfen gewagt, da Frau Togliatti wahrscheinlich von der Reise erschöpft wäre.

So warteten und warteten wir, bis ich mich endlich ungefähr um zwölf Uhr mittags entschloss, nach unseren Gästen zu sehen. Togliatti antwortete auf mein Klopfen, sagte aber, er könne nicht zur Tür kommen, da er unbekleidet sei: alles, was sie besaßen, war während der Nacht gestohlen worden! Als ich öffnete, erblickte ich alle drei mit bis ans Kinn hochgezogenen Decken im Bett. Nicht nur waren ihre Koffer und ihre gesamte Bekleidung gestohlen, sondern auch ihr Geld, ihre Uhren und die Brieffaschen. Offenbar waren, während die Bewohner in tiefem Schlaf lagen, die Diebe über den Balkon und durch das offene Fenster in das Zimmer geklettert und hatten alles an sich genommen. Glücklicherweise hatte Togliatti einige Kleidungsstücke im Hotel Lux, die wir vom Chauffeur holen liessen. Aber es war nicht so leicht, für Frau Togliatti das Passende zu finden. Sie hat sicher niemals dieses Entrée in das Leben der Sowjetunion vergessen.»

Auch Jenny Humbert-Droz erzählte mir von ähnlichen Vorfällen am gleichen Datschenort, wo Ende der zwanziger Jahre fast alle führenden Kominternfunktionäre mit ihren Frauen und Kindern übersommerten.

So hätten sie eines Morgens Tränen gelacht, als der Tscheche Bohumir Smeral, – damals noch Junggeselle, seines trotz der Mangelzeiten riesigen Bauches und seiner Ängstlichkeit wegen ständig gehänselt – verzweifelt um Hilfe rief, weil ihm in der Nacht seine Kleider gestohlen worden waren, natürlich mitsamt seiner immens weiten Hose.

Schadenfroh nach beiden Seiten, ergötzten sich die übrigen Datschen-Kolonisten an der Vorstellung, dass «der Dieb, der nachts in sein Zimmer eingestiegen war, wohl

nicht viel mit so einer Ausländerhose, in die zwei Russen hineingepasst hätten, anfangen konnte».

1928 wurde das «Banditentum» besonders arg. Im russischen Dorf waren nach Beginn der verschärften Zwangskollektivierung so harte Zeiten angebrochen, dass der «Banditismus» die Wälder um Moskau wiederum höchst unsicher machte. Bauern, als «Kulaken» ihres Besitzes an Boden und Vieh beraubt, taten sich zu herumstreifenden Räuberbanden zusammen, die auch vor blutigen Gewalttaten, vor «Massakern», wie es hiess, nicht zurückschreckten.

Auf dem 15. Parteitag der Sowjetischen KP im Dezember 1927 war nämlich «nach allseitiger Erörterung» beschlossen worden, «die Kollektivierung der Landwirtschaft allseitig zu forcieren . . .» und «die Offensive des Sozialismus an der ganzen Front vorzubereiten». (Im Gefolge dieser, von Stalin initiierten Offensive, der auf diesem Parteitag nach vorangegangenen innerparteilichen Kämpfen seine Alleinherrschaft gefestigt hatte, sollen in den kommenden Jahren etwa elf Millionen Bauern Hungers gestorben sein. So behauptet es wenigstens der Österreicher Alexander Weissberg, der diese ungeheuerliche Zahl im Gefängnis von mitinhaftierten russischen Parteifunktionären erfahren haben will.)

Jedenfalls: Wo es eine «Front» gibt, gibt es Gegner hüben und drüben. Und Bauern, die sich der Forcierung erbittert widersetzen, sich nicht in die Kolchosen eingliedern oder in die Verbannung verschicken lassen wollten, sahen nach Verlust von Haus und Hof offenbar keine andere Alternative, als dem Sowjetregime und seinen Anhängern, also auch den verdammten Ausländern, die für die Kommunistische Internationale arbeiteten, blutige Rache anzusagen.

Den Datschenbewohnern in Serebrjanyj-Bor wurde daraufhin verboten, ohne Bewachung und Bewaffnung

durch den Silberwald zu gehen. In der «Mochowaja», dem damaligen Sitz der Komintern, fanden im Keller Schiessübungen statt, damit die ausländischen Datschniki sich notfalls selbst verteidigen konnten.

Auch Jenny, die resolute junge Frau und Löwenmutter von zwei kleinen Kindern, erhielt einen Revolver und lernte damit umzugehen.

Eines Nachts wachte sie vom Schreckensgeschrei ihrer kleinen Zou-Zou auf, die schutzsuchend ins Zimmer der Mutter geflüchtet kam und zitternd vor Angst behauptete, ein «Bandit» habe versucht, durchs Fenster ins Kinderzimmer einzusteigen.

Jenny ergriff ihren Revolver, weckte die Nanja, das Kindermädchen, übergab die Kleinen ihrer Obhut, kontrollierte, ob alle Fenster der Datscha geschlossen waren, und trat dann über die Veranda, deren Tür sie hinter sich verschloss, in die schwarze Nacht hinaus. Als sie nichts Verdächtiges bemerkte, streifte sie schliesslich in immer grösseren Kreisen um die Datscha herum, suchte den Silberwald nach dem «Banditen» ab – allerdings ergebnislos: sie bekam ihn nicht vor den Revolver. Auch den Wächter, der tagsüber stundenlang auf seiner Balalaika spielte, anstatt sich aufs Ohr zu legen, da er doch nachts bewaffnet seine Runden von Datscha zu Datscha machen musste, konnte sie nirgends entdecken.

Dieses Datschenerlebnis war so aufregend, dass es die Beteiligten, auch die kleine Zou-Zou, heute Schauspielerin in Zürich, nach fast fünfzig Jahren noch mit allen Einzelheiten in Erinnerung haben.

Das Kominternratschenreservat Serebrjanyj-Bor wies immerhin noch einige Ähnlichkeit mit dem üblichen Moskauer Datschenleben auf. Zwar hatten die Familien Hausangestellte, erhielten Sonderzuteilungen von Lebensmitteln, die «Pajoks», aber sie wirtschafteten selbst eifrig, und die Kinderschar konnte noch nicht in die erst später in grös-

serer Anzahl entstehenden Pionierlager abgeschoben werden. Als im Silberwäldchen für die zahlreicher und sesshafter gewordene Lux-Gentry nicht mehr genügend Platz war, wurde in den dreissiger Jahren ein genereller Auszug nach Kunzewo vorgenommen und gleichzeitig ein anderes Regime eingeführt.

Kunzewo liegt ebenfalls westlich von Moskau, ca. 12 Kilometer entfernt, jedoch südlicher in Richtung der grossen Ausfallstrassen nach Weissrussland, ausserhalb der grossen Schleife der Moskwa. Obwohl es hier keine Badefreuden gab, weil nur ein kleiner Bach jenseits des eingefriedeten Territoriums vorbeifloss, war Kunzewo jahrelang ein wirkliches «Sowjet-Paradies» für einige ständig dort wohnende Kominternfunktionäre, zu denen sommersüber noch siebzig bis achtzig privilegierte Lux-Bewohner hinzukamen.

Ein in Antiquariaten aufgestöberter alter Baedeker hätte sie belehrt, dass sie sich auf historischem Boden befanden: Der Ort Kunzewo, unterdessen mit seinen 60'000 Einwohnern und Fabrikanlagen zum Rayonzentrum an der Bahnstrecke nach Wjasma aufgerückt, war einst als zaristischer Besitz ein «anmutiges Villendorf», wo Zar Alexander I. nach dem Sieg über Napoleon königlichen Besuch empfing. Zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag hatte der Zar in der Nähe der Orangerie einen Granitstein aufstellen lassen, der nebst Doppeladler und eigenem Namenszug die Inschrift erhielt: «Am 4. Juli 1818 dankte der preussische König Friedrich Wilhelm III., als er von Kunzewo Moskau sah, der Stadt für die Rettung seines Reiches.»

Ich kann mich nicht erinnern, von unserem etwas erhöht ausserhalb des Ortes befindlichen Datschen-Eiland je Moskau von fern gesehen zu haben. Wahrscheinlich benutzte der hohe Herr das lange Fernrohr des Schlachtenlenkers der Befreiungskriege, um solch schöne Aussicht auf die aus

Schutt und Asche wiedererstandene Moskwiterstadt zu geniessen.

Das Territorium war ungefähr zwei bis drei Quadratkilometer gross, teils von einer hohen Mauer, teils von einem unübersteigbaren Drahtzaun eingefriedet und von Wächtern Tag und Nacht bewacht. Mit dem «Banditismus» war unterdessen blutig aufgeräumt worden, niemand brauchte mehr einen Revolver zum Selbstschutz, trotzdem besaßen manche einen als besonderes Privileg. Auf den ersten Blick glich die Politenklave eher einer biologischen Station, auf der Naturwissenschaftler Verhaltensforschung betreiben. – Hier wurde allerdings nur politische Verhaltensforschung betrieben.

Sauber gehaltene Fahrwege wanden sich durch den locker bestandenen, von Birken durchsetzten Mischwald, in dem in gebührendem Abstand voneinander hübsche, geräumige Datschen lagen. Streng nach hierarchischer Ordnung, versteht sich, die meist mit Zentralheizung ausgestatteten bunten Holzhäuser der EKKI-Sekretäre: die Gottwald-Datscha, die Pieck-Datscha, die Ercoli-Datscha, die Florin-Datscha usw.

Das Haupthaus, ein blau verputzter Ziegelbau, in dem sich auch der Speisesaal, die Stolowaja, befand, und das ebenerdige Nebenhaus beherbergten in einzelnen Zimmern die übrigen Sommergäste, gewissermassen die etwas minderen Genossen, wie Parteivertreter, Kominternabteilungsleiter, Veteranen der Internationale, verantwortliche Redakteure, Politbüro-Mitglieder usf.

Zu diesem Status gehörte Ernst Fischer. Gleich anderen Ehefrauen, war ich hier nur die Nutzniesserin seiner Position.

Jeder, der während der heissen Monate nach Kunzewo fahren, dort seine Angehörigen unterbringen oder wenigstens ein friedliches Wochenende verleben durfte, wurde im Lux darum beneidet. Wenn die schwarzen SIS-Limou-

sinen, die Dienstwagen der Kominternführung, halbleer und der Kunzewo-Autobus gesteckt voll vom Hintereingang in der Nemirowica abfahren, gab es manche verbitterte Gesichter unter den so sichtbar Benachteiligten: sie waren, von der Kominternarbeit kommend, soeben aus diesem Autobus ausgestiegen und mussten sich nun angesichts der fortdrängenden Kunzewo-Sommerfrischler in Schlange vor dem hinteren Lift anstellen, um zu ihren stickigen Quartieren hinaufzufahren. Es erwartete sie kein kühler Abend unter duftenden Nadelbäumen, kein serviertes, reichliches Essen in einer gut versorgten Stolowaja – nur das ewig gleichbleibende, langweilige Lux-Getto mit seinen Windel- und Desinfektionsgerüchen, den schlecht funktionierenden Duschen, allenfalls ein Küchentratsch, ein nichtssagendes Gespräch von Zimmertür zu Zimmertür und – zwischen vier engen Wänden die Einsamkeit.

Auf den NEP-Flügel im Hof hatte einen ganzen langen Tag die Sonne heruntergebrannt. Wie dort die Parias des Lux die glühende, trockene Hitze in den Elendsbehausungen ertrugen, wie sie lebten und ob sie überhaupt noch da waren, die früheren Genossen, von denen mancher doch auch einmal nach Kunzewo hatte fahren dürfen – daran dachten wohl nur wenige. Das musste einem schon so jählings zu Bewusstsein gebracht werden, wie es mir, dem Lux-Neuling, und Arthur Pieck geschah: Während wir an einem Samstag aufs Einsteigen in den Kunzewo-Bus warteten, drängte sich plötzlich eine abgerissene, abgehärmte Frau an Arthur heran, hielt seinen Ärmel fest und begann flehentlich auf ihn einzureden. Er schüttelte sie ab, zischte halblaut: «Nicht hier, wie kannst du nur . . .!», fügte aber leise hinzu – und das vergass ich ihm nie, so bescheiden waren wir in unseren Ansprüchen an Menschlichkeit geworden: «Komm Montagabend zu uns, ich sag dem Dejurni Bescheid, dass er dich durchlässt, dann können wir spre-

cheen . . . » Die ganze Fahrt über ging mir die Szene nicht aus dem Kopf.

Ich kombinierte mehr, als dass ich es genau gewusst hätte:

– das muss eine von den deutschen Genossinnen gewesen sein, mit denen niemand etwas zu tun haben will, um nicht selber in Verdacht zu geraten . . . wahrscheinlich die Angehörige eines Verhafteten . . .

Da hatten es gewisse Lux-Katzen besser: Sie wurden von ihren Besitzern ins Datschen-Paradies mitgenommen. Fieta Schwab, Frau des Leiters der deutschen Sektion beim Moskauer Rundfunk, die neben ihrem dünnhalsigen Männchen Sepp Schwab selbst wie eine, auf dessen Kosten gefütterte, wohlgenährte Katze aussah, transportierte den «Schwab-Kater» in einem geschlossenen Korb; Philipp Dengel, der allseits unbeliebte deutsche Parteivertreter, der nicht viel von Genossenfreundlichkeit hielt, seinen Kater (oder war es eine Kätzin?) in der Einkaufstasche; und ich die unsere, namens Mucki, fest an den Busen gedrückt. Sie lief dann in Kunzewo stundenlang mit uns spazieren wie ein Hündchen, kletterte die Bäume bis zum Wipfel hinauf in ihrer Lust an fürsorglich gewährter Katzenfreiheit. Als sie sich einmal von einer hohen Fichte nicht wieder herunter getraute und jämmerlich um Hilfe schrie, mobilisierte Martha Gottwald die Datschenfeuerwehr, die prompt mit einer langen Leiter anrückte, weil sie glaubte, die Datscha des EKKI-Sekretärs retten zu müssen. Dass sie für das Herunterholen einer Katze ausgerückt war, mochte ihr noch nicht passiert sein.

Im Lux selbst hatte ich das gleiche Manöver schon einmal früher in die Wege geleitet, als die Witwe des mittlerweile verstorbenen Fritz Heckert ihre vielgeliebte Katze nicht vom Haussims des vierten Stockes hereinzuholen vermochte. Die Liebe zum lebendigen Geschöpf galt in den harten enddreissiger Jahren vornehmlich den Katzen.

Das Schönste an Kunzewo war, dass es Kunzewo gab.

Und sein nächtlicher Sternenhimmel! Nirgendwo, wo immer ich allein oder zu zweit in klaren Nächten hinauf geblickt hatte, schwebte je ein so tiefblauer, mit Myriaden von Diamanten bestickter Zauberteppich über der Erde.

Das Vergnüglichste-die Schwammerlsuche. Eine solche Fülle verschiedenartigster Pilze war uns noch auf keinem Waldboden begegnet.

Das Langweiligste (sofern es sich nicht um ein Meisterwerk handelte) – die abendliche Filmvorführung. Sich ab und zu davor zu drücken und eine altösterreichische Tarockpartie dem Produkt der an die Kandare genommenen sowjetischen Filmkunst vorzuziehen, wurde in jenen strengeren Kunzewo-Zeiten als Disziplinlosigkeit und individualistischer, demnach kleinbürgerlicher Ausbruch aus der kollektiven Freizeitgestaltung angesehen. Manche Datschniki, vor allem die Österreicher, Tschechen und Spanier, scherten sich nicht um die möglichen Schwarzpunkte auf ihrem Kaderblatt. Denn auch der damalige Kaderchef der Komintern, der Bulgare Bjelow, ein stiller, ruhiger Mann, der um irgendetwas zu trauern schien, was ihn sehr schweigsam gemacht hatte, bekundete wenig Interesse für Filme, und so war es keine übertriebene Mutprobe, der Vorführung fernzubleiben.

Das Erstaunlichste aber an Kunzewo war für Neulinge und gelegentliche Besucher die nahezu vollzählige Anwesenheit der Spitzenfunktionäre der Komintern und ihrer mittleren Kader. Stalins internationales Garde-du-Corps trat nirgends und niemals wieder so massiert in Erscheinung wie hier. Wer sich besorgte Gedanken darüber machte, über welche Kaderreserven die Komintern nach ihrer weltweiten Niederlage, nach ihren Menschenverlusten diesseits und jenseits der Grenzen der Sowjetunion noch verfügte – und wir machten uns Gedanken –, der konnte in Kunzewo eine Art Bestandsaufnahme vorneh-

men. Abgesehen von den im Ausland illegal, im tiefsten Untergrund arbeitenden Kadern, den mehr oder weniger dahinvegetierenden noch legalen kommunistischen Parteien, war das, was sich auf diesem Territorium versammelte, der Restbestand einer einst stolzen Schar befähigter Revolutionäre; ein harter Kern ausländischer Führungskräfte, verstärkt um Neuankömmlinge, denen die Flucht aus ihren von Faschismus und Krieg überwältigten Ländern gelungen war.

Dieses im Blickfeld von Kunzewo deutlich vor Augen stehende letzte Aufgebot der geschlagenen Komintern war seinem unsichtbaren Oberbefehlshaber, Stalin, bedingungslos ergeben. Die Hundertschaft stand Gewehr bei Fuss, auch beim Volley-Ballspiel und Pilzesammeln.

Politisch gerüstet, ideologisch- und kampfgeschult, konnte sie zum gegebenen Zeitpunkt in den Heimatländern als treuer Verbündeter, als Vor- und Nachhut der sowjetischen Streitkräfte ins Feld geschickt werden.

Die folgende Liste ist zwangsläufig unvollständig. Sie stützt sich allein auf das Gedächtnis ehemaliger Kunzewo-Datschniki: Wie für das Lux gab es selbstverständlich auch für Kunzewo keine einsehbare Gästeliste, schon gar nicht einen gedruckten Schematismus, wie er für die alte österreichisch-ungarische Armee existierte und für den katholischen Klerus noch immer geführt wird. Dennoch vermögen einige Namen auf dieser Liste zu veranschaulichen, dass sich in der Tat auf diesem geschlossenen Datschenterritorium jene führenden Kommunisten samt Anhang in Reserve hielten, die für die Nachkriegsgestaltung des in die sowjetische Einflusssphäre fallenden Teils von Europa mitverantwortlich wurden, sowie auch jene, die nach der Exilzeit (soweit sie sie überlebten) in den übrigen Ländern die Politik der kommunistischen Parteien nach deren Wiederaufbau bestimmten. Unter anderen waren in Kunzewo:

Die Deutschen:

Wilhelm Pieck
Arthur Pieck mit Frau Grete Lode und Tochter Ursel
Lore Pieck
Walter Ulbricht mit Frau Lotte Kühn und früherer Frau
Rose Michel (Französin) sowie gemeinsamer Tochter
Mimi
Wilhelm Florin mit Frau Therese und Sohn Peter
Philipp Dengel mit Frau, Tochter Silvia und Sohn Alfons
Anton Ackermann mit Frau Elly Schmidt
Paul Klassner (Wandel) mit Frau
Karl Maron mit Frau
Otto Winzer (Lorenz) mit Frau
Sepp Schwab mit Frau Fiete

Die Tschechen und Sudetendeutschen:

Klement Gottwald mit Frau Martha und Tochter
Martha
Viliam Siroky und Frau Margit
Vaclav Kopecky mit Frau Herma und Sohn
Jan Sverma mit Frau Manja und Tochter
Rudolf Slansky mit Frau und Sohn
Bohumir Smeral mit Frau Sonja und Sohn
Rudolf Appelt mit Frau Emmi
Bruno Köhler mit Frau
Fritz Geminder (Friedrich)

Die Österreicher:

Johann Kopenig mit Frau Hilde, Tochter Lisa und Sohn
Ernst
Ernst Fischer (Peter Wieden) und Frau Ruth
Friedl Fürnberg und Frau Elly Svoboda
Erwin (Zucker) Schilling
Fritz Glaubauf mit Frau Sina und Tochter Ira

Die Ungarn:

Mátyás Rákosi mit tatarischer Frau und deren Sohn
Ernö Gero (Singer) mit Frau Elisabeth
József Revai mit Frau Lilly
Zoltan Vas (Weinberger) mit Frau und Sohn
Kellermann (Nogrady) mit Frau und Sohn
Zoltan Szanto mit Frau Emmi
Michael Farkas (Wolf) mit Frau Käthe und Sohn Wladimir
Paul und Tilda Alpari

Die Bulgaren:

Bjelow und Frau
Wlachow mit Frau, Sohn Gustl und Schwiegertochter
Lukanoff mit Frau, den Söhnen Alik und Andrej und
Tochter Gerda
Tscherwenkoff (Wladimirow) mit Frau (Schwester Dimitroffs), Sohn Wowa und Tochter Irina
Stella Blagojewa

Die Franzosen:

Pierre Allard (Ceretti)
Arthur Ramette
Maurice Thorez mit Frau Jeanette, den Söhnen Jean und Paul
André Marty
Francine Fromond
Raymond Guyot und Frau Fernande

Die Spanier:

Irene Falcon
«Pepe» Diaz
«General» Castro (der Dicke)

Dolores Ibarurri – die Pasionaria
Jesus Hernandez mit Frau Pilar und Söhnchen
Salado mit Frau Isabell und Söhnchen

Die Italiener:

Palmiro Togliatti (Ercoli) mit Frau Rita und Sohn Aldo
Giovanni Germanetto
Vincenzo Bianco

Die Rumänen:

Anna Pauker mit Sohn Vlad und Tochter Tanja

Die Schweizer:

Paul Hofmaier und Frau Mädy (Tochter von Steffi Pol-
lak)

Die Finnen:

Otto Kuusinen
Lehtinen

Die Amerikaner:

Ross (Cohn)
Die Airowa

Die Engländer:

Page Arnot mit Frau

Die Russen:

Sorgin mit Frau und den Söhnen Swet und Erik
Dmitri S. Manuilski und Frau Varja Platonowa Lebe-
dewa
Mirow mit Frau Mira und den Töchtern Edja und Naja
Boris N. Ponomarjow
Suslow

Die Polen:

Wo waren sie? Der letzte in Kunzewo gesichtete Pole war Walecki alias Maximilian Horowitz, das alte Komintern-Faktotum, mit seiner jungen österreichischen Frau, Schwester des Dirigenten Hans Swarowski. Im Sommer 1938 «verschwanden» beide. Die junge Frau hat das Verschwinden überlebt.

Darüber hinaus gab es noch eine Menge Eintagsfliegen neben den Stamm-Kunzewojanern. Sie taten sich kurzfristig an dem guten Essen gütlich, an der würzigen Waldluft und am Anblick der Komintern-Prominenz.

In der Atmosphäre des gemeinsamen insularen Lebensraumes wurde der ansonsten weitgehend unpersönliche kommunistische Korpsgeist von zwischenmenschlichen Beziehungen aufgelockert. Der enge Kontakt der verschiedenen Nationen, der Funktionäre und ihrer Angehörigen zueinander bewirkte ein Durchbrechen hierarchischer Schranken, förderte Freundschaften auf Genossenbasis, die mitunter über Jahre und Länder hinweg anhielten. Sogar künftige Ehen stiftete Kunzewo. Söhne und Töchter von Funktionären, die im Lux aneinander vorbeigegangen waren, fanden sich hier zu Paaren zusammen. Edja Mirowa und Peter Florin, später Botschafter der DDR bei der UNO, oder die hübsche Tochter Gottwalds, Marthitschku, und ein junger Jugoslawe begannen hier ihre Liebes- und Ehegeschichte. (Bei Martha verlief sie unglücklich, denn der Jugoslawe blieb nach 1948 Tito-Anhänger, so dass sie sich auf Geheiss ihres Präsidenten-Papas von ihm scheiden lassen und den tschechischen Verteidigungsminister Cepicka heiraten musste – was auch nicht gerade ihr Glück bedeutete, denn er fiel später in Ungnade.)

Überhaupt war das Datschenleben in Kunzewo für die Komintern-Kadetten «eine wunderschöne Zeit» (Lisa Ko-

plenig). Alle im Alter zwischen dreizehn und achtzehn Jahren, «steckten sie von früh bis spät zusammen» und erfreuten sich ungebundener Freiheit, die man ihnen sonst verwehrte. Privilegien geniessend, ohne sich ihrer so recht bewusst zu sein, bildeten sie eine richtige russische «Kompanija», zu der auch jene hinzukamen, die nicht mehr im Lux wohnten, deren Vater oder Mutter jedoch – in absentia – das Anrecht auf einen Kunzewo-Datschenplatz hatten: So die Kinder der rumänischen Revolutionärin Anna Pauker, als sie eine Kerkerstrafe in ihrer Heimat verbüßte, Vlad und Tanja; so der Sohn des deutschen Politbüro-Mitgliedes Franz Dahlem, der sich in Paris auf Parteiarbeit befand. Weit lieber als im Lux-Autobus fuhren sie mit den überfüllten Vorortszügen vom Weiss russischen oder Kiewer Bahnhof hinaus, hingen in Trauben an den Trittbrettern wie das gewöhnliche Moskauer Volk, mit dem sie sich eins fühlten, und trabten vergnügt zu Fuss die vier bis fünf Kilometer auf der abseitsliegenden, unbegangenen Strasse, die zum bewachten Territorium führte: «Bewundert von den Erwachsenen ob dieses Abenteuers.»

Ihre enge Verbundenheit mit dem Sowjetmilieu bezahlten später manche mit dem Leben. Arsen Draganoff, «ein ganz durchgeistigter, extrem kurzsichtiger Junge», fiel gleich zu Kriegsbeginn bei seinem ersten Kampfeinsatz; Tolja Chiarini fiel bei Königsberg. «Tragisch war das Schicksal von Wowa Tscherwenkoff: Er wurde nach dem politischen Sturz seines Vaters in Bulgarien auf der Strasse ermordet. Franz Dahlems Sohn, schwer depressiv, kam in eine Nervenheilanstalt, ebenso Ercolis Sohn Aldo. Die meisten Mitglieder dieser Kunzewo-Kompanija wandten sich später, bitter enttäuscht, vom Sozialismus sowjetischer Prägung ab.» (Lisa Kopenig)

In der gelösten Atmosphäre von Kunzewo freilich schienen die alten Fraktionskämpfe, Parteiintrigen und politi-

schen Streitfragen vergessen und vergeben. Anscheinend wolkenlos wölbte sich das Firmament über der von Wachtposten abgesicherten Hundertschaft, die unter schattigen Bäumen im Mittagsschlaf dahindöste, gemessenen Schritts auf den gepflegten Fahrwegen wandelte, beim Aneinander vorbeigehen verbindlich grüsste oder zu einem kleinen Schwatz stehenblieb. Unvorstellbar, dass hier einem von Stalins Reservisten böse, gegen Genossen gerichtete Gedanken gekommen wären, denunziatorische oder die Zukunft vorwegnehmende, als Ahnung eigener Niederträchtigkeit. Es hätte schon der Stimme eines prophetischen Sehers bedurft, um Klemo Gottwald zuzuflüstern, dass er dereinst seine gelegentlichen Gäste beim Mittagssmahl auf der Datschenterrasse, die diensteifrigen Genossen Rudolf Slansky und Fritz Geminder, die sich an Frau Marthas selbstgemachten Nudeln, böhmischen Knödeln zu Schweins- oder Ganslbraten delectierten, am Galgen werde baumeln lassen. Friedlich und arglos tranken sie Bier aus der Stadt Archangelsk (das Beste, das sich in russischen Landen dazumal auftreiben liess) und gedachten gemeinsam der fernen, unter dem deutschen Protektorat leidenden Heimat.

Von den zahlreichen Tschechen, Slowaken und Sudentendeutschen, die seit der Besetzung der Tschechoslowakei im Lux lebten, genoss eine ganze Reihe den Vorzug, ihrem Parteiführer auf du und du in der Sommerfrische zu begegnen. Ein alteingesessener Komintern-Datschnik jedoch, der gleiche, dem in den gefährlichen zwanziger Jahren nächtens die Hosen gestohlen worden waren, zeigte kein Bedürfnis nach Besuchen auf der Gottwald-Datscha: der Nestor der KPC Bohumir Smeral.

Als ich den spitzbäuchigen alten Mann zum ersten Mal an der Essenstafel sah, kam er mir greisenhaft verwahrlost vor. Sein abgetragener Anzug war voller Flecken verschiedenster kulinarischer Herkunft, eingefressen im buchstäb-

lichen Sinn des Wortes. Unzählige geschlürfte Kohl- und Rote Rübensuppen, heruntergetropfte Paradeis- und Rahmsaucen, unachtsam getrunkenen Kaffee, Kakao, Rotwein und schliesslich das dünne Stolowaja-Bier, in Mengen schon frühmorgens in die Gurgel geschüttet – das alles und vieles Undefinierbare dazu schien seine Spuren auf dem Anzug verewigt zu haben.

Seine Frau Sonja, schön und stolz aufragend wie eine richtige Bergprinzessin aus den grusinischen Heldenepen, hatte fortwährend damit zu tun, ihren Mann von der nachlässig verstreuten Zigaretten- oder Zigarrenasche zu säubern. Sie genierte sich sichtlich wegen seiner Clochard-Manieren, aber ebenso sichtlich forderte sie Hochachtung für den grossen alten Mann der tschechischen Arbeiterbewegung, der aufs politisch einflusslose Altenteil gesetzt war und doch noch immer seine Pflicht gegenüber der Internationale als «Turkestaner» erfüllte.

Erst kürzlich war er aus Paris zurückgekehrt, wo er die Liquidationsmasse des Propaganda-Apparates von Willi Münzenberg, der sich von der Komintern losgesagt hatte und nun als «Abtrünniger» verfemt wurde, in Sicherheit bringen sollte.

Sonja Argutinskajas harten Zügen war anzusehen, dass sie keine Kränkung verzieh, die ihm seine in Machtkämpfen versierteren und nun obenauf sitzenden Genossen reichlichst angetan hatten. Wenn Martha Gottwald mit dem Warmhalte-Traggeschirr zur Stolowaja-Küche kam und bei der Durchreiche stets Sonderwünsche anmeldete, würdigte die hagere Grusinierin die dicke Tschechin kaum eines knappen Grusses.

Während unseres ersten gemeinsamen Frühstücks auf der offenen Terrasse (Ernst Fischer hatte mir, bevor wir an seinem Tisch Platz nahmen, schnell zugeflüstert: «Das ist der alte Smeral . . .») war der Alte richtig aufgeräumt. Die Anwesenheit einer jungen österreichischen Genossin in

heiterer Morgenlaune lockte ihn aus der sonst einzelgängerisch vor sich hinbrummelnden Wortkargheit. Wer war schon neugierig auf das, was er vielleicht noch zu aktuellen politischen Fragen unter seinem grauen Schädel dachte? Da sass nun eine Kleine neben ihm, junges unbefangenes Publikum für den alten Parteisünder und seine Scherze. Das brachte ihn in Fahrt und mich auch. Ich erzählte ihm eine Anekdote, die ich 1934 über ihn von tschechischen Genossen gehört hatte, als wir nach unserer Flucht aus Österreich in Prag eintrafen. Vor der eigentlichen Pointe (es ging um das politische Farbspiel «Rot» oder «Rosa») griff er in seine Rocktasche, holte ein Glas hervor, in dem eine *Zahnbürste* steckte, und stellte es auf den Tisch.

Sonja Smeralova fasste sich als Erste: «Gib das weg, Bohu, mitten beim Frühstück, das ist doch eine Schweineerei . . . was sollen die Genossen von dir denken?»

Smeral blieb ganz gelassen. Mit rollendem R und einem breiten, humorigen Schmunzeln sagte er: «Die Genossin ist neu hier. Soll sie was lernen von dem alten Genossen, von seiner Erfahrung.» Zu mir gewendet: «In Russland ist es immer nützlich, wenn man ein Glas bei sich hat. Zum Trinken, zum Beerenklauben im Wald, für die Asche und die Tschick, wo das Rauchen verboten ist, zum Beispiel in der Metro, zum Reinlegen fürs Gebiss, aber das braucht sie nicht, also für alle möglichen Situationen, die man nicht im voraus weiss . . . und die Bürste ist auch nützlich: zum Zähneputzen, also für die Hygiene, für Bröseln wegputzen (er staubte die Brotbröseln vom Tisch), für Asche wegputzen (er staubte seine Rockaufschläge ab), für Buckelkratzen (er schob die Zahnbürste am Genick hinters Hemd), überhaupt zum Kratzen, wenn du Läuse kriegst (er kratzte sich unter den Achseln) und wenn dir fad ist in Versammlungen, bestimmt wird dir fad sein, denn da ist nix zum Lachen . . .»

Sonja unterbrach ihn ärgerlich: «Jetzt hör schon auf,

Smeral! Die Genossin wird denken . . .» Er liess sie nicht ausreden: «Was wird sie schon denken, die Kleine, siehst du nicht, wie sie lacht? Der Genosse Smeral ist ein alter Trottel! Das denkt sie! (Ich dachte es wirklich.) Aber ich sage dir was, Genossin», damit wandte er sich wieder direkt an mich, «ein Trottel ist einer, der nicht lernt von der Sowjetunion und (sehr hochdeutsch) von unserem grossen Genossen Lenin!»

In das Verstummen hinein – mir fuhr durch den Kopf: Lenin hat er genannt, nicht Stalin! – brummelte er abschliessend vor sich hin: «Lernen, wie man es richtig macht und wie man es falsch macht. . .»

Was . . .?! Das blieb unausgesprochen. Glas und Zahnbürste verschwanden wieder in seiner Rocktasche. Unser Frühstück war zu Ende.

Es hatte aus dem variablen Morgenmenü bestanden, das die täglich zur Arbeit Fahrenden nur sonntags geruhsam geniessen konnten:

Tee, Kaffee, Kakao oder Milch (letztere in verschiedener Form, zum Beispiel als «Kefir»);
zwei Eier nach Belieben, weich oder hart gekocht, Rühreier, Setzeier;
roter oder (selten) schwarzer Kaviar; Wurstaufschnitt und Käse, Butter, Marmelade und Honig;
eine Süssspeise aus weissem Käse mit Rosinen;
Reis- oder Griesbrei in heisser Butter schwimmend oder – für die Liebhaber russischer Küche – die «schwarze Kascha»: Buchweizengrütze;
geräucherter Fisch, Tomaten und Gurken, Bratkartoffeln, Schwarz- und Weissbrot.

Ein Traumessen! Das beste des Tages.

Kunzewo war aber nicht nur eine elitäre Sommerfrische, es eignete sich auch vorzüglich als Schlupfwinkel. Konspirativ an- und abreisende Sendboten der Komintern,

verantwortliche Parteiarbeiter, die vor ihrem gefährvollen Untertauchen in die Illegalität eine vorbereitende Schonfrist erhielten, oder internationale Prominenz, deren Anwesenheit geheimgehalten werden sollte, sie wurden nicht ins «Tratschnest Lux» gebracht, sondern in das – ob winterlich halbverwaiste oder sommerlich belebte – Datschenlager, wo sie vor neugierigen Blicken geschützt waren.

Neugier galt in Partei- und Kominternkreisen als eine verwerfliche, kleinbürgerliche Eigenschaft, die schon den Kindern von klein auf aberzogen wurde, um ihrer konspirativen Verschwiegenheit sicher zu sein. Nur den zuständigen Parteiorganen oblag es, geradezu als Verpflichtung, neugierige Fragen nach dem Woher und Wohin zu stellen, und das Läusesuchen unterm Hemd gehörte zu den geheiligsten, hierarchisch geregelten Prozeduren.

Wer also in Kunzewo verborgen wurde, der brauchte nicht zu befürchten, dass jemand plötzlich ausrufen würde: «Sieh da! Was machst du denn hier?» Dennoch wurden in einem Fall, den ich miterlebte, ganz besondere, daher besonders auffällige Vorsichtsmassnahmen getroffen, damit nicht ruchbar werde, was bei Freund und Feind politisch peinliche Kommentare ausgelöst hätte:

Maurice Thorez in der Sowjetunion! Schon bald nach Ausbruch des Krieges im Westen lebte der französische KP-Führer mit seiner Familie, zwangsweise eingeeigelt, in einer dem Manuilski-Haus «Krassnaja Pressnija» benachbarten Datscha. Das rosig-runde Gesicht, Millionen Franzosen und der ganzen Internationale vertraut, war nun «eingehüllt in einen schönen, blonden Bart, den er mit Würde trug: ein im Wald verschwundener Jean Jaurès» – erinnerte sich später (als Memoirenschreiber) liebevoll sein getreuer Adlatus Giulio Ceretti. Der Wahlfranzose, den wir nur unter dem Namen Pierre Allard kannten, war im Sommer 1940 auf abenteuerlichen Fluchtwegen ebenfalls

zuerst in Kunzewo gelandet, bis er mit seiner Familie im Lux einziehen durfte.

Das Versteckspiel mit Thorez hatte offensichtlich hochpolitische Gründe, und alle, die den grossen «Sohn des Volkes» (Titel einer kurz zuvor erschienenen Personen-kult-Biographie) trotz verhüllendem Bart erkannten, wenn er verstohlen auf Buschpfaden spazierte, spielten selbstverständlich folgsam mit.

Denn für die sowjetische Staatspolitik, gekennzeichnet durch den Nichtangriffspakt mit Hitler-Deutschland (August 1939) und kulminierend im Molotow-Ribbentrop-Vertrag über freundschaftliche Zusammenarbeit (Ende September 1939), war der Generalsekretär der KPF ein potentieller Störenfried. Wäre seine Anwesenheit in unmittelbarer Reichweite der Komintern nachzuweisen gewesen, dann hätten die Deutschen einen guten Vorwand gehabt, ihren sowjetischen Vertragspartner der Illoyalität, der Doppelzüngigkeit zu beschuldigen.

Die KPF hatte zwar Ende August 1939, wie von einem Zauberstab berührt, die Wendung der sowjetischen Aussenpolitik um 180 Grad im eigenen Land nachvollzogen. Der Krieg Englands und Frankreichs gegen Hitler-Deutschland, zu dem die KPF-Abgeordneten noch die Kredite bewilligt hatten, wurde nun als «imperialistischer Krieg» gebrandmarkt. (Bevor die Franzosen eine eigene, zutreffendere Charakterisierung für ihn fanden: «*drôle de guerre*» – seltsamer Krieg.) Und Hitler, bislang der «Kriegsbrandstifter», der «Aggressor» – er hatte sich im Herbstnebel auf den Strassen Polens verflüchtigt, seitdem von Osten her auch die Sowjettruppen einmarschiert waren, um ihrerseits das Land zu besetzen, jenen Teil bis zur Curzon-Linie, der gemäss dem geheimen Grenzabkommen (Mitte September 1939) an die Sowjetunion fallen sollte. In den Schicksalsstunden Frankreichs also, das einer Regierung Daladier ausgeliefert war, in der noch tief der

unselige «Geist von München» steckte, die Haltung des Zauderns, des Zurückweichens vor dem zu allem entschlossenen Gegner – Hitlers «fünfte Kolonne» in Paris operierte schamlos in aller Öffentlichkeit –, war die kraftvollste Partei der (auseinandergebrochenen) Volksfront im Kampf gegen den deutschen Faschismus, die Kommunistische Partei Frankreichs, über Nacht auf den «russischen Kurs» eingeschwenkt. Während der Krieg von beiden Seiten zögernd in Gang kam, verweigerte sie ihm die Unterstützung; Thorez plädierte für Friedensverhandlungen.

Im Augenblick und später, bei der Bildung der nationalen Widerstandsfront gegen die deutschen Besatzer, erwuchs der KPF und ihrer Führung aus diesem Kurswechsel schwer gutzumachender Schaden. Von den Gegnern des Landesverrats bezichtigt, von den Anhängern mühsam oder gar nicht verstanden, von zahlreichen Sympathisanten verlassen, in jenen Tagen mit dem Hitlergruss bedacht, statt mit der solidarisch geballten Faust begrüßt – war die Avantgarde des französischen Volkes in die Gefahr hineingerannt, ihr Gesicht zu verlieren. Jedenfalls hatte sie schon am 26. September 1939 ihre Legalität verloren und am 2. Oktober ihr Eigentum: Die Regierung Daladier verfügte die Auflösung der KPF, die Einziehung des gesamten Parteivermögens.

Von da an «setzte die allgemeine Verfolgung der Kommunisten unverzüglich ein», berichtet Jacques Duclos in seinen Memoiren. Duclos (in früheren Jahren ebenfalls Lux- und Kunzewo-Gast), dem künftig die Führung des illegalen Parteiapparates aufgebürdet wurde, weil sich sein Freund Maurice weitab vom Geschehen auf politischem Urlaub befand, widmet der Genesis eines anderen folgenreichen Tatbestandes nur zwei Sätze: «Wir begannen nun mit der illegalen Arbeit und fassten zunächst den Beschluss, Maurice Thorez, der zum Militärdienst eingezogen war, aufzufordern, zurückzukommen und die Führung im

illegalen Kampf zu übernehmen. [Wo? In Paris? Keine Spur! In Kunzewo?] Diese Massnahme war ein Einzelfall, denn die eingezogenen Kommunisten wussten, dass sie bei dem Truppenteil, dem sie zugewiesen waren, verbleiben sollten.»

Im Klartext: Thorez war (auf wessen Geheiss auch immer) Deserteur. Er hatte sich von der französischen Armee abgesetzt. In absentia wurde er deswegen zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt und ging der Staatsbürgerschaft verlustig.

So hatte das Garde-du-Corps auch einen prominenten Gefangenen in seiner Mitte. Nicht gerade einen Florestan, hätte doch niemand zu denken gewagt, unseren Oberkommandierenden mit Pizzaro zu vergleichen. Auch nicht einen nachgeborenen Jean Jaurès, der als Sozialist und radikaler Pazifist für eine französisch-deutsche Verständigung eingetreten und deshalb bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges ermordet worden war. Aber einen mit Freiheitsentzug bestrafte(n) Parteiführer und EKKI-Sekretär, weil es die Staatsräson der Sowjetunion erforderte.

Der abrupte Kurswechsel der KPF und seine eigene Botmässigkeit hatten mithin Maurice Thorez nichts eingetragen. Wie wütend er darüber war, gibt Ceretti in einem Gespräch wieder: «Sagen Sie Dimitroff, dass ich das Versteckspiel satt habe. Nachgerade wird die Sache lächerlich. Es wissen mindestens dreissig Leute in der Komintern, diejenigen, die über Sonntag Kunzewo besuchen, wer ich bin. Wozu dieses Spiel fortsetzen, das mir auf die Nerven geht? Ich könnte jeden Morgen wie die anderen Sekretäre nach Rostokino fahren und in der Internationale meine Arbeit tun.»

«Genosse Thorez, der Genosse Dimitroff ist ebenso ärgerlich wie Sie über den jetzigen Zustand. Aber Sie wissen doch, dass es sich nur um ein Provisorium handelt. Er hofft, Ihnen bald eine Veränderung ankündigen zu können. Nur

müssen die Ergebnisse der Unterhandlungen mit den Franzosen in London abgewartet werden.»

«Wollen Sie meine Meinung darüber hören? Niemals wird de Gaulle bereit sein, mich in London zu empfangen: Er ist ein Militär.»

Diese Einschätzung erwies sich als richtig.

Für den streitbaren General und französischen Patrioten blieb Thorez auch weiterhin ein Fahnenflüchtiger, der kein Pardon verdiente. Ein politischer Grund mehr, ihn zu verstecken und von jeglicher Ausübung seiner Funktion fernzuhalten.

Offensichtlich freute sich keiner mehr darüber, als sein alter Parteiwidersacher André Marty, der ebenfalls aus dem Spanischen Bürgerkrieg zurückgekehrt war und nun weiterhin den französischen Hahn im Korbe sowohl in der Komintern wie in Kunzewo spielen konnte: Er stolzierte herum, als gäbe es keinen Maurice Thorez. Den übrigen Franzosen aber tat ihr Parteiführer leid. Um ihn wenigstens einen Abend lang über seine gegenwärtige Machtlosigkeit hinwegzuträsten, veranstalteten sie anlässlich des 20. Jahrestages der Gründung der KPF (im Jahr 1920 auf dem Parteitag in Tours) eine intime Feier, zu der auch Dimitroff und – kaum glaublich – unser Oberkommandierender Stalin ihren Besuch zugesagt hatten. Es ging alles recht konspirativ vor sich, die Wachmannschaften wurden verstärkt und die übrigen Datschniki angewiesen, an jenem Abend in ihren Zimmern zu verbleiben und keine Spaziergänge zu unternehmen. Wir durften nichts davon wissen (wussten es aber trotzdem), dass allerhöchster Besuch in der Thorez-Datscha erwartet wurde. Aber er kam nicht, der hohe Herr, sagte in letzter Minute ab, wie Ceretti berichtet. So blieben die Franzosen mit ihren Gästen Dimitroff, Manuilski und Ercoli allein unter sich, und selbst Marty unterdrückte seine hämische Genugtuung und überliess Maurice den Ehrenplatz in der enttäuschten Festrunde.

Dass nicht Dimitroff in der Komintern, sondern Stalin im Kreml darüber entscheiden würde, wann der lästige Sohn des französischen Volkes aus dem Baumschatten von Kunzewo heraustreten und sich wieder im politischen Rampenlicht zeigen dürfe, war allen heimlichen Mitspielern bewusst. Um so strenger beachteten wir die goldene Regel der Konspiration: Wir hielten eisern dicht. Kam im Lux oder anderswo die Rede auf ihn, gab's eine gültige Version, die jede Frage abschnitt: «Thorez? Der führt doch den Widerstandskampf im Lande!»

Diese typische Zwecklüge (gelernt ist gelernt) wurde bis ins Jahr 1943 aufrechterhalten. Da trat Maurice Thorez erstmals vors Mikrofon im Moskauer Rundfunk und sprach zu dem aus tausend Wunden blutenden französischen Volk.

Unterdessen lernte er Russisch. Den Rat hatte ihm, wie allen arbeitslosen Neuankömmlingen in Kunzewo (so auch mir) Dimitri Sacharowitsch Manuilski gegeben.

Der Majordomus und genius loci im letzten Datschenlager der Komintern bewohnte eine grosse, auch für andere Hausgäste eingerichtete Datscha am äussersten Ende des Territoriums, wo er mit seiner Frau, Varja Platonowna Lebedewa, ständig und zurückgezogen lebte. Selten sah man ihn spazierengehen. Varja jedoch, das kleine, zarte, marmorblasse Persönchen, durchstreifte den Wald täglich nach Pilzen oder machte eine Stippvisite bei Nachbarn ihres Vertrauens, wenn sie nicht gerade stark erhöhte Temperatur hatte: schwer tuberkulös, war sie als Frau von «Manu» (wie er im familiären Komin tern-Jargon genannt wurde), der Star unter allen weiblichen Lungenkranken. Von ihnen gab es eine Reihe im Umkreis der Internationale, so Arthur Piecks aus ärmstem Berliner Proletariermilieu stammende Frau, Grete Lode, eine liebe Freundin von uns. Aber Varjas trockenes Hüsteln war nicht sozialer, sondern sozialistischer Herkunft.

In den Revolutionstagen 1917, auf den eisigen Korridoren des Petrograder Smolny, an offenen Türen vorbei, hinter denen in kaum geheizten Räumen Lenin, Trotzki, die ganze grosse Garde der Bolschewiki rund um die Uhr Russland und die Welt veränderten, hatte sich das blutjunge Aristokraten-Töchterlein die fiebrigen Augen geholt.

Klein und helltürkisblau glänzend wie gläserne Stecknadelköpfe, hatte sie mit ihnen und ihrem heroisch verklärten Leiden in der Komintern als Kaderchefin der französischen Sektion unzählige Männer verhext, in freier, auch zeitweise gebundener Liebe im Lux gelebt, ohne je Kinder zu bekommen – «weil ich mich frühzeitig sterilisieren liess, weisst du, das war so eine Mode bei uns Revolutionärinnen, da werden die Eileiter abgeschnürt, jetzt tut es mir leid, ich hätte so gern ein Kind von Manu gehabt», vertraute sie mir einmal an.

Nun war er seit Jahren schon für die Lebedewa der unwiderruflich letzte Mann und Varja für Manuilski die unwiderruflich letzte Frau.

Er hatte sie dem Oberturkestaner Stepanoff abgeluchst, einem gutaussehenden Bulgaren, fast das, was man einen schönen Mann nennt, der in Wahrheit Minieff hiess oder, wie alte Kaderkenner behaupteten, schlicht Iwanow. Er gehörte zu jener vielnationalen Studentengruppe, die während des Ersten Weltkriegs in der Schweiz studiert und sich dort dem linken Flügel der sozialistischen Bewegung angeschlossen hatte. Mit den Schweizer Genossen fuhr er zum II. Weltkongress nach Moskau und votierte als rasch ernanntes Mitglied des «Komitees der III. Internationale» unter dem Namen Vanini für Frankreich.

Diese Pinscher-Pudel-Dackel-Mischung ohne nationales und Partei-Pedigree und immer anders gerufen, war für eine Reihe Kommunisten aus der Frühzeit der Komintern typisch. Seither bekannt wie ein bunter Hund, dauernd auf Fährten gesetzt, «wo etwas los war», so auch im Spanischen

Bürgerkrieg, kam Stepanoff unversehrt daraus zurück und nach Kunzewo zur Erholung. Wir begegnen Varjas früherem Mann, der sich zeitweise auch ihren Namen, nämlich Lebedejew zulegte, in der ganzen Lux-Geschichte.

Manuilskis ständige Anwesenheit, auch wenn sie sich wochenlang nur dadurch bemerkbar machte, dass morgens der dunkelblaue Buick die Waldstrasse entlangfuhr, um ihn zur Arbeit abzuholen und spätabends wieder zurückzubringen, und an den freien Tagen eine Speisenträgerin aus der Stolowaja mit hochgestemmtem, sorgsam verhülltem Tablett den Weg durch den Wald zur Krassnaja Pressnaja nahm, bedeutete für die strenggläubigen Datschniki, dass es noch Wunder gab.

Aus welcher Perspektive auch betrachtet: aus der rein persönlichen seiner Frau und der um ihn bangenden Freunde; aus der politischen, was seine langjährige, keinesfalls sündenfreie Komintern-Tätigkeit anbelangte, bei der er in Tuchfühlung mit jüngst entlarvten «Verrätern und Verbrechern» war, und selbst aus der historischen Perspektive; was seine weit zurückliegende Vergangenheit betraf, nämlich 1883 als Sohn eines Dorfpopen in dem ukrainisch-wolhynischen Ort Swjatresk zur Welt gekommen und seit 1903 Anhänger der Menschewiki gewesen zu sein, denen er vierzehn Jahre gefolgt war, bis er in den Tagen der Oktoberrevolution zu den Bolschewiki und Lenin gefunden hatte – es schien tatsächlich ein Wunder, dass Manu noch quicklebendig und nicht von den Organen der Sowjetmacht ins Jenseits befördert worden war.

Nach 1938 war Manuilski der letzte im Führungsgremium der Komintern die Sowjetunion und die KPdSU vertretende Spitzenfunktionär. Alle namhaften Bolschewiki, aus der Geschichte der II. Internationale nicht wegzudenken, wie Sinowjew, Bucharin, Radek (hier seien nur diese drei einst glanzvollen, durch die Schau- und Schauderprozesse der dreissiger Jahre weltweit bekannt gewor-

denen Namen hervorgehoben), führende Männer des Apparats, wie Ossip Pjatnitzki, Mironow-Abramow, Knorin mitsamt ihren Gehilfen und Gefolgsleuten, und . . . und . . . und . . . wurden ins Verderben gestürzt: Manuilski allein war übriggeblieben. Sein Genosse im Überleben und gleichfalls EKKI-Sekretär, der Finne Otto Kuusinen, wurde nicht als Konkurrenzwunder betrachtet. Erstens, weil er in Kunzewo still seiner Wege ging, zweitens, weil er zu Recht oder Unrecht nicht zu jenen Komintern-Führern zählte, die in der Internationale das russisch-bolschewistische Element repräsentierten.

Die ukrainische KP hatte Manuilski schon 1921 in die Komintern entsandt; auf dem V. Weltkongress 1924 wurde er Mitglied der politischen Kommission, in der zum ersten Mal Stalin als Sprecher für die KPdSU auftrat, sowie Vorsitzender der Kommission für die Nationalitäten- und Kolonialfrage und deren General-Berichterstatter. Dort hielt Manuilski seine Jungfern-Rede. Das Forum der Internationale (475 Delegierte, die 49 Sektionen vertraten) spendete dem neuen Mann der russischen Delegation Beifall.

Der VI. Weltkongress 1928 sah den hellwachen Ukrainer bereits einen Platz im Präsidium einnehmen. Zu dieser Ehre kamen insgesamt fünf russische Delegierte: Stalin, der allmächtig gewordene Generalsekretär der KPdSU (laut Protokoll bei seinem Erscheinen auf der Tribüne «besonders stürmisch begrüsst»); Bucharin, auf dem Stammsitz seit Gründung der Internationale, und neben Manuilski zwei weitere Neubesetzungen – bedingt durch den inzwischen erfolgten Parteiausschluss Sinowjews und Trotzki – Molotow, der Stotterer, und Pjatnitzki, der Verschwiegene.

Im Gegensatz zu den gestürzten Redegewaltigen blieben die beiden während der ganzen Dauer des Kongresses, fünfundzwanzig Sitzungen lang, stumm. Manuilski aber

sprach. Er hielt das mit Spannung erwartete Grundsatzreferat über «Die Lage in der KPdSU und ihre Probleme». Darin musste er den ausländischen Delegierten «die Lehren des langjährigen Kampfes unserer Partei mit der trotzkistischen Opposition» darlegen und sie «zum Gemeingut der gesamten Kommunistischen Internationale machen».

Für ihn eine ebenso schwierige wie notwendige Aufgabe angesichts der versteckten und offenen Trotzki-Anhänger in den einzelnen Sektionen, der noch virulenten trotzkistischen Gruppen in den Parteien. Die Forderung des XV. Parteitags der KPdSU von Dezember 1927, die eigenen Parteiorganisationen «von allen offensichtlich unverbesserlichen Elementen der trotzkistischen Opposition» zu säubern, sollte auch in den ausländischen Parteien verwirklicht werden.

Demnach ging es nicht mehr um politisch-ideologische Auseinandersetzungen, sondern um die Gleichschaltung mit der stalinistisch gewordenen Partei der Sowjetunion.

Manuïlski entledigte sich dieser Aufgabe mit der ihm eigenen politischen Klugheit. Mit keinem Wort erwähnte er Stalin, den machtpolitischen Sieger im Hintergrund, um bei den Delegierten nicht den Eindruck zu erwecken – oder zu verstärken –, dass die langjährige persönliche Feindschaft zwischen den beiden Antagonisten den Sturz Trotzki herbeigeführt hatte. Trotzki jedoch, der aus seinem Verbannungsort Alma Ata dem Kongress Botschaften zukommen liess, zitierte Manuïlski ausführlich, holte den toten Lenin als Kronzeugen herbei, um die Theorie von der «permanenten Revolution» zu widerlegen und die entscheidende, vehement unter dem Beschuss der Opposition stehende Bastion, die «Hegemonie der Partei», im Gegenangriff zu verteidigen: «Wer auch nur im Geringsten die eiserne Disziplin der Partei des Proletariats schwächt (besonders während seiner Diktatur), der hilft tatsächlich der Bourgeoisie gegen das Proletariat.»

Der ehemalige Geschichtslehrer Manuilski hatte den 515 Delegierten, nun schon 58 Sektionen vertretend, eine eindrucksvolle marxistisch-leninistisch-stalinistische Lektion erteilt. Und der Kongress beschloss, was zu beschliessen schon vorher beschlossen war: eine Resolution, in der es hiess: «Der Kongress bestätigt die Beschlüsse des XV. Parteitagess sowie die Beschlüsse des 9. Plenums des EKKI über den Ausschluss der Opposition aus der KPdSU und brandmarkt die gegenrevolutionäre menschewistische Tätigkeit der früheren Oppositionellen nach ihrem Ausschluss.»

Mit dem Absingen des Refrains der Internationale «Völker, höret die Signale . . .» sank die Epoche Lenins ins Grab. Die Epoche Stalins, «Sozialismus in einem Lande», planvoller Aufbau der Sowjetwirtschaft und planvolle Vernichtung von Menschenmassen, war angebrochen.

Ob der Kunzewo-Datschnik, in dem sich für uns ein leibhaftiges Wunder und die Kontinuität der internationalen Kommunistischen Bewegung verkörperte, zehn Jahre später mit Schrecken oder mit Stolz an diese historische Wende zurückdachte?

Wahrscheinlich erinnerte er sich lieber an die minutenlangen Ovationen, die ihm 1935 der VII. Weltkongress darbrachte, als er die Tribüne betrat. Mehrmals musste er zu seiner grossen Rede zum 40. Todestag von Friedrich Engels ansetzen (dem letzten Aufgebot der Komintern noch lebhaft in Erinnerung), weil der emphatische Beifall kein Ende nehmen wollte.

Seither war er der grosse kleine Mann in der Komintern - und hier im Wald: dunkelblaue Parteiuniform à la Stalin und Wilhelm Pieck; blankgeputzte Stiefel an den zu kurz geratenen Beinen; kohlschwarze, wie Jett glänzende Augen im schnauzbärtigen Gesicht; mit der polyglotten schnellen Zunge (Französisch sprach er à L'Académie Française) und all dem Witz und Sarkasmus (zahllose Bonmots

kursierten von ihm), der agitatorischen Überzeugungskraft, den schlagkräftigen Argumenten und Analysen zur jeweiligen politischen Frage; und immer obenan in seiner Argumentation, wie in einem Heiligenschrein ruhend, *die Partei*, die Hüterin der objektiven Wahrheit – «jede Kritik an ihr, ist Entfernung von ihr», kanzelte er einmal Jules Humbert-Droz ab, als dieser ihn auf begangene Fehler hinwies – und die *Sowjetunion* als der Partei, aller kommunistischen Parteien liebstes Kind, stets gefährdet und schwierig aufzuziehen, bis es gross und mächtig wurde – das war unser Manu und wir liebten ihn. Zugänglich auch für persönliche Anliegen, heimlicher Ratgeber in bedrängten Lagen, wäre Manuilskis gewaltsame Entfernung aus der Krassnaja Pressnaja, seinem bescheidenen Domizil, einem Anschlag auf das ganze Lager gleichgekommen. Vielleicht wurde das an höherer Stelle bedacht.

Weibliche Zentralfigur hingegen war keine «alte Bolshewikin» wie Varja Platonownas mütterliche Freundin Stella Blagojewa, die Witwe (oder Schwester?) des 1924 verstorbenen legendären Gründers der revolutionären Kommunistischen Partei Bulgariens, sondern die Wirtschaftsleiterin des Datschenlagers, ein einfaches russisches Parteimitglied. Die resolute, nicht unhübsche Frau mittleren Alters, blond, rundlich und helläugig, hiess Maria Sergejewna mit Vor- und Vatersnamen: In «Wallensteins Lager» muss die böhmische Marketenderin eine ähnliche Frauensperson gewesen sein, zwischen würfelnden Söldnern sich ebensogut behauptet haben wie diese hier, «Sestra» genannt (zu Deutsch Schwester), zwischen den ausländischen Klassenkämpfern des Weltproletariats beim Billard-, Schach-, Ball- und Kartenspiel.

Ihre weisse Mantelschürze, unter der sich ein grosser Schlüsselbund verbarg, tauchte auf allen Wegen auf, und wenn die weithin dröhnenden Gongschläge zu den Mahlzeiten riefen, zur Filmvorführung oder zu sonst einer kol-

lektiven Lustbarkeit, dann wusste jeder, wessen kräftige Hände «die Trommel rührten».

Alle organisatorischen Fäden liefen durch ihre Finger, und sie meisterte die Kunst, Bittsteller und Beschwerdeführer, mochten sie im Rang noch so hochstehen, daran zappeln zu lassen. Ob es sich um einen Zimmertausch, Diätwünsche, eine wattstärkere Nachttischlampe, einen zusätzlichen Stuhl, um Katzenfutter, Kopfwepulver, Zwirn zum Auffädeln der Pilze handelte (getrocknet bereicherten sie den winterlichen Küchensettel im Lux) – die Sestra war nicht zu umgehen.

Sich ihre Gunst zu sichern, schien geraten. Sie stand, darüber gab es keinen Zweifel, neben ihren wirtschaftlichen Obliegenheiten in Diensten eines fremden, unsichtbar waltenden Apparats – des gleichen, der nächtens ohne Propusk das Lux heimsuchen liess. (Auch darin verwandt ihrer Wallensteinschen Vorgängerin, der Marketenderin, die in Piccolominis Diensten gestanden sein dürfte.)

Wenn die Sestra während des Gemeinschaftsessens durch die Stolowaja schritt, um die Arbeit der Serviermädchen und den Appetit der Gäste zu kontrollieren, verstummten die Gespräche an jenen Tischen, wo sie halt machte und nach prüfendem Blick auf die halb abgegessenen Teller fragte: «Hat es nicht geschmeckt?»

Sichtliche Unlust beim Verspeisen typisch russischer oder schlecht zubereiteter Gerichte konnte damals als «Sowjetfeindschaft» ausgelegt werden. Selbst Varja Platonowna hatte Angst vor ihr, behauptete, die Sestra pflege nachts um die Manuilski-Datscha herumzustreichen, um dort die Gespräche zu belauschen. Wir hatten die gleiche Beobachtung auch schon gemacht, den weissen Mantel vor unseren Fenstern vorbeihuschen gesehen; wobei sich die Frage erhob, ob sie ausser Russisch heimlich Fremdsprachen beherrschte.

Doch wie dem auch sei – mir rettete sie jedenfalls das Le-

ben. Denn in Unkenntnis der erstaunlichen Tatsache, dass auf Russlands Waldboden Pilze giftig sein können, die bei uns in Österreich zu den geniessbaren zählen, hatte ich mich an einer selbst zusammengebrauten Schwammerlsuppe (auf Martha Gottwalds Herd gekocht und von den vorsichtigen tschechischen Genossen nicht gekostet) so gründlich vergiftet, dass ich glaubte, meine letzte Stunde habe geschlagen. Auf allen Vieren kroch ich nachts vom Neben- zum Haupthaus hinüber, weckte die Sestra, und sie half mir, wahrhaft schwesterlich, mit Einflüssen heisser Milch und irgendwelchen Medikamenten. Dieser Vorfall schuf bis zum Abschiedstag von Kunzewo ein Vertrauensverhältnis zwischen uns, in das sich keine gegenseitige Verdächtigung mehr einschlich.

Ab und zu kam ein Adjutant aus der Stadt und überbrachte, von Datscha zu Datscha, der Kominterngeneralität die neuesten Meldungen von den diversen Kriegsschauplätzen an der inneren und äusseren Front. Auf einer «M-Otschka» (dem meistgebrauchten bescheidenen Vehikel der einheimischen Fahrzeugindustrie) daherreitend, war es meistens der Genosse Friedrich, recte Geminder, der die Nachrichten übermittelte. Sie stammten (in Übersetzungen) aus seiner Presseabteilung, dem bestfunktionierenden und personalmässig am stärksten besetzten Apparat der Komintern.

Eines Sonntagmorgens, es war der 22. Juni 1941, alle Datschen und alle verfügbaren Datschenzimmer waren wie jedes Jahr um diese Frühsommerzeit voll besetzt, wurden die Schlafenden von einer Nachricht aufgeschreckt, die ein anderer Bote, der stellvertretende Leiter der Presseabteilung, unser österreichischer Genosse Friedl Fürnberg, von Haus zu Haus, von Datscha zu Datscha weitertrug: Die Hitler-Truppen hätten in der Nacht an mehreren Stellen die Grenzen der Sowjetunion überschritten, der Krieg sei

ausgebrochen, jener Krieg, den insgeheim alle für unausbleiblich gehalten und doch nicht erwartet hatten. Nicht für diesen Tag. Kaum mehr für diesen Sommer.

Stalins Internationales Garde-du-Corps verfiel nicht in Panik. Diszipliniert fügten sich die Datschniki der Anweisung, das Territorium nicht zu verlassen, bis neue Order kämen. Nur die schwarzen SIS-Limousinen fuhren, diesmal ganz ausgelastet, nach Rostokino, dem letzten Domizil der Komintern, wo eine eiligst zusammengerufene Vollsitzung der wichtigsten Kominternfunktionäre stattfand.

Teilnehmer an dieser historischen Sitzung erinnerten sich seltsamerweise später weniger genau an das dort Besprochene und Beschlossene, als an die Tatsache, dass mitten während der Beratungen Philipp Dengel der Schlag rührte, wovon der Katzenfreund sich nicht mehr erholte und daran im Lux starb.

Aber es dauerte kaum zwei, drei Wochen, da herrschte in Kunzewo wiederum nahezu der übliche Sommerbetrieb. Lediglich die Frauen mit Kleinkindern wurden schon in den ersten Kriegswochen in die weit von Moskau entfernten östlichen Provinzen evakuiert; dort abseits der Städte in Kolchosdörfern untergebracht, mussten sie beim Einbringen der Ernte mithelfen.

Und noch einer fehlte – der alte Stammgast Bohumir Smeral. Ihn hatte die tschechoslowakische Emigrantenkolonie am 10. Mai 1941 in Moskau zu Grabe getragen. In seinen zwei letzten Lebensjahren schon von schwerer Krankheit gezeichnet, hatte der kominternfromme «Turkestaner» eine entscheidende innere Wandlung vollzogen: genug des Opportunismus, der Leisetreterei im scheinbaren Interesse eines scheinheiligen Friedens! Er liess sich vom Hitler-Stalin-Pakt nicht in Sicherheit wiegen, warnte vor dem bevorstehenden Krieg gegen die Sowjetunion und gab seine persönliche «Nichteinmischungspolitik» gegenüber der eige-

nen Partei, der KPC, auf. So forderte er von Gottwald, er solle das illegale ZK in Prag strikt anweisen, den Widerstandskampf gegen die Okkupanten *ohne Rücksicht auf den Pakt* weiterzuführen!

An seiner Bahre leistete ihm Gottwald – wie einst Stalin dem grossen Lenin – einen feierlichen Schwur: «Wir versprechen dir, Genosse Smeral, dass wir im Kampf ausharren werden – so lange, bis wir den schmutzigen Hakenkreuzfetzen vom Hradschin heruntergeholt und die Fahne der Freiheit auf ihm gehisst haben werden!»

Wie diese Fahne der Freiheit dann nach 1948 aussah, als Gottwald, Stalins treuer Gefolgsmann, in die Präsidenten gemächer auf dem Hradschin eingezogen war – das hätte dem alten Opportunisten Smeral wahrscheinlich kaum gefallen. Schon der kommunistische Staatsstreich vom Februar 1948, der auf die Errichtung einer «Volksdemokratie» abzielte und den bisherigen Präsidenten Eduard Benes schliesslich zum Rücktritt zwang (Juni 1948), wäre nicht nach seinem politischen Geschmack gewesen: Der Aussenminister Jan Masaryk stürzte sich aus dem Fenster seiner Wohnung – oder wurde zu Tode gestürzt.

Im Haupthaus versammelten sich die Datschniki zum Gemeinschaftsempfang der Rede Molotows. Er – nicht unser Oberkommandierender – verkündete den Kriegsausbruch mit stockender, stotternder Stimme dem Sowjetvolk. Nach seinen letzten Worten: «Unsere Sache ist gerecht. Wir werden den Feind vernichten. Der Sieg wird unser sein!» gab es nur einen in der verstörten Runde, den Russen Sorgin, Betreuer der Franzosen und Spanier, der den Kopf verlor: «Wie ein Wahnsinniger stürzte er hinaus, flüchtete in den Wald gleich einem rasenden Stier», beschrieb Ceretti die erschreckende Szene. «Am Abend, als er wieder auftauchte, war er nicht mehr der Sorgin, wie wir ihn gekannt hatten, sondern ein ängstlicher alter Mann, der mit erhe-

bender Stimme fragte, ob das, was Molotow erklärt hatte, nicht inzwischen *dementiert* worden sei.»

In Kunzewo setzten wir danach Kartoffeln zur Selbstversorgung nach neuester sowjetischer Methode: Die Saatkartoffeln für die mögliche zweite Herbsterte wurden in kleine Stücke zerschnitten mit jeweils ein bis zwei Augen. Eifrig beackerte jeder Arbeitswillige, angespornt von Brigadier Walter Ulbricht in Shorts und Hosenträgern, mit Krampen und Schaufel die nichtwaldbestandenen freien Erdflächen – trotz der alarmierenden Frontnachrichten nicht ahnend, dass wenige Monate darauf Kunzewo ins Kriegsgebiet fallen würde.

Im Herbst 1941 stiessen die Hitlertruppen auf der unweit davon verlaufenden Moshaisker Chaussee vor, deren Verteidigung in die Kriegsgeschichte des Kampfes um Moskau eingegangen ist.

In jenen Oktobertagen war das letzte Sommerlager der Komintern verlassen und ausgestorben.

Ein Mensch verliess seinen Posten nicht: die Sestra. Sie hob gemeinsam mit Pioniertruppen der Roten Armee Panzergräben vor der Kunzewo-Mauer aus, diente dann dem in die leeren Datschas eingezogenen Frontstab als Markettenderin der Offiziers-Stolowaja.

Mit diesem (oder einem andern) Stab zog sie weiter in den Krieg und soll, mehrfach dekoriert, in einer der grossen Schlachten gefallen sein.

Den Sommer darauf, 1942, traf Stalins Garde-du-Corps, etwas abgemagert und abgerissen, beinahe vollzählig wieder im «reaktivierten» Stammlager ein. Das Haupt- und Nebenhaus hatte seine Farbe gewechselt, grün-braun zum Schutz gegen Fliegerangriffe. Ein Flakgeschütz verbarg sich im dicht bewaldeten rückwärtigen Teil des Territoriums. Die Ball-Spielplätze waren verwildert, die Wege zugewachsen. Ansonsten deutete nur die weit bescheidener

gewordene Versorgung der Stolowaja auf die schwere Kriegslage hin. Kein einziges Mal musste die Flak in Aktion treten. Die deutschen Bombergeschwader hatten ein anderes strategisches Ziel: die Stadt an der Wolga, die den Namen des Oberkommandierenden trug – Stalingrad.

Wer allerdings von den privilegierten Luxianern den Kunzewo-Autobus versäumte, dem gelang von nun an der Durchbruch zur grünen Front nicht mehr: die Vorortszüge waren für den Personenverkehr eingestellt, und jeder, der die entvölkerte Stadt verlassen wollte, hatte im Besitz einer Sonderbewilligung zu sein. Ganz besonders verdiente Genossen-Datschniki bekamen natürlich den sogenannten «Stadtpropusk» ausgefolgt.

Das Lux zieht in den Krieg

Während Moskau trügerische Gelassenheit zur Schau trug, die Theater spielten und die Geschäfte noch keinen auffallenden Warenmangel zeigten, die Menschen wie immer zur Arbeit eilten, sich in der Metro, in den Strassenbahnen und Trolleybussen zusammendrängten, als seien sie nun *ein* Körper mit einem Herzen, mit einem Hirn, das langsam zu begreifen suchte, was eigentlich unbegreiflich war nach allen Versicherungen von Partei und Regierung, der Pakt mit Hitler-Deutschland habe die Kriegsgefahr abgewendet – schwieg Stalin.

Erst am 3. Juli 1941, nach zwölf banger Tagen – Hitlers Wehrmacht war schon dabei, die bjelorusische Hauptstadt Minsk einzunehmen –, ertönte seine Stimme aus den Lautsprechern auf den Strassen und Plätzen, in den Fabriken und Häusern, und die ersten Worte, nie zuvor aus dem schnauzbärtigen Mund vernommen, waren mit solcher Wärme und Eindringlichkeit gesprochen, dass sie den ganzen Krieg hindurch Millionenmassen im Ohr behielten: «Genossen, Bürger, Brüder und Schwestern, Kämpfer unserer Armee und Flotte. Ich spreche zu euch, zu meinen Freunden! . . . Unsere Heimat ist in ernster Gefahr!»

Der Appell Stalins an das Sowjetvolk, «den Kampf auf Leben und Tod mit dem erbittertsten Feind, mit dem deutschen Faschismus» auszufechten, den Feind «niederzuringen und den Sieg davonzutragen . . .» bedurfte in unserem Haus der Emigranten für viele noch der Übersetzung in die Muttersprache. Die Sprache des Krieges jedoch, der Ermütigung und der Zuversicht, wurde auch ohne Übersetzung verstanden. «11 est formidable – Stalin – vraiment formi-

dable! Tu l'as entendu?» erregt und glücklich, als wäre der Krieg schon halb gewonnen, stürzte Pilar Hernandez in unser Zimmer. Ihr Küchen-Russisch war so mangelhaft, dass sie ausser ein paar Worten nichts von Stalins Rede verstanden haben konnte. Und doch! Zum Andenken an diesen Tag und mit dem gegenseitigen Wunsch, dass wir unsere Mütter bald wiedersehen würden, sie in Spanien und ich in der Tschechoslowakei, schenkte ich ihr, der schönsten spanischen «Schwester» im Lux, ein kleines goldenes Kettchen, das einzige Schmuckstück, das ich von meiner Mutter besass, für ihren nackten Hals. (An den Geburtstag von Ernst am gleichen Tag, am 3. Juli, hatte ich nicht gedacht. Wir lebten ohne Kalender, nur von Ereignis zu Ereignis.)

Die Komintern hatte schon am ersten Tag des Überfalls auf die Sowjetunion die Mobilmachung aller verfügbaren Kräfte angeordnet und selbst aus dem Präsidium des EKKI eine Art Kriegsrat gebildet: Die «Troika» Dimitroff, Manuilski und Ercoli-Togliatti. Ihr Truppenkontingent befand sich im Lux. Hier war die Basis, von der aus eine einzigartige, unblutige, unsichtbare Front dem Feind entgegengestellt wurde: die Front der Propaganda. Ihre Bewaffnung-das Radio. Das modernste Medium, das faktisch keine Fronten kennt, hinübergreift ins Hinterland und die Stimmen aus aller Welt, die über die Fronten hinweggehen, hereinholt, erhielt schlagartig eine Bedeutung von ungeahntem Wert.

Nirgendwo sonst waren die Voraussetzungen für den Propagandaeinsatz einer qualifizierten Truppe so günstig wie im Lux. Es war der *einzig*e Ort, wo während des Zweiten Weltkrieges Angehörige aller kriegführenden Staaten, aller besetzten und neutralen Länder unter einem Dach gelebt und ein Ziel verfolgt haben: Kampf gegen den Faschismus. Die Ballung von Menschen auf engstem Raum, von denen die meisten mehrere Sprachen beherrschten und die

in unzähligen grossen und kleinen Kämpfen politisch durchgeknetet waren – jetzt, da es um Sein oder Nichtsein ging, unverbrüchlich solidarisch mit der Sowjet-Union, deren Sieg über Hitler-Deutschland die letzte Chance auf ein vom Faschismus befreites Europa war hatte allein schon von innen her Explosivkraft. Sie maximal zu nützen und diese unter den Bedingungen des Krieges kostbar gewordenen Menschen an die Front zu werfen, wo sie am wirksamsten zur Geltung kommen würden, dorthin, wo Mikrofon und Kopfhörer das einsatzbereite Kriegsgerät waren, sah die Komintern von nun an als ihre eigentliche Aufgabe an.

Da die Bedienungsmannschaft der neuen Waffe – «neu» im Sinne der strukturellen Umwandlung des alten Komintern-Apparates in einen Propaganda- und Informationsapparat erster Ordnung – aus dem Lux kam, ergab sich arbeitsmässig und auch persönlich ein nahes Verhältnis zu Ercoli/Togliatti auf Nr. 1. Ihm war innerhalb der «Troika» die Gesamtleitung des im Aufbau befindlichen Geheimapparates übertragen worden, der schliesslich etwa ein Dutzend Sektionen umfasste. Alle hatten ihre eigene Redaktion, und einige davon waren in einzelne Spezialsparten unterteilt.

«Jetzt kam demjenigen der Platz zu, der schreiben konnte.» So formulierte es Ceretti sehr präzise in seinen Erinnerungen *Im Schatten der zwei T.* «Jetzt wurde nicht beschlossen, nicht diskutiert, man kämpfte nicht mehr auf Kongressen und Tagungen: man führte auf anonyme Weise Aufgaben auf dem Gebiet der Propaganda durch . . . es ging nicht darum, Parolen zu wiederholen noch auswendig gelernte Thesen. Alles musste ersonnen, alles improvisiert werden nach Massgabe der feindlichen Meldungen. Alle Redaktionen hatten mit Ercoli zu tun, sowohl was die Erstellung der Gesamtpläne anbelangte wie die Kontrolle jeder Sendung. Jeden Abend war Ercoli ge-

zwungen, Berge von Papier in den ihm bekannten Sprachen zu lesen . . .»

Diese gigantische Tag- und Nachtarbeit, bei der die Kenntnis von mindestens einem halben Dutzend Sprachen erforderlich war, die politische Übersicht, ein Orchester zu dirigieren, das nach der Partitur des Krieges nun ebenfalls auf Ätherwellen im «Konzert der Freiheit» gegen den Feind auf spielte, wie im Westen bereits Radio Strassburg, die BBC in London und eine Reihe anderer Geheimsender, konnte von Ercoli nur mit Hilfe des arbeitswütigen «Konzertmeisters» Friedrich bewältigt werden, in dessen Presse- und Propaganda-Abteilung sich die Organisation der Arbeit konzentrierte. Und wie in einem «kapitalistischen Betrieb» kam auch hier der Chefsekretärin eine wichtige Rolle zu – der blonden, rundlichen Deutschen Hede Werner, die mit Berliner Humor, ruhiger Energie und Verständnis für Personalnöte begabt, das komplizierte Gefüge zusammenhielt.

In den letzten Junitagen wurde auch ich mobilisiert – endlich besann man sich in der Komintern der Überlebenden aus dem Militärapparat der Roten Armee! Ernst hatte es schon kaum mehr mit ansehen können, wie ich darauf brannte, eine Arbeit zu bekommen. Tränen der Wut und Erbitterung, weil ich mich zu Unrecht kaltgestellt fühlte, hatte ich an seiner Schulter geweint. «Es ist *mein* Krieg, verstehst du das? Mein Krieg! Wozu bin ich jahrelang in dem verfluchten Nazi-Deutschland gewesen, wenn ich nicht einmal hier in der Sowjetunion etwas tun kann?»

«Ich werde mit Friedrich sprechen oder mit Ercoli, vielleicht bauen sie dich irgendwo ein . . .»

Irgendwo, es war mir ganz gleich wo ... am liebsten hätte ich mich gleich zu den Arbeitermilizen gemeldet, die auf Lastwagen nach der Schichtarbeit am Lux vorbeirollten, zur Unterstützung der Roten Armee, zur Verteidigung Moskaus.

Friedrich brauchte tatsächlich jemanden, der mehrere Sprachen beherrschte, darunter auch genügend Russisch, um ein Zeitungs- und Radioausschnitte-Archiv in seiner arbeitsintensiven Abteilung einzurichten, das es bisher nicht gegeben hatte.

Die Fahrt im Komintern-Autobus hinaus nach Rostokino, zusammengepfertcht mit Lux-Leuten, die ich früher nie oder nur flüchtig gesehen hatte, wenn sie vor dem Hintereingang ausgestiegen und wir, um nach Kunzewo zu fahren, eingestiegen waren, eröffnete mir von nun an die Welt einer auf hohen Touren laufenden Büro-Maschinerie mit eigenen konspirativen Regeln. Der erste Kriegseinsatz im Frontstab der Geheimpropaganda, der Geheiminformation über Kurzwellen, verlangte eiserne Pünktlichkeit, eiserne Verschwiegenheit und die bürgerliche Tugend – Fleiss. Rund um die Uhr waren die Abhörkabinen besetzt, wo die Siegesmeldungen des Feindes bereits Tage vorher verkündeten, was die lakonischen Meldungen der «Swodka», des Sowjetischen Frontkommuniqués, nur ahnen liessen. Ohne Verteidigung auf irgendwen, auf irgendwas, allein von ihrem Gewissen und dem ihnen erwiesenen Vertrauen getragen, hüteten die «verdammten Ausländer im Hotel Lux», Fremde inmitten der verstörten Stadt, strengste Militärgeheimnisse. Und Wochen später, als nach und nach die Komintern-Geheimsender ihre Tätigkeit aufnahmen – so bereits im Juli/August «Svobodne Ceskoslovenska», im September 1941 der «Deutsche Volkssender», «Radio-Milano-Libertà», «France Libre», der rumänische «Romania Libéra», der ungarische «Kossuth»-Sender, der bulgarische «Christo Boteff», nach Monaten auch, zum erstenmal am 19. November 1941 von Ufa aus, der Sender «Österreich», der «Sudetendeutsche Freiheitssender» und andere kleinere Emissionen – sprachen die Luxianer selbst – oder von Schnellschreibern verfasste Texte ins Mikrofon des Tonstudios unten im Keller, die *keiner* sowjetischen Zensur,

sondern nur den Parteiverantwortlichen des jeweiligen Landes, für das die Sendung bestimmt war, vorzulegen waren. Eine Freiheit des Wortes also, wie es sie sonst nie in der Sowjetunion gegeben hat.

In einem Fall musste sogar der obligate Zensor im offiziellen Moskauer Rundfunk (der unter Kriegsrecht stand) auf seinen Rotstift verzichten: Ernst Fischer hatte diese Bedingung gestellt, bevor er einwilligte, Hauptkommentator für die *deutsche* Sektion zu werden, die von unserem Kunzewojaner, dem Bayern Sepp Schwab, geleitet wurde. Erst nach der ausdrücklichen Zusicherung Dimitroffs, dass weder die deutsche Partei, Pieck, Ulbricht oder Florin noch der deutsche Sendeleiter, noch die sowjetischen Zensurstellen ihn behindern würden, übernahm er diese Aufgabe bis zum Kriegsende. Mithin war die deutsche «Stimme Moskaus» die eines Österreichers!

Sie konnte zum Unterschied von den Mitarbeitern Radio Moskaus «frei» sprechen, nach einem Manuskript, das keiner Unterschrift einer übergeordneten Instanz bedurfte, um in Sendung zu gehen. Meistens schrieb Ernst seine Kommentare im Lux und ging dann spätnachts hinüber zum «Radiokomitee» auf dem Puschkinplatz direkt ins Studio. Das Grundmaterial für die Abfassung der Kommentare waren grossteils die täglich in Rostokino zu einem hektographierten «Informations-Bulletin» zusammengefassten Nachrichten des Abhördienstes. Wegen des Papiermangels wurden die leeren Rückseiten beschrieben, so dass häufig – groteskerweise – auf dem Vorderblatt Auszüge aus den Reden Hitlers und anderer Nazigrössen an das «deutsche Volk» standen und auf den Rückblättern das gleiche «deutsche Volk» zum Widerstand gegen seine Unterdrücker, gegen den «Russland-Feldzug» und den «Möchtegern-Napoleon» aufgerufen wurde.

Zur Erleichterung der Arbeit liess uns die Komintern sogar einen für Kurz-, Mittel- und Langwellen-Empfang ge-

eigneten Radioapparat ins Zimmer stellen, ein schwarzes Ungetüm, das den halben Schreibtisch einnahm: ein Militärgerät mit Kopfhörern. Wir benützten es nur selten. Als die Hitlertruppen immer näher an Moskau heranrückten, mussten wir es wieder zurückgeben, aber 1942, nach der gewonnenen Schlacht um Moskau, stand es dann neuerlich auf seinem Platz und verkündete in allen Varianten: «Der Sieg wird unser sein!»

Wie und durch wen ich neben meiner Archiv-Arbeit in Rostokino nach wenigen Tagen schon zu meinem zweiten Kriegseinsatz kam, erfuhr ich nicht. Wahrscheinlich war es Manuilski, der Ercoli vorschlug, mich als Dritten im Bunde des sogenannten «Dreierkomitees», das für den gesamten *Zivilschutz* Lux verantwortlich wurde, zu mobilisieren. Die Arbeitsteilung in dieser Lux-Troika ergab sich aus den Besonderheiten unseres Hauses: Ercoli übernahm die politische Führung, der Hauskommandant Gurewitsch den Ausbau der Keller in Luftschutzräume, die Verbindung zu den sowjetischen Zivilschutzbehörden, die Organisation von Schulungskursen und ich alles übrige. In der Praxis sah es dann so aus, dass ich mich um weit mehr kümmern musste, als es die Obliegenheiten eines Luftschutzwartes für ein gewöhnliches Moskauer Haus erforderten. Eile tat not. Unsere Ausländerinsel brauchte in kürzester Frist alles Notwendige zur Selbstverteidigung. Das zu bewerkstelligen, war von nun an meine Aufgabe: Kontrolle der Verdunklung; Sandkisten auf allen Etagen und Treppen; Überprüfung der Handfeuerlöcher; Entrümpelung des Dachbodens von brennbaren Stoffen, der Kellerräume von den Hinterlassenschaften der «Tschistka» (grosser Gott, wem gehörten einmal die Bücherstapel, die vermodernden Kleidungsstücke, aus denen die aufgescheuchten Ratten hervorsprangen?); Hilfsarbeit in der Tischlerei, wo für die Einrichtung der Luftschutzkeller jede Hand gebraucht wurde, die sägen und hobeln konnte; Freimachen des Ho-

fes von Brettern und Bohlen zur leichteren Zufahrt des Feuerlöschwagens (falls wir ihn benötigen würden); Ausrüstung eines «bombensicheren» Gelasses für Erste-Hilfe-Leistung; und schliesslich das Wichtigste: die Organisation eines Bereitschaftsdienstes, in den während der zu erwartenden Luftangriffe turnusweise alle einsatzfähigen männlichen Bewohner ohne Ansehen ihres politischen Status einbezogen werden sollten. «Jeder von uns kann Wache schieben. Nehmen Sie keine falschen Rücksichten, Genossin Wieden!» lautete die politische Anweisung Ercolis. Von Gurewitsch erhielt ich die Schlüssel zu versperrten Räumen und Zugängen, nicht aber eine Hausliste mit den Quartiernummern der Insassen. So ging ich von Tür zu Tür, notierte die Namen, und lernte auf diese Art das ganze verwinkelte, dunkle, vielräumige Gebäude kennen, wie kein ausländischer Bewohner je zuvor: vom Dach bis zum Keller. Lichtlose Hinter- und Nottreppen, unaufgeräumte Behausungen, Schmutz und peinliche Sauberkeit, Bücher und Kochtöpfe auf dem einzigen Tisch, tropfende Wäsche an Schnüren über Schlaflagern, Koffer als Sitzgelegenheit, Polstergarnituren, ein Pianino sogar – Notquartiere und bürgerliche Wohnlichkeit in unmittelbarer Nachbarschaft. Das also war das Lux, das es zu verteidigen galt gegen unser aller Feind!

Rechtzeitig bis zum ersten Bombenangriff am 21. Juli 1941 lernten wir in der «Roten Ecke», wie der mit Stalins Bild geschmückte Raum neben der Stolowaja hiess, in dem die Parteiversammlungen stattfanden, mit Gasmasken umgehen, Brandbomben bekämpfen, Erste-Hilfe-Massnahmen. Einmal tauchte plötzlich unter den Tischen eine Ratte auf. Sie erzeugte mehr Schrecken, als die Vorstellung, das Lux könnte bombardiert werden und wir müssten all das anwenden, was man uns beibrachte. Meine Freundin Tilda Alpari schrie wie am Spiess, sprang auf den Tisch, zog die Beine hoch.

«Mit solchen Leuten sollen wir den Krieg gewinnen!» brüllte der Vortragende. Das ausgebrochene Gelächter wich betretenem Schweigen, als er kalt hinzufügte: «Ich werde Sie melden . . .»

Eines Tages hatte ich im Hof eine seltsame Begegnung. Wir, das heisst die russischen Hausarbeiter und ich, entluden einen LKW mit Baumaterial, und als ich von der Plattform heruntersprang, über den Hof ging, um den hinteren Lift zu erreichen, sprach mich ein jüngerer Mann an, den ich schon einige Male flüchtig in der Toreinfahrt gesehen und mich geärgert hatte, dass da einer im weissen Leinenanzug untätig herumstand und Zigaretten rauchte.

«Ich möchte mit Ihnen sprechen, Genossin Wieden. Seit Tagen beobachte ich Sie bei der Arbeit – alle Achtung, was Sie leisten!» Dann sagte er noch ein paar Schmeicheleien und schliesslich: «Genosse Gurewitsch hat mich auf Sie aufmerksam gemacht. So einen begeisterten Menschen könnten wir auch bei uns brauchen . . .»

«Aha. Sie sind vom NKWD-Apparat?» fragte ich ihn nach der ersten Verblüffung. Mir schlug das Herz bis zum Hals – nur Ruhe! «Dann wissen Sie auch, dass ich früher für den Militär-Apparat gearbeitet habe, und was mit diesem Apparat dann geschehen ist, das wissen Sie besser als ich! Nein, Genosse, ich muss Sie enttäuschen – nie wieder, und schon gar nicht für Ihren . . .!» sagte ich ihm in meinem fehlerhaften Russisch.

Er wurde pathetisch: «Der Feind ist überall. . .! besondere Aufgaben . . .! jeder wahre Sowjetfreund . . .!»

Ich hörte einen lauernden Unterton heraus – bin ich zu weit gegangen? Ich sah ihn mir genau an, während er weitersprach – den musste ich mir merken: zwischen dreissig und vierzig; hübsches volles, glattes Gesicht; dichte blonde Haare; hellblaue Augen; mittelgross, gut gebaut; weisse Leinenschuhe zum weissen Anzug; bunte Krawatte; er

roch nach Seife und Parfum; hatte Zeit, sich zu pflegen und bestimmt Sonderrationen zu essen.

Ich war schmutzig, staubig, roch nach meinem eigenen Arbeitsschweiss, hatte Verlangen nach einer heissen Dusche, die es nicht gab. Für Ernst, müde und abgespannt, habe ich kein Essen vorbereitet. Wir werden nur vom Krieg sprechen, dass die Hitlertruppen unaufhaltsam gegen Moskau vorstossen.

«Warum sind Sie nicht an der Front, Genosse? Dort brauchen sie doch jetzt jeden Mann? Warum sind Sie nicht an der Front, frage ich Sie?!»

Mir stieg das Blut in den Kopf. Bohrte meinen Blick in das hübsche, russische Gesicht. Eine leichte Röte strich darüber hinweg.

«Schon gut, schon gut. . .» In der Toreinfahrt wandte er sich nochmals um: «Wollen Sie nicht wenigstens meine Telefonnummer?» griff in seine Brusttasche und holte einen Zettel heraus.

«Danke, nicht nötig!»

Ich hatte mich wieder gefasst, und die erteilte Abfuhr gab mir den Humor zurück: «Natürlich, in *dem* schönen Anzug können Sie nicht an die Front gehen . . .!»

Er lächelte sichtlich geschmeichelt und zeigte seine prachtvollen Zähne: «Vielleicht sehen wir uns doch noch wieder, Genossin Wieden . . .?»

Ich zeigte ihm ebenfalls mein strahlendes Gebiss und schüttelte den Kopf.

Wir trennten uns ohne Händedruck. (Sollte der Kerl sich noch einmal im Lux blicken lassen – so nahm ich mir vor –, gehe ich zu Ponomarjow und bitte ihn, mich vor weiteren NKWD-Belästigungen zu schützen. Er würde es tun, dessen war ich sicher. Als Ernst einmal seinen Schreibtisch durchsucht fand, ging er auch stracks zu Dimitroff, um sich zu beschweren. Mit Erfolg.)

Der Bereitschaftsdienst klappte. Sobald die Sirenen aufheulten, nahmen die eingeteilten Genossen auf jeder Etage an den neuralgischen Stellen, den Treppen und Hydrantenanschlüssen, ihre Plätze ein. Die Deutschen waren besonders gewissenhaft. Ulbricht und seine energische Lotte, Maron, Lorenz und viele andere, sogar der alte Pieck schoben Wache; Ercoli mit einer Taschenlampe in einem Buch lesend; der Bulgare Lukanoff, stets zu einem Witz aufgelegt wie unser Österreicher Erwin (Zucker) Schilling und der dicke Franzose Ramette. Ernst ging ungern in die Luftschutzkeller. Es sei dort unerträglich überfüllt, stickige Luft, kaum zu atmen. Das unterirdische Labyrinth war für die 300 bis 400 Personen zu klein, viele übernachteten deswegen lieber in den Kellern von Rostokino. Piecks Schwiegersohn Theo Winter – er und seine Frau Elly wohnten auf unserem Korridor – war fast jede Nacht nach seiner Fabrikarbeit mit mir zusammen auf dem Dach des Lux.

Von diesem Dach aus lernte ich Moskau lieben, «heilige Mutterstadt Russlands», deren Leben nun bedroht war, zu Lande und aus der Luft. Ins Dunkel geduckt und flüsternd, als könnte der anfliegende Feind uns hören, sahen wir da und dort in der Ferne Brände aufflammen. Doch beim zweiten oder dritten Durchbruch der Moskauer Flaksperrre, belferte die hinter dem Lux auf einem benachbarten Haus installierte Flakkanone plötzlich wie wahnsinnig los, und schon fielen die Brandbomben herunter, aufs Hauptgebäude, den NEP-Flügel, in den Hof. Sie richteten kaum Schaden an. Wir konnten sie aus eigener Kraft löschen. Nur ein kleiner Teil des NEP-Flügels brannte ab. Ein alter Mann, der angeblich während des Angriffs im Bett gelegen hatte, wurde auf einer Bahre weggetragen. Sonst wurde niemand verletzt.

Dass es kein Zufallstreffer gewesen war, die Deutschen zielsicher das Lux angefliegen hatten, leitete ich aus einer Beobachtung ab, die auf ein Standortsignal schliessen liess:

eine strahlende rote Lichtquelle von unbestimmbarer Grösse auf dem Dach eines Hauses der gegenüberliegenden Seite der Gorkowa. Rundum schwarze Nacht – und mitten darin dieses verräterische rote Licht. Wir sahen es genau von unserem Dach aus. Nachdem ich diese auffallende Erscheinung Gurewitsch gemeldet hatte, war es bei den nächsten Luftangriffen nicht mehr zu sehen – und das Lux erlebte keinen Bombentreffer mehr. Es gab also doch *echte* Spione!

Von der Front klangen die Nachrichten immer alarmierender. Sie rückte immer näher vom Westen, Süden und Norden an Moskau heran. Der Abhördienst in Rostokino tippte mit zitternden Händen Ortsnamen in die Maschine, die jedem von uns vertraut waren – Brjansk, Wjasma, Kesselschlachten, bei denen Zigtausende von Rotarmisten in Gefangenschaft geraten sein sollten, falls man dem deutschen Wehrmachtsbericht Glauben schenken konnte. Bald war es wichtiger, vom Lux-Autobus direkt in die LKWs umzusteigen, die uns vor die Stadt brachten, und dort Panzergräben auszuheben, statt an Schreibtischen zu sitzen. Aber an der Front der Propaganda und Gegeninformation, in Radio Moskau und in den Geheimsendern der Komintern, klangen weiter die ruhigen, eindringlichen Stimmen, sagten dem Hinterland des Feindes, Hitler möge nicht zu früh triumphieren, der Krieg im Osten fordere den Wehrmachtsverbänden einen Blutzoll ab, den die betrogenen Völker zu bezahlen hätten.

Das Lux bemerkte wenig davon, dass unterdessen Moskau systematisch evakuiert wurde. Ganze Betriebe mit samt Maschinenpark und Belegschaft wurden weit weg vom Kriegsschauplatz bis hinter den Ural verfrachtet und dort wieder aufgebaut. Auch die Verwaltungs- und Bürobetriebe, die diplomatischen Vertretungen, die wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen waren davon betroffen, verliessen organisiert die bedrohte Stadt. Dass es

der Komintern und dem Lux nicht anders ergehen werde, wollten die meisten von uns nicht zur Kenntnis nehmen, obwohl es schon genügend Anzeichen dafür gab: In Rostokino wurde Aktenmaterial verpackt – im Lux wurden Zimmer leer. Vorauskommandos waren unterwegs nach dem 1'000 km von Moskau entfernten Kuibyschew an der Wolga, dem 1'500 km entfernten Ufa in Baschkirien.

Der 16. Oktober 1941 ging in die Geschichte der Schlacht um Moskau als «Tag der grossen Panik» ein. Am 30. September hatte die deutsche Offensive gegen Moskau begonnen- in der ersten Oktoberdekade bereits glaubte ich vom Dach des Lux fernes Geschützdonnern zu hören; am 12. Oktober fiel Kaluga, am 14. Kalinin, das ehemalige Twer; am Morgen des 16. meldete das sowjetische Frontkommuniqué, dass grosse Panzereinheiten die Verteidigung durchbrochen hätten. Am gleichen Abend verbreitete sich blitzartig die Meldung im Haus: «Wir werden alle evakuiert!» Ernst brachte mir die «Weisung von oben» ins Zimmer.

«Du hast eine halbe Stunde Zeit, das Nötigste zu packen! Die Autobusse stehen schon vor dem Haupt- und Hintereingang.»

«Wirklich, wir auch?»

«Das ganze Lux – ohne Ausnahme!»

«Das ganze Lux» – das bedeutete mit einemmal überhastetes Gedränge auf den Stiegen; Stossen, Rufen, Schreie; Berge von Gepäckbündeln in der Vorhalle, auf dem Gehsteig, im Rinnstein vor den Autobussen, verloren, zertrampelt, auf geplatzt (wie mein Schuhsack); vollgestopft der Autobus, der abfährt; der nachfolgende gestürmt – und das in allen Sprachen und in tiefster Dunkelheit, wo einer den andern nicht findet, kurzum: auch hier Panik.

Nicht alle wurden davon angesteckt. Aber im Gewühl war nicht zu erkennen, wer Ruhe bewahrte. Zwei russische Männerstimmen tönnten laut gegeneinander über die Köpfe

hinweg. Die eine heizte die Panik an: «Leben oder Gepäck!» Die andere rief: «Ruhe, Genossen, jeder kommt mit!» Ernst und ich hielten uns an den Händen, um nicht auseinandergerissen zu werden.

Auf dem Kursker Bahnhof, der einzigen Eisenbahnstrecke, die noch frei war, das gleiche Bild, nur hundertmal vergrössert. Beim Sturm auf die Züge hatten wir sozusagen einen Rammbug vor uns – unseren russischen Freund und Lux-Genossen Mirow, der mit seiner Frau, einer blonden mütterlichen Schönheit, und zwei nicht minder attraktiven Töchtern, Edja und Naja, das Quartier Nr. 94/95 bewohnte. Er steuerte mit Brachialgewalt auf die für die Kominternleute reservierten Waggons zu und brachte uns, die ihm anvertraute Ausländer-Mannschaft, etwa dreissig Personen, in einem davon unter.

Wie die meisten Waggons unseres Zuges und wahrscheinlich aller Züge, die in dieser rabenschwarzen Nacht der Panik nach Osten fuhren, waren es solche, die sonst nur im Moskauer Vorortverkehr die Datschniki ins Grüne beförderten: einfache Fenster, ohne Heizung, ohne Wasser und Klo, keine Durchgänge zum Nachbarwagen.

Und «weil der Mensch ein Mensch ist. . .» musste alsbald eine Plattform, zwar mit Koffern verstellt, zum Gemeinschaftsklo erklärt werden, was nicht verhinderte, dass nach ein, zwei Tagen Fahrt die Jauche ins Innere des Waggons floss und bestialischen Gestank verbreitete. Weil aber doch der Mensch ein Mensch ist, und im Fall der Lux-Leute ein besonderer Typ, wählten wir ein «Dreierkomitee». Mit Jakob Mirow an der Spitze, dem weder die Revolutionswirren noch der grosse russische Hunger, noch die «Grosse Tschistka» etwas anzuhaben vermocht hatten, gelang es, aus dem internationalen Haufen eine Genossenschaft auf der Basis gegenseitiger Hilfe zu bilden. Wer Proviant besass, teilte, wen es düstete, der erhielt einen Schluck aus der Thermosflasche; wer singen konnte, der stimmte ein

Kampflied an; wer am schnellsten rennen konnte, holte für den Waggon an den Stationen heisse Suppe, Brot, warmes Wasser vom «Kipjatok» – dieser segensreichen Einrichtung aller russischen Bahnhöfe. Allein die Spanier waren aus ihrer dumpfen Lethargie nicht aufzurütteln: eines der grössten Kinderheime für Waisen des Spanischen Bürgerkrieges schien in Weissrussland in die Hand des Feindes gefallen zu sein. Wir andern, Deutsche, Österreicher, Deutschböhmern, Tschechen, Ungarn, Bulgaren, Franzosen, Italiener – ein Mini-Lux, hautnah zusammengepfercht –, uns bewegte nur eine einzige unaussprechliche, auch von niemandem ausgesprochene Sorge: Wird Moskau sich halten – oder ist es bereits aufgegeben? Niemals, niemals! sagte mir die innere Stimme und an irgendeiner Bahnstation auch der Lautsprecher: «Stalin ist in Moskau geblieben!»

Ob die Fahrt sechs, acht oder gar zwölf Tage gedauert hatte, darüber gingen später die Meinungen auseinander – uns erschien es nachgerade wie eine halbe Ewigkeit. Auf der Gegenstrecke fuhren Militärzüge an die Kriegsfront. Wir winkten den Rotarmisten zu: «Pobjeda budet sa nami!» Der Sieg wird unser sein! Die haben leicht reden, werden sich manche gedacht haben. Sie machten keinen fröhlichen Eindruck.

In Kuibyschew stiegen eine Reihe Luxianer aus, die wir erst nach vielen Monaten in Moskau wiedersehen sollten. Die Komintern begann sich nach speziellen Aufgabengebieten aufzuspalten. Das Pressebüro zum Beispiel, das bis Kriegsende der polyglotte, aus meiner Heimat Teplitz stammende Fritz Glaubauf leitete, hatte Verbindung zu den ausländischen Korrespondenten zu halten, zum «Sowinformbüro» unter dem stellvertretenden Aussenminister Losowsky und zu anderen offiziellen Dienststellen. Das ehemalige pittoreske Samara an der Wolga galt schon wegen der Anwesenheit des diplomatischen Korps als «Nobel»-Evakuierungsort. Hier gab es eine weit bessere

Versorgung als anderswo, Hotelunterkünfte, gesellschaftliche Empfänge mit Kaviar und Alkoholika, bei denen die wunderschöne Pilar Hernandez, das goldene Kettchen meiner Mutter um den Hals, hofhielt – eifersüchtig bewacht von ihrem Mann Jesus, umschwänzelt von älteren Herren.

Ufa – 500 km weiter entfernt – empfing seine «Kominternowzi» bei frostig-nebliger Nacht im «Geophysikalischen Forschungsinstitut», ausgeräumt bis auf ein paar Tische und Stühle, mit einem Massenlager auf nacktem Boden in den Klassenzimmern, Latrinen im Hof (nicht nach Frauen und Männern getrennt!) und – immerhin – einer Waschmöglichkeit. Der Komintern-Prominenz – Dimitroff, Manuilski mit Varja, Ponomarjow, Anna Pauker, Dolores Ibarruri, Ercoli, Marty, Kopenig, Klement Gottwald mit seiner dicken Martha, Pieck, Ulbricht, Friedrich und einer Reihe anderer Genossen wie Friedl Fürnberg, die es sich bald «zu richten» wussten – wurde das «Hotel Baschkirija» mit eigener Stolowaja zur Verfügung gestellt.

Noch lebte die Hauptstadt der Baschkirischen Autonomen Sowjetrepublik wie im tiefsten Frieden. Sie legte uns reichliche Mahlzeiten mit blütenweissem Weizenbrot, das beste, das wir je in der Sowjetunion zu essen bekamen, auf die Tische der Komintern-Stolowaja; und der Kolchosenmarkt bot der gierigen Evakuiertenhorde in Hülle und Fülle Honig, Butter, Zwiebeln, Sahne und Milch, faustgrosse Kartoffeln an, lauter echt baschkirische Köstlichkeiten. Nach wenigen Tagen war Ufa leergefressen. Der Krieg griff nach der Stadt. Das Flüchtlingselend in Massenquartieren, Dreck und Läuse; Läuse in den Haaren und Läuse in den Kleidern, die Vorboten des Flecktyphus; schmale, immer schmälere Rationen – der Hunger. Bis tief in den Winter hinein, bei 40 Frostgraden, brachten die Züge neue Scharen von Evakuierten nach Ufa. Die ursprünglich

250'000 Einwohner zählende Verwaltungs- und Hochschulstadt, Industriezentrum mit Erdölförderung und -raffinerien, hatte bald doppelt soviel Menschen unterzubringen, vor dem allerärmsten Hunger zu bewahren.

Wir «Kominternowzi», ausländische Polit-Insel wie in Moskau, bemerkten von der Not nur dann etwas, wenn versprengte Angehörige, Schutzbundfrauen, bekannte Genossen von anderen Institutionen eintrafen. So meine Schwägerin Phini Fischer mit Mutter Bendiner, zwei Kindern, später noch Schwester und Schwager Singer, die eine Flucht-Odyssee von Rumänien bis nach Ufa hinter sich hatten – und die später, bei Kriegsende, mit der tschechoslowakischen Befreiungsarmee unter General Svoboda in Prag einziehen werden.

Aber auch bei uns ging das Honiglecken rasch zu Ende. Das Komintern-Gemeinschaftshaus, die ehemalige Landwirtschaftsschule, wurde als «Obschtscheshitje» eingerichtet, wo jeweils in einem Raum mehrere Personen hausten, auf Holzpritschen schliefen, sich gegenseitig die Läuse absuchten, unbarmherzig um Kochplätze, Waschschüsseln und warmes Wasser kämpften.

Ihren Arbeitssitz hatte die Komintern im «Haus der Pioniere» und in der «Georaswedka», dem Institut, das nur wenige Tage unser Obdach gewesen war. Von diesen beiden Gebäuden aus wurde wiederum die «Propagandafrent» gebildet, gestützt auf den Abhördienst und auf Informationsmaterial aus Kuibyschew. Sowohl dort wie hier in Ufa gab es ein Funkhaus mit einer starken Senderanlage. So konnten die einzelnen Redaktionen sogleich an die Arbeit gehen und wie in Rostokino ihre geheime Gegenstimme zu Gehör bringen.

Ob über Tausende Kilometer hinweg in Deutschland der «Volkssender», in Italien «Milano-Libertà», in dem zur «Ostmark» degradierten Österreich die Stimme unseres abgemagerten Zucker-Schilling, im Sudetengebiet der

«Freiheitssender», in der Slowakei die Stimme des rundlichen Stefan Reiss – ob alle diese vielsprachigen Stimmen von einem todesmutigen Schwarzhörer auch nur je gehört wurden, darüber befragten wir später die Kriegsgefangenen und nach der Heimkehr in die vom Faschismus befreiten Länder viele Menschen. «Radio Moskau» – ja! Auch Ernst Fischers Kommentare und die anderer Kommentatoren in anderen Sprachen – ja! Doch die fernen Stimmen während der Wochen und Monate, da sie aus Ufa gesendet wurden? Selbst sie wurden gehört. Es war eine befriedigende Vorstellung: auch im Ätherkrieg jeden Fussbreit Bodenverteidigen! Als die Pasionaria ihren berühmten «Aufruf an alle Frauen der Welt» verlas und ich ihn anschließend in deutscher Übersetzung mit dem gleichen leidenschaftlichen Tonfall ins Mikrophon zu sprechen suchte, kamen mir nachher die Tränen. Sie fürchtete, dass Madrid ihre Stimme nicht gehört hatte, aber den «russischen Frauen» habe sie wenigstens «in ihrem Kampf gegen die Faschisten mit ihrer Stimme Mut einflößen können!» Was bereits nach Ufa durchgesickert war, die Nachricht vom tödlichen Absturz ihres einzigen Sohnes bei seiner Fliegerausbildung, erfuhr die Pasionaria erst geraume Zeit später. Stalin habe die Weisung gegeben, sie zu «schonen». Sie aber war empört, dass man sie nicht sogleich verständigt hatte: «Für welches schwaches Weib muss man mich halten! Was man je- der russischen Mutter zumutet, will man der Pasionaria nicht zumuten!»

Die Geschichte mutete ihr 40 Jahre Exil zu. Wer je das harte Antlitz der Pasionaria zur Zeit des Krieges in Ufa gesehen hat, der findet auf dem Bild von der uralten Frau, die neben Santiago Carrillo, dem konsequentesten «Euro-Kommunisten», den Diskussionen auf dem 1. Parteitag der wiedererstandenen KPSp zuhört, nicht die Züge von Stalins Mater Dolorosa wieder, nur mehr ein feines, weises Lächeln.

Am 6. und 7. November, zum 24. Jahrestag der Oktoberrevolution, hatte Stalin im belagerten Moskau den «heiligen Krieg» ausgerufen, die grossen Gestalten Russlands heraufbeschworen, von Alexander Newski, der im 13. Jahrhundert die eingefallenen Deutschritter vernichtend geschlagen hatte, bis zu den zaristischen Feldherren Suworow und Kutusow aus den Napoleonischen Kriegen und schliesslich Lenin, «dessen Geist uns im Kampf gegen die Interventionisten beflügelte»,. . . «uns beseelt in unserem Kampf wie vor dreiundzwanzig Jahren».

Von dem Appell an das Nationalgefühl der Russen fühlten auch wir Komintern-Leute uns tief bewegt. Niemals wieder habe ich Ercoli, der auf unserer Versammlung die Reden Stalins interpretierte und uns zur Anspannung aller Kräfte aufrief, so ergriffen von heiligem Zorn gegen den Feind gesehen.

Es war seine letzte Ansprache vor dem Forum der auf etwa hundert Genossen zusammengeschrumpften III. Internationale, die der «Faschistische Krieg», so wie Togliatti es auf dem VII. Weltkongress vorausgesehen hatte, überfallen und – vorerst – in die Flucht geschlagen hatte.

Doch vor den Toren Moskaus ging Hitlers «Blitzkrieg» zu Ende. «Der Oktober und November 1941 waren die entscheidenden Monate des ganzen deutsch-sowjetischen Krieges, höchstens zu vergleichen mit dem Oktober 1942, als sich das Schicksal Stalingrads abzeichnete», schrieb Alexander Werth, der englische Journalist und Historiker, in seinem Werk *Russland im Krieg 1941-1945*, das Zeitgeschichte aus eigenem Erleben darstellt.

Durch die weite Entfernung vom Kriegsgeschehen lockerten sich die in Moskau für das Lux und die Komintern üblichen Absicherungsmassnahmen gegenüber der Aussenwelt. Das russischerseits so vielgeliebte Propusk-System wurde erst nach Wochen, und dann auch sehr lax wieder eingeführt. Mit Leichtigkeit hätte ein «feindlicher Agent»

ins acht Stock hohe Funkhaus, in die Wohn- und Bürogebäude der Komintern eindringen können, ohne aufzufallen. Nicht einmal das «Hotel Baschkirija», gleichsam das «Regierungshaus» der Komintern, war unzugänglich. Lediglich als sich der Geheimtip herumsprach, dass man dort am hauseigenen Buffet Süßigkeiten und Zigaretten kaufen könne – sonst nur den Hotelgästen gegen Talons ausgefolgt –, brauchte der Einlassbegehrende Freunde, die einen hineinliessen. Ponomarjow, das Manuilski-Paar und Anna Pauker waren solche Freunde in hungrigen Tagen.

Die gebotene «Wachsamkeit» fand jedoch in der Innenwelt Raum zur Betätigung für Leute, die weder Artikel schreiben, abhören, tippen, noch ins Mikrofon sprechen konnten, hingegen das Herumhorchen beherrschten. Vor dem wiederaufblühenden Denunziantentum waren vor allem die deutschen Kommunisten nicht sicher. Das spektakulärste Parteiverfahren gegen einen führenden KPD-Funktionär fand hinter verschlossenen Türen in Ufa statt: Herbert Wehner, von seiner Partei und Dimitroff Anfang 1941 (also vor dem Krieg) nach Schweden entsandt, um von dort aus Verbindungen zu illegalen Organisationsresten in Hitlerdeutschland aufzunehmen, war im Februar 1942 in Stockholm verhaftet worden. Bei den Polizeiverhören sei er «umgefallen», die in absentia durchgeführte Untersuchung habe ergeben, dass genügend Gründe vorhanden seien, Wehner aus der Partei auszuschliessen. Und so geschah es auch.

Eine Institution aber wurde von aussen nach innen und von innen nach aussen so geheimgehalten, dass ihre langjährige Vorgängerin, die «Lenin-Schule» in Moskau, im Vergleich dazu ein Haus der offenen Tür war. Obwohl auch jene Lehr- und Erziehungsanstalt für ausländische Jungkommunisten strenge Zuchtregeln hatte – die 60 km von Ufa entfernte sogenannte «Komintern-Schule» in dem Dorf Kuschnarenkowo übertraf sie hinsichtlich klösterli-

cher Abgeschlossenheit und Konspiration bei Weitem. Wolfgang Leonhard, einer der «Kursanten» und späterer «Obscheshitje», Insasse im Hintergebäude des Lux, beschrieb diese Neuauflage alter Kominternbräuche ausführlich und anschaulich in seinem Erinnerungsbuch *Die Revolution entlässt ihre Kinder*.

Daraus sind auch für die Lux-Geschichte interessante Hinweise zu entnehmen; obwohl sie vor allem die deutsche Gruppe betreffen, sind sie signifikant für andere Gruppen. Indem verfallenen Gutsgebäude samt Nebenbehäusungen waren zwölf nationale Gruppen untergebracht, «nur solche aus Ländern, mit denen sich die Sowjetunion im Krieg befand oder die damals von Hitler okkupiert worden waren: Deutsche, Österreicher, Sudetendeutsche, Spanier, Tschechen, Slowaken, Polen, Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Franzosen und Italiener». Schulleiter war ein Bulgare, namens Michailow. Alle Studenten, «Kursanten» genannt, alle Dozenten hatten selbstgewählte Decknamen. Ihre richtigen Namen mussten sie verschweigen, auch wenn sie einander schon von früher her kannten. Der Unterricht erfolgte getrennt nach nationalen Gruppen. Hauptthemen: Geschichte der KPdSU, Geschichte des eigenen Landes, Politische Ökonomie, Faschismus, Dialektischer und historischer Materialismus, Geschichte der Kommunistischen Internationale (natürlich stalinistisch verfälscht), Charakter und Verlauf des Zweiten Weltkrieges. Politische Gegenwartsfragen wurden ebenfalls behandelt. Eine reichhaltige Bibliothek erleichterte das Selbststudium. Das weit aus beehrte Lesematerial mit der Aufschrift «Geheim!» oder «Streng geheim!» war das in Friedrichs Presse- und Propaganda-Abteilung täglich hergestellte, von dem Österreicher Friedrich Hexmann betreute «Informations-Bulletin». (Wie in Rostokino wurde es jetzt auch in Ufa als Ergebnis unseres Abhördienstes und aus Kuibyschew eintreffender ausländischer Zeitungen herausge-

bracht.) «Als ich das erstmal ein solches Bulletin las, war ich wie vom Schlag gerührt» schreibt Leonhard. Ihn «überkam ein Gefühl des Dankes und Stolzes, zu jenen Funktionären zu gehören, die politisch so reif waren, dass man sie getrost mit anderen Auffassungen bekannt machen konnte».

Einen deutschen Mitkursanten namens «Förster» in der Kuschnarenkowo-Enklave gelüstete es anscheinend bis ins reife Funktionärsalter hinein nach Ergebnissen von Abhördiensten und Geheimmaterial: Mischa Wolf, Stellvertretender Minister für Staatssicherheit der DDR, und Chef des sogenannten Meisterspions Guillaume, der durch seine Tätigkeit den sozialdemokratischen Bundeskanzler Willy Brandt am 6.5.1974 zu Fall brachte. Mischa Wolf blieb auch in anderer Beziehung der Komintern-Schule im fernen Baschkirien treu verbunden: Er heiratete die Kursantin Emmi Stenzer.

Ausser der an sich höchst bemerkenswerten Tatsache, dass bereits im *ersten* Jahr des deutsch-sowjetischen Krieges, da das siegreiche Ende noch in weiter Ferne lag, junge kommunistische Kader für die *Nachkriegszeit* der Länder, aus denen sie stammten, politisch-ideologisch herangebildet wurden, liess das gesamte Erziehungssystem und Schulungsprogramm selbst schon eine weitgesteckte Ausrichtung auf zukünftige Perspektiven erkennen: *stalinistische* Jungfunktionäre in ihren Heimatländern zum Einsatz zu bringen, die gelernt hatten, dass es zwar taktisch richtig sei, mit allen antifaschistischen Kräften zu kooperieren, auch gewisse nationale Besonderheiten zu berücksichtigen, jedoch ausschliesslich im Interesse der Partei, sprich der Sowjetunion, in Befolgung ihrer Direktiven.

Die Öffnung nach aussen, zum ganzen Volk hin, dem man sich verpflichtet fühlen müsse, jawohl, das sei notwendig, alles andere wäre «Sektierertum». Aber wehe, man vergässe, dass die Partei und die Sowjetunion immer recht

hätten; und wenn ihre Handlungen und Massnahmen im Widerspruch zu eigenen Erkenntnissen, zum eigenen Gewissen stünden, hätte man die Zweifel bei sich zu behalten, dagegen anzukämpfen bis zur totalen Selbstverleugnung. «Kritik und Selbstkritik» – das sei die einzige heilsame Erziehungsmethode bei «unbolschewistischem Verhalten». Ermöglicht wurde die Anwendung dieser Methode durch das auch in der Kuschnarenkowo-Komintern-Schule blühende Denunziantentum; denn welcher gesunde, begeisterte, intelligente Jugendliche stellt sich schon gerne freiwillig vor eine versammelte Kursanten-Mannschaft und Dozentenschar samt Kaderchef, um sich an die Brust zu schlagen: «Wisset, Genossen, ich habe schwer gefehlt!?»

Lehrer, Schüler, Gastdozenten waren direkt oder indirekt alle mit dem Lux verbunden. Entweder waren sie echt Eingesessene, wie der deutsche Gruppenleiter Paul Wandel, den auch wir nur unter dem Namen «Klassner» kannten, Bernhard Koenen, Franz Honner, Emmi Stenzer und Peter Florin, oder Töchter und Söhne von früheren und späteren Bewohnern, wie u.a. Titos Sohn Zarko, Amaya Ibarruri und Marianne Weinert.

Zweifellos hat dieses wohldurchdachte stalinistische Schulungssystem viel dazu beigetragen, dass nach der Rückkehr der sogenannten «Moskauer Emigranten» in ihre nun von Sowjettruppen besetzten Heimatländer die kommunistischen Jungfunktionäre sich durch Überheblichkeit, Besserwisserei und konspirative Unaufrichtigkeit im Umgang mit Nichtkommunisten häufig unbeliebt machten.

Moskau hatte einen ungemein harten Winter hinter sich. Das sah man der Stadt und den Menschen an, als wir – der erste Vortrupp der Rückkehrer aus Ufa – vom Bahnhof ins Lux fuhren. Unsere Reise war angenehm und gesprächig gewesen: Wir fuhren in einem «Weiche Klasse Waggon»,

zusammen mit Varja und Dimitri Manuilski und dem in Kuibyschew zugestiegenen französischen Schriftsteller Jean-Richard Bloch und seiner klugen Frau und sprachen über die Lage in Frankreich, über den Selbstmord Stefan Zweigs, der sich in den Oktobertagen umgebracht hatte, sehr viel über die «Österreich-Frage» – nichts über den Krieg.

Das Lux war so eisigkalt, dunkel und leer, dass ich später glaubte, wir seien schon um die Jahreswende 1941/42 eingetroffen, doch war es wohl Anfang Februar, als wir wieder unser altes Zimmer im 6. Stock bezogen. An meine zurückgelassene Katze Mucki hatte ich in Ufa nicht zu denken gewagt. Jetzt fragte ich vergeblich die Ubortschizas nach ihr. Nach wenigen Tagen aber meldete sie sich selber mit einem leisen Miauen vom Dachboden über dem Lüftungsschacht. Das treue Ausharren des kleinen Wesens erschien mir wie ein Unterpand des Sieges über die Hitler-Armeen. (Als es soweit war, 1945, nahm ich unsere russische Katze ins befreite Österreich mit.)

«Radio Moskau» und die dort arbeitenden Lux-Genossen hatten während der «heroischen Wochen» ihre Stellung an der Propaganda-Front gehalten. In Rostokino wurde sie jetzt eiligst wieder bezogen. Nach und nach trudelten alle Redaktionen ein und nahmen ihre Arbeit an den Schreibtischen und vor den Mikrofonen auf.

Das Informationsmaterial hatte sich inzwischen um Säcke voll grausigen, oft blutbeschmierten Inhalts vermehrt: Feldpostbriefe in der Schlacht um Moskau gefallener oder gefangengenommener deutscher Soldaten.

Alle, die damit beschäftigt waren, sie zu lesen und nach bestimmten Gesichtspunkten auszusortieren – auch ich neben meiner Archivarbeit –, lernten nicht nur Handschriften entziffern, sondern etwas, das allen Kommentatoren und Sendeleitern, welcher Nationalität auch immer, unschätzbare Dienste erwies: die Originalsprache des «fa-

schistischen Krieges» und die Mütter- und Frauensprache der Hinterländer.

Da war von «Partisaneneinsätzen» die Rede, gefährlich aber spassig, die Kerle aufzuhängen, dass sie gerade mit den Fussspitzen nicht mehr den Boden erreichten; vom Niederwalzen der Dörfer, das «Sowjetparadies haben wir ordentlich ausgeräuchert»; von Brennen, Rauben und Plündern; von Gelagen mit russischen Mädchen, aber «sie sind nicht so hübsch wie die Pariserinnen»; auch von «sibirischer Kälte und Schnee, verflucht noch mal, der russische Winter»; «Hast du mein Weihnachtspäckchen erhalten, schreib! Hier heisst's allgemein, dass ihr von den warmen Sachen nichts bekommt und viele erfrieren. Ich bin in grosser Sorge. Deine Dich liebende Mutti.» – «Ach, der schreckliche Krieg, war der wirklich nötig?» – «Warum schickst du mir nicht die Pelzstiefelchen, wie du versprochen hast?» usw. usf. in allen Varianten.

Die deutschen Truppen standen noch immer bei Wjasma, kaum 130 km vor der Stadt. Vom Dach des Lux sah ich nur den Himmel voller Sperrballons hängen: der letzte Bombenangriff war im März gewesen. Feuerwehrhauptmann brauchte ich nicht mehr zu spielen.

Im September 1941, vor der grossen Panik, hatte der deutsche Schriftsteller Theodor Plievier mit seiner Frau Hilda ein Zimmer im Lux beziehen dürfen, weil sie Hals über Kopf das Städtchen Istra verlassen mussten. Die Deutschen waren mit ihren Panzerspitzen bereits bis zum Datschengürtel vorgedrungen, wo Plievier ein winterfestes Holzhaus besass und ständig darin wohnte. Im Sommer 1941 war es eben dieses reizende Istra gewesen, wo wir Kominternleute die Panzergräben aushuben.

Nun sah es Alexander Werth wieder, dem «reichlich Gelegenheit gegeben wurde, die Zerstörungen in und um Moskau» zu besichtigen, «die die Deutschen angerichtet hatten. In Istra waren von tausend Häusern ganze drei

übriggeblieben, und die Bevölkerung war von 16'000 auf 300 zusammengeschrumpft, die jetzt zum grössten Teil in Kellern lebten.» – «Aber selbst dort, wo die Städte grösstenteils erhalten geblieben waren, hatten die Deutschen geplündert, und die Kolchosen in der Umgebung hatten schwere Verluste erlitten. Vor ihrer Ankunft hatte man 3'000 Stück Vieh, Eigentum der Kolchosen, fortschaffen können. Aber von den 4 500 Rindern, die den Bauern selbst gehörten, hatten die Deutschen etwa 3'000 davongetrieben. Aufgrund all dieser Verluste war Moskaus Ernährungslage ernsthaft gefährdet.»

Das, was wir in Rostokino in den Feldpostbriefen in der Originalsprache lasen, hörte Werth aus russischen Mündern von Leuten, die die Besetzung und den Abzug miterlebt hatten. Überall öffentliche Hinrichtungen, reihenweise Gehenkte, oft schon am ersten Tag, vorgenommen von «gewöhnlichen Soldaten». Bereits 1941 die Praxis der «verbrannten Erde»: «Besondere Trupps legten ganze Städte und Dörfer vor ihrem Rückzug in Asche, sofern man noch die Zeit dazu hatte.»

Die Fundgrube «Beutepost» (oft mit Fotos angereichert), liess sich fast bis zum Ende des Krieges ausschöpfen. Auszüge daraus, nach Themen und Ländern geordnet, zum Beispiel Widerstand in den besetzten Gebieten, Terrorurteile der Nazis, Wirkung der alliierten Bombenangriffe auf deutsche Städte, Mangelercheinungen und Kriegsmüdigkeit, kriegswirtschaftliche Massnahmen usw., wurden in eigenen Bulletins zusammengefasst, in mehrere Sprachen übersetzt und nach einem Verteilungsschlüssel jenen Stellen zugeleitet, die solchen authentischen Informationsmaterials bedurften, um gegen den Feind zu schreiben, zu sprechen. Sogar Hörspiele entstanden aufgrund der Beutepost; darüber hinaus ermöglichte sie das direkte Ansprechen der jeweiligen Absender mit Namen und Adresse. Ei-

ner der schönsten Kommentare, die Ernst Fischer schrieb, war der «Brief an eine deutsche Mutter» – sie hatte vom Führer persönlich das goldene Mutterkreuz erhalten. Das Bild von ihr und die dazugehörigen Unterlagen waren in der Beutepost aufgefunden worden.

Im Sommer 1942 allerdings ging uns bald der Lesestoff aus. Ende Mai erlitt die Rote Armee eine vernichtende Niederlage in der Schlacht um Charkow, am 3. Juli fiel die wahrhaft heldenmütig verteidigte Festung Sewastopol am Schwarzen Meer, am 24. Juli eroberten die deutschen Truppen zum zweiten Mal Rostow am Don, am 23. August brachen sie nördlich von Stalingrad, am 3. September südlich von Stalingrad zur Wolga durch. Am 24. September befand sich das Zentrum der Stadt bereits zum grössten Teil in deutscher Hand.

Es war ein «schwarzer Sommer» – schwarz von geronnenem Blut auf *beiden* Seiten.

Erst nach der Schlacht von Stalingrad, der entscheidenden Wende im deutsch-sowjetischen Krieg, fielen riesige Mengen von Beutepost an. Wir konnten sie kaum bewältigen. Ernst Vogelmann, der für seine Dissertation über *Die Propaganda der österreichischen Emigration in der Sowjetunion für einen selbständigen österreichischen Nationalstaat* ausserordentlich gründliche Untersuchungen anstellte, schreibt, dass allein das «Paket Nr. 13» vom 29. April 1943 insgesamt 542 Briefe umfasst habe, deren Auszüge wir den Redaktionen, darunter auch der Redaktion des Geheimsenders «Österreich» in Rostokino, nach speziellen Gesichtspunkten gegliedert, zukommen liessen. Tagelang fuhr unsere Beutepost-Equipe nicht ins Lux zurück und übernachtete notdürftig auf zusammengestellten Stühlen oder Sofas, die in den «privilegierten» Büroräumen standen, weil fast täglich solche «Pakete» eintrafen. Die grösste Beute aber, die die Rote Armee nach der Kesselschlacht um Stalingrad machte, waren die 90'000 Kriegsge-

fangenen – der Rest jener 300'000 Soldaten und Offiziere der deutschen Wehrmacht, denen Hitler befohlen hatte, trotz ihrer aussichtslosen Lage nicht zu kapitulieren.

So zog Generalfeldmarschall Paulus, der Oberkommandierende der geopferten 6. Armee, die weisse Kapitulationsfahne erst am 31. Januar 1943 vor seinem Stabsbunker auf. Ob diese Fahne ein weisser Hemdfetzen war, ein grosses Taschentuch oder sonst irgendein weisses Gewebe, das einer seiner Stabsoffiziere schon vorsorglich bereitgehalten hatte, darüber gab es in höheren Offizierskreisen der Kriegsgefangenen dann später ebenso heftige Streitgespräche wie über die Frage, ob die «Katastrophe von Stalingrad» abwendbar gewesen wäre, wer der eigentliche Schuldtragende sei, ob General Manstein von Süden her nicht doch hätte den Kessel rechtzeitig durchstossen und den Ausbruch der 6. Armee und ihren «geordneten Rückzug» in die «weiten Hinterräume» hätte bewerkstelligen können.

Wie Schachspieler auf ihrem Brett Meisterpartien nachspielen, geben es auch hohe Militärs nicht auf, noch nach Jahren Schlachten nachzuspielen auf der Suche nach den Ursachen der Niederlage. Bei welchem Zug hat der Verlierende den entscheidenden Fehler gemacht? Wir Lux-Leute sagten den Stalingradern, den «Bauern» und den «Offizieren», dass der entscheidende Fehler genau vor zehn Jahren gemacht worden sei – am 30. Januar 1933, als Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler berief und das deutsche Volk fortan seinem «Führer» folgte. Die ganze Propaganda wurde auf diesen Tenor eingestimmt: Hitler ist schuld! Die Katastrophe von Stalingrad diene als Beispiel dafür, dass der Krieg ebenso enden würde: mit einer Katastrophe für Hitler-Deutschland.

Schon im Sommer 1941 waren einige führende Genossen aus dem Lux in Kriegsgefangenen-Lager gefahren, um festzustellen, welche Möglichkeiten es dort für die Bildung

antifaschistischer Gruppen gebe. Unser Freund Jan Sverma kehrte von solch einem Ausflug zurück und meinte: «Die sind alle faschistisch verseucht.» Aber nach und nach kamen, wahrscheinlich unter russischem Druck, doch einige Aufrufe von Kriegsgefangenen zustande, «an die Heimat und an die Front» gerichtet, die propagandistisch verwertbar waren, so der «Aufruf der 158». In der Zeit, da die «Heimat» mit Siegesmeldungen überschüttet wurde und die «Front» zugunsten der deutschen Wehrmacht immer weiter östlich verlief, war die Wirkung solcher «Aufrufe» praktisch gleich Null.

Nach Stalingrad gaben wir uns der Hoffnung hin, dass sich das ändern würde.

Dass gerade nach diesem ersten und noch dazu überwältigenden Sieg der Roten Armee unser Quartiergeber, die Kommunistische Internationale, sich sang- und klanglos auflöste, erschütterte das Haus zwar nicht in seinen Grundfesten wie die «Grosse Tschistka» und der Hitler-Stalin-Pakt – aber es war ein so plötzlicher schmerzhafter Schlag, als stürze uns das Dach auf den Kopf. Viele weinten, vor allem jene älteren Genossen, die in der Komintern von Lenins Zeiten her ihre politische Heimat gefunden hatten. Alle Auf- und Umschwünge, Kämpfe und Niederlagen dieses Zentrums der internationalen Arbeiterbewegung hatten sie am eigenen Leibe miterlebt, Verfolgungen, Diffamierungen, Gefängnisse und KZs durchgestanden im Glauben an die Mission der Internationale. Das sollte nun, von diesem 15. Mai 1943 an, nur mehr Geschichte sein und nicht mehr Leben?

Hilde Kopenig kam in unser Zimmer und sagte, wir sollten den «Kop» jetzt nicht aufsuchen, er müsse sich erst fangen. Seine Unterschrift stand ebenfalls unter der Sterbeurkunde, in deren letztem Absatz sich die Komintern mit einem Aufruf verabschiedete:

«Das Präsidium des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale ruft alle Anhänger auf, ihre Kräfte auf eine allseitige Unterstützung und aktive Mitwirkung im Befreiungskrieg der Völker und Staaten der Anti-Hitler-Koalition zu konzentrieren, um die Vernichtung des Todfeindes des werktätigen Volkes, des deutschen Faschismus und seiner Verbündeten und Vasallen, zu beschleunigen.»

Unterzeichnet von: Gottwald, Dimitroff, Shdanow, Kolarow, Koplenig, Kuusinen, Manuilski, Marty, Pieck, Thorez, Florin, Ercoli.

Der Quartiergeber starb – das Lux jedoch blieb am Leben. Es verwaltete die Erbmasse bis über das Kriegsende hinaus, aufgeteilt nach Aufgabenbereichen zwischen sogenannten «Instituten», von denen jedes eine Nummer erhielt. Rostokino, wo sich weiterhin der Abhördienst, die illegalen Sender, das Archiv, kurz, die Mitarbeiter der Presse- und Propaganda-Abteilung und Redaktionen befanden, wurde zum «Institut Nr. 205». Dimitroff und ein Teil der ehemaligen politischen Spitzenfunktionäre waren unter anderer Adresse im «Institut 200» zu erreichen. In der Nähe des Arbatplatzes beherbergte das «Institut Nr. 99» auf sehr beengtem Raum jene Vielzahl von Leuten, deren Arbeit auf die Kriegsgefangenen ausgerichtet war: Deutsche, Italiener, Rumänen, Finnen, Ungarn. Hier hatten auch bald Walter Ulbricht, Wilhelm Pieck und der deutsche Schriftsteller Erich Weinert ihren Amtssitz.

Waren die Lux-Quartiere schon immer für eine Reihe von «Heimarbeitern» wie Schriftsteller, Übersetzer, Redakteure, Verlagsangestellte u.a. zugleich Arbeitsräume gewesen, so wurden sie es jetzt auch für diejenigen, welche in keinem der «Institute» einen festen Arbeitsplatz hatten. Weiterhin mit allem Informationsmaterial versorgt, bestrebt und vor die Notwendigkeit gestellt, mitten im Krieg die Nachkriegspolitik in den Heimatländern zu konzipie-

ren, waren es vor allem die ehemaligen Berufspolitiker, die im Lux die eng zusammengedrängten nationalen Gruppen um sich versammelten.

Ein Freischaffender anderer Art, der Ungar Ernő Gero alias Singer, im 5. Stock gegenüber der Küche wohnend, baute seine auch im Spanischen Bürgerkrieg ausgeübte Turkestaner-Position nun zu einer politischen Schlüsselstellung sondergleichen aus. Jede nationale Gruppe hatte irgendwann, irgendwie mit Gero, dem «Mann von grossem Verstand, doch ohne Herz» (Ernst Fischer), Politbüro-Mitglied der KPU und vor Kurzem noch Sekretär Manuilskis, zu tun. Den Lux-Neuling Wolfgang Leonhard, der Gero die Korrekturabzüge der im «Institut Nr. 99» herausgebrachten Zeitung «Freies Deutschland» vorzulegen hatte, «frappierte . . . seine ausserordentliche Kenntnis der deutschen Probleme, sein Einfühlungsvermögen und politisches Fingerspitzengefühl».

Ich hielt Ernő Gero schon damals für einen Mitarbeiter des «bösen Nachbarn», d.h. für einen hochqualifizierten NKWDisten. Nach Kriegsende wurde er im volksdemokratischen Ungarn die «Nummer 1». Kein Wunder, dass sich auf ihn der Hass konzentrierte, als 1956 der Aufstand gegen das stalinistische Rákosi-Regime losbrach.

Die Weltgeschichte auf Hotelzimmer-Ebene fügte es, dass Gero, mit den Sowjettruppen zur Einnahme von Budapest aufbrechend, ausgerechnet jenem Landsmann sein Appartement vermachte, der dann im «Petöfi-Kreis», dem intellektuellen Zentrum, von dem der Aufstand ausging, einer der führenden Köpfe war: der Dramatiker und Dichter Julius Hay. Wir waren schon seit Jahren echt befreundet gewesen, und als im Herbst 1944 die Hays – Julo, seine Frau Micky mit dem Töchterchen Anderli – ins Lux einzogen und unsere Nachbarn wurden, festigte sich diese Beziehung noch mehr. Hay hatte geradezu traumhafte Vor-

stellungen von der Zukunft seines Landes. «Ungarn muss eine demokratische Republik werden, wie es das schon seit mehr als hundert Jahren will!» – explizierte er seine damaligen Ansichten in seinen Erinnerungen *Jahrgang 1900*. Wer unseren vielen abendlichen Lux-Gesprächen zugehört hätte, dem wäre aufgefallen, dass dabei auch das ebenso illusionäre Konzept der Wiedererstehung einer Donau-Föderation auf sozialistischer Basis entwickelt wurde. «Die Schweiz im Osten – ohne kleinliche nationale Zänkereien – muss endlich Wirklichkeit werden.» Nach der Niederwerfung des «konterrevolutionären» Aufstands von der Nachfolgeregierung Rákosis, wurden dem Träumer Hay sechs Jahre Gefängnis auf gebrummt, von denen er drei Jahre absass und dann wiederum in die Emigration ging – in die wirkliche Schweiz. Doch dass Geros politische Karriere nicht in einem ungarischen Ehrengrab endete, sondern erneut in sowjetischem Exil, tröstete Julius Hay über das Heimweh hinweg.

Julius Hay war im Lux der Letztankömmling unter den Schriftstellern, die nach der Rückkehr aus der Evakuation ihre Moskauer Wohnungen verloren oder als unbewohnbar vorgefunden hatten. Die kleine Schriftstellerkolonie, die vor dem Krieg aus Gustav und Inge von Wangenheim, Fritz Erpenbeck und Hedda Zinner, Adam Scharrer und seiner Frau und gelegentlichen Zu- und Abzüglerinnen bestand, vergrösserte sich um Willi Bredel mit Frau Karin, Erich Weinert mit seiner Li, Johannes R. Becher mit Lilly und Theodor Plievier mit Hilde, der ehemaligen Frau Erwin Piscators: sie alle beschlossen ihr langjähriges Exildasein im Lux. Den Kriegsdienst leisteten sie zum grossen Teil ebenso wie die ehemaligen Komintern-Funktionäre an der Propagandafrent ab. Sie dichteten und schrieben für die Sender, hielten Vorträge in den Kriegsgefangenenlagern und waren auch überall dort zur Stelle, wo die nicht vom Parteijargon verhunzte Sprache, wo Bildung und Einfüh-

lungsvermögen für den «Umerziehungsprozess», dem vor allem die kriegsgefangenen Offiziere unterzogen wurden, von Nutzen waren.

Plievier, der einzige *parteilose* Schriftsteller unter seinen deutschen Kollegen, verzichtete nicht ohne Weiteres auf eigene literarische Arbeit. Er, der mit seinem Buch *Des Kaisers Kuli* nach dem Ersten Weltkrieg den Durchbruch zur Spitze der linken deutschen Literatur vollzogen hatte, nahm die unwiederbringliche, einzigartige Chance wahr, jetzt im Zweiten Weltkrieg, gleichsam «vor Ort», den Geschehnissen der grössten Schlacht nachzuspüren – *Stalingrad*. In seinem Lux-Quartier auf der unteren Etage, meistens nackt vor der Schreibmaschine sitzend, vollendete Plievier diesen, bereits klassisch gewordenen Dokumentar-Roman. Das Buch überdauerte alles, was an propagandistischen und politischen Anstrengungen von Lux-Leuten nach Stalingrad geleistet wurde – und das war nicht wenig!

Manuilski schien seit der Auflösung der Komintern wie vom Erdboden verschwunden. Erst nach einigen Wochen tauchte sein Name in Verbindung mit einer anfangs sehr geheimgehaltenen Abteilung der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee (PURKKA) wieder auf: der «Siebten». So nannten wir sie in Hinkunft zu Tarnungszwecken.

In dem villenähnlichen Haus an der Frunsestrasse wurde ebenfalls Propaganda gemacht, nicht aber aufgespalten in Teilgebiete, sondern die *Hauptpropaganda* der Roten Armee zur Unterstützung der Kriegsfront. Hier war die Zentrale, woft der aus die feindlichen Armeen mit Flugblättern bombardiert und bald auch andere Mittel der Feindbeeinflussung eingesetzt wurden, ausländische Propagandisten und antifaschistische Kriegsgefangene, eingegliedert in die VII. Abteilung der *Frontstäbe*.

Mich, eine Österreicherin, die bei ihrer illegalen Arbeit

gegen das Naziregime sowohl mit deutschen wie in der «Vierten» mit russischen Militärs zu tun gehabt hatte, hielt Manuilski offenbar für geeignet, von nun an in der «Siebten» zu dienen. Die Aufnahme geschah recht unzeremoniell im Kreis von Offizieren der Roten Armee, die alle Deutsch verstanden und mich als Manuilski-Aquisition aus der Komintern-Zeit neugierig musterten. Kein Kaderchef verlangte eine schriftliche «Biographia» von mir, was ich ganz natürlich fand, weil es auch die Komintern verabsäumt hatte, auf die Beurkundung meiner Existenz Wert zu legen. So war ich einfach da – und basta. Bis zum Kriegsende.

Mein erster Auftrag (mit dem Zusatz, mich «um die Österreicher zu kümmern») ging dahin, zusammen mit dem deutschen Schriftsteller Friedrich Wolf und dem russischen Begleitoffizier Oberstleutnant Baratow in das Lager Nr. 97 zu fahren, das sich in Jelabuga am Oberlauf der Kama befand. Etwa 1'500 km von Moskau entfernt, waren hier auf dem Areal eines verfallenen Klosters an die 2'000 kriegsgefangene Offiziere der Stalingradarmee untergebracht, Rumänen, Sudetendeutsche, Deutsche, Österreicher, Italiener, Ungarn. Durch zahlreiche Erlebnisberichte, auch in romanhafter Form wie *Hunde wollt ihr ewig leben* und *Der Fisch beginnt am Kopf zu stinken* von Fritz Wöss, erlangte das Offizierslager Jelabuga später legendären Ruf.

Wir trafen Ende Juni 1943 kurz nach Aufhebung der Quarantäne dort ein. Von den auf Lastwagen fortgebrachten Haufen von Flecktyphusleichen sahen wir nichts mehr - hingegen zum erstenmal den geschlagenen Feind. Es war ein seltsamer, zwiespältige Gefühle auslösender Anblick. Wer sich neben allem, was ein erbitterter Gegner des Faschismus und Freund der auf Leben und Tod kämpfenden Sowjetunion empfand und dachte, noch ein Gefühl für Menschenwürde, ja Erbarmen mit der leidenden Kreatur

bewahrt hatte – dem fuhr zuerst einmal der Schock in die Glieder angesichts der Jammergestalten in den grüngrauen verhassten Uniformen.

Bald aber siegte das Bewusstsein, und es kam eine Art Eroberungslust hinzu, die Neugier, ob es gelingen würde, aus dieser Masse verstockter, misstrauischer, uns mit abweisenden Blicken verfolgender Gefangener Menschen herauszuschälen, die ansprechbar und gegen Hitler und seinen Krieg zu gewinnen wären. Mit Propagandaphrasen, mit der Indoktrination fremden, marxistischen Gedankenguts, war da nichts getan. Der Abbau des gegenseitigen Feindbildes war eine unabdingbare Voraussetzung, und der Lernprozess, der sich dabei vollzog, bewirkte «Vermenschlichung» auf beiden Seiten.

Wenn nach vielen Jahren ein Jelabugaer Plenni schrieb: «Frau Wieden entpuppte sich entgegen allen Erwartungen nicht als russisches Flintenweib, sondern in ihrer Gesittung und in ihrem Auftreten als eine vornehme, verständnisvolle und gütige Frau» (Wöss), so kam er zu dieser Beurteilung des damaligen «Politruks» in Unkenntnis dessen, welcher Selbstüberwindung es oft bedurfte – und das galt für viele ausländische Politarbeiter, die in den Kriegsgefangenenlagern eingesetzt waren –, den schmalen Weg einzuhalten, der zwischen dem russischen Flintenweib und jenen verlief, die bis zur «Katastrophe von Stalingrad» gewiss eine ganze Menge davon gehenkt oder niedergeschossen hatten.

Ich hatte ziemlich schnell eine sogenannte Antifa-Gruppe unter dem Oberbegriff «Österreicher» beisammen, deren Leitung ein junger Arzt aus Wien übernahm, Dr. Franz Finstermann, ehemals katholischer Studentenfürher in der Schuschnigg-Ära. Die Neigung meiner Landsleute zum «Opportunismus», ihr Talent, sich einer veränderten Situation anzupassen, verwischte weitgehend die strenge Unterscheidung, ob einer «Faschist», «Halbfa-

schist» oder bereits «Antifaschist» war. Die Hauptsache blieb, dass sie sich künftig als «Österreicher» betrachteten und nicht als «Ostmärker». Das entsprach unserer politischen Parteilinie und meiner propagandistischen Aufgabe. Allmählich leuchtete das auch der russischen Lagerleitung ein, die bisher stur nach der Devise Lagerpolitik machte: «Wer Deutsch spricht, ist ein Fritz», den man nur ordentlich unter Druck setzen müsse, damit er sich zum Hitler-Gegner bekehre.

So wurden nun die Österreicher aussortiert, in zwei eigene Stuben umgesiedelt und erhielten einen grösseren Büroraum zugewiesen, wo sie Gruppenversammlungen, Bildungszirkel, kleine kulturelle Veranstaltungen abhalten konnten. Wir verfassten Aufrufe und Flugblätter für die Front, Beiträge für die Radiopropaganda. Das grösste indirekte Propagandamittel jedoch war die sogenannte «Postkarten-Aktion», an der sich jeder Lagerinsasse beteiligen durfte. Die Goebbelspropaganda hatte behauptet, dass die ganze «Stalingradarmee untergegangen» sei – nun sollten die Überlebenden den Gegenbeweis mittels selbstgeschriebener Feldpostkarten an ihre Angehörigen liefern. (Ob die Postsäcke aus Jelabuga jemals über die Türkei oder per Flugzeug über die Kriegsfront hinweg in der Heimat ankamen, das war eine Frage, auf die auch der beste Propagandist keine Antwort wusste.)

Der Abschied von Jelabuga fiel mir nicht leicht, als ich nach mehr als zweimonatigem Aufenthalt von der «Sieben» zurückberufen wurde. Aber ich war überzeugt, dass ein guter Anfang auch ein gutes Ende haben würde: *Meine Stalingrader* werden in ein befreites Österreich heimkehren. Sollten sie irgendeine Hilfe brauchen, Postkarte genügt: Moskau, Hotel Lux, Ulica Gorkowo io.

Unterdessen war am 12./13. Juli 1943 im Lager 27 in Krasnogorsk bei Moskau aus kriegsgefangenen deutschen Offizieren, Soldaten und Lux-Bewohnern das National-

komitee «Freies Deutschland» gegründet worden. Ein Abgesandter dieses Komitees, das anscheinend einmütig ein «Manifest» beschlossen und in schwarzweissroter Umrandung veröffentlicht hatte, war Ende Juli auch bei uns in Jelabuga zu kurzem Besuch gewesen. Bei einer Vollversammlung aller Lagerinsassen, die sich schon wieder halbwegs auf den Beinen halten konnten – die andern lagen im klostereigenen Spital oder sassen auf der Latrine –, hatte uns Leutnant Heinrich Graf von Einsiedel vom III. Jagdgeschwader «Udet» beredsam wie sein Urgrossvater Bismarck, der «Eiserne Kanzler» und Rückversicherungs-Politiker, die Ziele und Aufgaben des Nationalkomitees «Freies Deutschland» erklärt und das Manifest an die Wehrmacht und an das deutsche Volk verlesen. Darin hiess es unter anderem: «Die Ereignisse fordern von uns Deutschen unverzüglich eine Entscheidung . . . Hitler führt Deutschland in den Untergang . . . Das deutsche Volk braucht und will unverzüglich den Frieden. Aber mit Hitler schliesst niemand Frieden. Daher ist die Bildung einer wahrhaft deutschen Regierung die dringendste Aufgabe unseres Volkes ... Sie kann nur aus dem Freiheitskampf aller Volksschichten hervorgehen.. . . Freies Deutschland, das bedeutet eine starke demokratische Staatsmacht.

Für Volk und Vaterland! Gegen Hitler und seinen Krieg!

Für sofortigen Frieden!

Für die Rettung des deutschen Volkes!

Für ein freies, unabhängiges Deutschland!»

Neben Friedrich Wolf, dem Nicht-Luxianer, hatten elf Lux-Bewohner als Mitglieder des Nationalkomitees den Aufruf unterzeichnet: Anton Ackermann, Martha Arendsee, Johannes R. Becher, Wilhelm Florin, Edwin Hoernle, Hans Mahle, Wilhelm Pieck, Gustav Sobottka sowie drei «Stalingrader», denn Walter Ulbricht, Willi Bredel und Erich Weinert hatten während der grossen Schlacht auf

Flugblättern und aus Lautsprechern ihren eingekesselten Landsleuten gesagt, dass die Lage hoffnungslos sei und die Vorschläge der Roten Armee, ehrenvoll zu kapitulieren, von den Wehrmachtsoffizieren angenommen werden sollten.

Einer dieser «Stalingrader», der Dichter Erich Weinert, der bereits aus dem Spanischen Bürgerkrieg militante Erfahrungen mitbrachte, wurde Präsident des Nationalkomitees und blieb es bis nach Kriegsende.

Die Parallel-Organisation zum Nationalkomitee, der «Bund deutscher Offiziere», wurde am 11./12. September 1943 mit dem Ziel ins Leben gerufen, die noch abseits stehenden hohen Kommandeure der «untergegangenen» Stalingrad-Armee, denen die Zusammenarbeit mit kommunistischen Emigranten nicht geheuer war, in die Propaganda gegen Hitler und sein Regime einzubeziehen. Zum Präsidenten wählte sich der Bund, der nur ehemalige Wehrmacht Angehörige umfasste, General Walther von Seydlitz-Wurzbach. Hinter Stacheldraht im Generallager Ljunowo vereint, spielten Nationalkomitee und Bund von nun an auf zwei Klavieren für ein «freies, friedliches und unabhängiges Deutschland». Dass auf beiden Tastaturen die russische Propagandapolitik die Stimmführung hatte, darüber herrschte kein Zweifel. Doch das Stalin zugeschriebene Wort «die Hitlers kommen und gehen, das deutsche Volk aber bleibt» – war auch für kriegsgefangene deutsche Patrioten eine Verheissung, für die zu kämpfen es sich lohnte.

Im «Institut Nr. 99», dem nach aussen abgeschirmten «Stadtkomitee», wurden die Artikel und Erklärungen namhafter und ranghöchster Kriegsgefangener gesammelt und bearbeitet. Hier arbeitete der Redaktionsstab der Zeitung «Freies Deutschland», Organ des Nationalkomitees, das in -zigtausenden Exemplaren an der Front und in den Kriegsgefangenenlagern verbreitet wurde. Von der Ra-

dio-Propaganda durch deutsche Offiziere erwartete sich das Nationalkomitee weitgestreute Wirkung auf die Wehrmacht an der Front und im Hinterland. Unser Lux- und Kunzewogenosse Anton Ackermann leitete die Radioredaktion. Ihr stand ein eigenes Studio zur Verfügung, wo – laut Radiosprecher Wolfgang Leonhard – nach der Melodie von «Der Gott, der Eisen wachsen liess» die klare Stimme von Fritz Heilmann ansagte: «Achtung, Achtung, hier spricht der Sender des Nationalkomitees Freies Deutschland! Wir sprechen im Namen des deutschen Volkes! Wir rufen zur Rettung des Reiches!» Ausser einer ganzen im Lux beheimateten Reihe ziviler Mitarbeiter und Sprecher, kamen, per Jeep aus Ljunowo herangeholt, immer zahlreicher die kriegsgefangenen Militärs zu Wort – sonntags der katholische Wehrmachtspfarrer Kayser und sein protestantischer Kollege Oberkonsistorialrat Krummacher.

Der Sender war in Moskau nicht zu hören, aber sämtliche Leute im Lux wussten von seiner Existenz, und meine Arbeit in der «Siebten» brachte mich ab Herbst 1943 bis zum Kriegsende in so enge Tuchfühlung mit den Akteuren des Nationalkomitees, dass ich die Erinnerungen Wolfgang Leonhards an jene Propagandazeit bald aus eigener Sicht ergänzen konnte.

Kaum aus Jelabuga zurückgekehrt, hatte mir Manuilski den Vorschlag gemacht, mit einer Frontbrigade aus deutschen und österreichischen antifaschistischen Kriegsgefangenen, darunter einem Vertreter des Nationalkomitees, und unter Leitung eines russischen Brigadiers an die «Sapadnji Front» zu fahren. Zum erstenmal sollte praktisch erprobt werden, ob der Einsatz von Kriegsgefangenen an vorderster Front – über die Gräben zwischen der Roten Armee und den Hitlertruppen hinweg – propagandistische Wirkung auf den Gegner haben würde. Unserer Brigade sollten dazu die technischen Mittel zur Verfügung stehen,

die wir an unserer Einsatzstelle, der VII. Abteilung der 33. Armee, vorfänden: eine Handdruckerei zur Herstellung von Flugblättern; Lautsprecherwagen, Funkgeräte, Grabenmegaphone und so weiter. Major Rosenstein, der Leiter der Armee-Siebten, von Kriegsbeginn an Frontpropagandist, sei angewiesen worden, uns in jeder Beziehung zu unterstützen.

Im knöchellangen Rotarmistenmantel ohne Rangabzeichen, braune Lederstiefel an den Beinen und den Kommandierungsschein für «Ruth Wieden, Schriftstellerin», mit dem Vermerk «zur Erfüllung besonderer Aufgaben» in der Brusttasche der Militärbluse nahm ich Abschied von Ernst in unserem Luxzimmer. Wie oft hatten wir schon voneinander Abschied genommen, ungewiss, ob wir uns je wiedersehen würden. Aber auch jetzt, da ich in den Krieg zog, vertraute ich unserem «Glückhaben»: «Mir passiert bestimmt nichts, hab' keine Angst um mich! Ich schreibe dir gleich eine Feldpostkarte von der Front!»

Zwei, drei Etagen tiefer nahm zur gleichen Zeit ein zartes, hübsches Mädchen Abschied von ihrer Mutter, ebenso in Rotarmistenuniform wie ich: Else Stenzer, die Schwester der Kuschnarenkowo-Kursantin Emmi, deren Vater von den Nazis hingerichtet worden war. Sie gehörte zu unserer Frontbrigade, musste dann aber bald ins Lux zurückgeschickt werden, weil sie den Strapazen nicht gewachsen war und krank wurde.

Die «Sapadnji Front» – Heeresgruppe West – operierte im Raum vor Orscha bis vor Smolensk in Bjelorusland. Ihre gewaltige Herbstoffensive an diesem Mittelabschnitt der Kriegsfrent war gerade im Anrollen, als unser Propagandatrupp – neun Mann stark-, vier deutsche, zwei österreichische Kriegsgefangene, das kleine Kadernachwuchsmädchen der KPD, Hauptmann Jurij Maslow und ich – nach tagelangem Herumirren von einem Stab zum anderen, zu Fuss und per Anhalter auf Lastwagen, bei Major

Rosenstein eintraf. Der einzige Raum der Bauernkate, überbelegt mit Mitarbeitern der Armee-Siebenten, die angesichts der Invasion eines verdreckten, erschöpften Haufens von neun Leuten ziemlich ratlos waren, wo sie ihn unterbringen, was sie mit ihm anfangen sollten, war hinfort Ausgangsbasis und Zufluchtsstätte unserer Frontbrigade. Sie schrumpfte im Lauf der mehr als drei Monate, in denen dieser Abschnitt der Kriegsfront mein Einsatzgebiet war – vom Stabsquartier bis zu den vordersten Stellungen, wo das verminte Niemandsland begann –, auf drei kriegsgefangene Antifa-Leute zusammen. Für sie war ich nun der Brigadier und der Bewacher, manchmal auch ihr Schutzengel. Als Fremdkörper innerhalb der Einheiten der Roten Armee, ohne Russischkenntnisse, aber in russischen Uniformen, hätte man sie nachts im Gelände leicht als «Spione» aufgreifen können, wenn nicht immer jemand von der Siebenten wenigstens auf Rufweite bei ihnen gewesen wäre.

Frontpropaganda ist Nacharbeit. Da herrscht an der Hauptkampflinie meistens von beiden Seiten Ruhe, und die Stimmen aus dem Lautsprecherwagen oder aus dem Grabenmegaphon dringen klar zu denen «drüben» hinüber. Bis die Leuchtraketen hochgehen und Feuerstöße anzeigen, dass die Stimme unter Beschuss genommen wird, vergeht genügend Zeit, um das Nachtprogramm ungestört an den Mann zu bringen. Wir würzten es mit sentimentaler Plattenmusik und deutschen Heimatklängen. «Lilli Marleen» in neuer Textfassung war unser Hauptschlager. Russischer Machorkatabak, in Zeitungspapier zu einer Zigarette gedreht, verlieh jedoch meiner Stimme nicht den hauchigen Klang der Lale Andersens, auch ihren betörenden Ausdruck erreichte ich beim besten Willen nicht.

Ansonsten ging bei uns «die Front rund». Gerade dem linken Flügel der «Sapadnij Front» gelang es nicht, entscheidende Durchbruchserfolge zu erzielen. Die Herbst-

offensive war nach der Rückeroberung von Smolensk ins Stocken geraten, zum Stehen gekommen. Erst im vierten Kriegssommer, am 22. Juni 1944, wenige Tage nach der Landung der Alliierten in der Normandie, sollte die russische Heeresgruppe Mitte erneut zu einer grossangelegten Offensive antreten, die bis vor die Tore Warschaws führte.

Bewies nicht der hartnäckige Widerstand der Hitlertruppen, dass sie gegen jegliche Form der Propaganda weitgehend immun waren, dass es sinnloser Kräfteverschleiss und Papierverschwendung war, unsere Arbeit noch zu intensivieren, wie es faktisch geschah? Diese Frage wurde nach meiner Rückkehr von der Front im Lux, sozusagen nach des Tages Mühen, oft gestellt und durchdiskutiert. Aber welchen Beitrag zum Sieg über die «faschistische Bestie», das «Ungeheuer» namens Adolf Hitler, konnten die Emigranten sonst leisten als den, den sie vor dem Mikrofon, am Schreibtisch oder in den Antifa-Schulen leisteten, um wenigstens in den Köpfen der Kriegsgefangenen ein Umdenken, ein Umerziehen, die Aufnahme marxistischen Gedankenguts zu bewirken?

Sie konnten auch einen anderen Beitrag leisten – aber fast alle kamen dabei um: vier Bulgaren, deren Namen leider nicht zu eruieren waren, stürzten mit einem sowjetischen Flugzeug ab, aus dem sie über heimatlichem Boden mit Fallschirmen abspringen sollten, damit sie dort die Widerstandsfront verstärkten (im Lux munkelte man von Verrot). Unser tschechischer Freund Jan Sverma, der sympathischste von allen seinen im Lux wohnenden Landsleuten, sprang im Herbst 1944 über dem Aufstandsgebiet der Slowakei ab, wurde im Partisanenkampf verwundet und starb angeblich verlassen in einer Berghütte oder nach anderer Version, die ins Lux drang, auf dem Transport im Schneesturm; Theo Winter, treuer Dachgenosse während der Bombennächte, wurde über Polen abgeworfen, wo die SS

ihn schon erwartete – seine Frau, Piecks älteste Tochter Elly, nach Gründung der DDR *first lady* an der Seite des Staatspräsidenten, sprach in unserer Gemeinschaftsküche nach Theos Tod kaum mehr ein Wort; die Slowaken Karol Bacilek und Karol Smidke überlebten den Fallschirmsprung und machten Partei- und Staatskarriere – Bacilek als «Bluthund» eine sehr unrühmliche; die Österreicher Friedl Fürnberg und Franz Honner landeten im Sommer/Herbst 1944 in Jugoslawien, wo im von Titos Partisanenarmee befreiten Westgebiet österreichische Freiheitsbataillone im Aufbau waren. (Fürnberg kehrte noch vor Kriegsende ins Lux zurück.) Francine Fromond, Raymond Guyot und zwei andere Franzosen waren schon 1942 «im Nebel» verschwunden, «ein schreckliches Abenteuer ohne Rückkehr» (Ceretti).

Bei allen grossen Siegen wurde in Moskau Salut geschossen: Der 20. Juli 1944, Stauffenbergs missglücktes Attentat auf Hitler, hatte im Lux die Resonanz eines Saluts aus fünfzig Kanonen. Alle hofften, nun sei von innen her ein entscheidender Umschwung in der Wehrmacht eingetreten und der Krieg bald zu Ende. Die Leute vom Nationalkomitee im Haus und im Generallager Ljunowo glaubten sich endlich in ihren Erwartungen nicht getäuscht, dass ihre beharrliche Propagandaarbeit Erfolg haben würde. In Millionen Exemplaren wurde danach das Flugblatt mit der Erklärung von Generalfeldmarschall Paulus vom 8. August 1944 über der Front abgeworfen, worin er bekundete: «Der Krieg ist für Deutschland verloren. In diese Lage ist Deutschland trotz des Heldentums seiner Wehrmacht und des ganzen Volkes durch die Staats- und Kriegsführung Adolf Hitlers geraten. Dazu kommt, dass die Art, wie ein Teil seiner Beauftragten im besetzten Gebiet gegen die Bevölkerung vorgegangen ist, jeden wirklichen Soldaten und jeden wirklichen Deutschen mit Abscheu erfüllt und uns in der

ganzen Welt schwerste Vorwürfe zuziehen muss. Deutschland muss sich von Adolf Hitler lossagen und sich eine neue Staatsführung geben, die den Krieg beendet . . .»

Die Lux-Bewohnerin von Quartier Nr. 271, inzwischen Redakteurin bei *Freies Deutschland im Bild* und bei der *Frontillustrierten*, hatte den ehrenvollen Auftrag Manuilskis erfüllt, den ranghöchsten Kriegsgefangenen der UdSSR zur Unterschrift unter das vorbereitete Dokument zu bewegen. Bis dahin hatte sich Paulus standhaft geweigert – wie im Stalingrader Kessel –, vor besserer Einsicht zu kapitulieren. Keine Unterschrift, kein Aufruf, keine Kooperation mit dem Nationalkomitee, dem Bund deutscher Offiziere – jetzt, nach den Ereignissen des 20. Juli, den Enthüllungen über die Greuelthaten und vielleicht auch nach dem langen Gespräch, das wir über die mutige Haltung der beiden Kirchen gegenüber dem NS-Regime geführt hatten, gab Paulus seinen Starrsinn auf, unterschrieb die Erklärung, liess sich «sogar» dabei photographieren.

Auch diese Kapitulation kam zu spät.

Den Nichtdeutschen im Lux ging das Getue um das Nationalkomitee und um die Generalsaufrufe allmählich auf die Nerven. Die rasche Aufdeckung der Verschwörung vom 20. Juli war eine grosse Enttäuschung; sie schien darauf hinzuweisen, dass deutsche Militärs für Aktionen, die Erfahrung in konspirativem Verhalten erforderten, unfähig seien. «Krieg führen können sie, aber nicht einmal eine Bombe richtig schmeissen!» sagte Sverma. Den tschechischen Widerstandskämpfern war das Attentat auf den verhassten «Reichsprotektor» Heydrich geglückt. Das darauf folgende Blutbad von Lidice minderte nicht Svermas Zuversicht in die Kraft des tschechischen Widerstandes.

Drückende Hitze lastete auf dem Lux-Dach. Und doch war es der schönste, der erwartungsfreudigste Sommer, den die dritte Generation der Lux-Bewohner in dem Haus verbrachte – trotz Krieg, trotz der entsetzlichen Greuelta-

ten, die beim Vormarsch der Sowjettruppen im «Generalgouvernement» aufgedeckt wurden. Im Juni wurde die Zweite Front in Frankreich eröffnet; in Warschau brach am 1. August der Aufstand los (dass die Sowjettruppen den Polen nicht zu Hilfe kamen und die Aufständischen bis in den Oktober hinein verbluten liessen, war nicht gleich zu erkennen); Paris, die Stadt der grossen Französischen Revolution, umjubelte am 25. August den einziehenden General de Gaulle; in Rumänien brachen Unruhen aus, die Truppen wollten nicht mehr für den «Hitler-Krieg» kämpfen – die Rote Armee schloss im Kessel von Korsun fünfzehn deutsche Divisionen ein, machte über 100'000 Gefangene und eroberte am 30. August Bukarest und die Ölstadt Ploesti; eine Woche später besetzten Marschall Tolbuchins Truppen Bulgarien; und Finnlands Feldmarschall Mannerheim liess über die Sowjetbotschafterin in Stockholm, Alexandra Kollontai, Moskau ersuchen, eine Waffenstillstandsdelegation zu empfangen.

Im September hatte der Kreml Hochbetrieb: Zuerst kamen die Rumänen mit einem leibhaftigen Prinzen als Delegationsführer und einem waschechten Kommunisten, dem neuen Justizminister Patrasceanu, als Begleiter, um einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, danach die Finnen und schliesslich die Bulgaren.

Im Lux wurden Zimmer leer.

Ercoli hatte sich längst auf Französisch empfohlen oder besser gesagt nach alter Lux-Sitte: Er verschwand, ohne dass die Nachbarn etwas davon bemerkten.

Anna Pauker, die viele Jahre in rumänischen Gefängnissen verbracht und nur durch eine internationale Solidaritätskampagne vor der Zwangsarbeit in den berühmten Salzbergwerken gerettet worden war, nahm von ihren Freunden im Lux Abschied: «Wisst ihr, wie ich mich auf eine lebendige politische Arbeit freue? Zu unseren Arbeitern reden, etwas tun?» – «Sie wird lauter politische

Dummheiten machen, die gute Anna. Ich habe sie bei Sitzungen erlebt», meinte Ernst hinterher. Offensichtlich hatte er recht: Es dauerte nicht lange, und sie wurde aus allen Ämtern und Funktionen entfernt. Immerhin war sie klug genug, sich nicht vom «Titoismus» anstecken zu lassen; so starb sie wenigstens wie ein ganz gewöhnlicher Mensch an einem körperlichen Leiden.

Auch die Wladimirow-Familie wurde in Kunzewo nicht mehr gesehen; in Sofia tauchte sie später bei Staats- und Genossenempfangen als Familie des bulgarischen Ministerpräsidenten Tschewtschew wieder auf.

Doch der «Ring aus Feuer und Stahl», von dem Stalins «Freund und Kriegskamerad» Winston Churchill nach Abschluss seines zweiten Besuches in Moskau (5. bis 18. Oktober 1944) sprach, hatte sich noch nicht um Deutschland geschlossen. Budapest, seit dem 27. Dezember von den Sowjettruppen eingekesselt, fiel erst nach fünfzig Tagen erbitterter Kämpfe am 13. Februar 1945. Und zwei Monate brauchte es noch, bis am 13. April Wien seine Befreiung von den Okkupanten erlebte, die alte Kaiserstadt, die der Österreicher Adolf Hitler abgründig hasste, weil er in dem «Rassenbabel» seine juvenilen Träume von künftigem Künstlerruhm nicht verwirklichen konnte.

Es war ein totaler Krieg, und er musste bis zur «Höhle des Untiers» durchgekämpft werden. Am 8. Mai unterzeichnete Generalfeldmarschall Keitel die bedingungslose Kapitulation gegenüber der Sowjetunion im Hauptquartier von Marschall Schukow in der Nähe von Berlin, einen Tag vorher, am 7. Mai, hatte Generaloberst Jodl in Eisenhowers Hauptquartier in Reims bereits vor den Westmächten kapituliert.

Für die Menschen in der Sowjetunion brach der Tag des Sieges am 9. Mai an. Radio Moskau hatte morgens nach der Meldung, dass die Sowjettruppen in Prag einmarschiert und von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen

worden seien, den knappen Satz hinzugefügt: «Der Krieg ist zu Ende.»

Abends, während das Jubelgeschrei von Hunderttausenden Moskauern, die über die Gorkistrasse zum Roten Platz strömten, zu den Fenstern des «Emigrantenhotels» hinaufdrang, ein gigantisches Feuerwerk den Himmel in bunte Farben tauchte, war es im Lux seltsam still. In unserem Zimmer knallte ein Champagnerpfropfen. Micky Hay hatte die Flasche mitgebracht zur Siegesfeier von drei Frauen, deren Männer – Julius Hay, Johann Koplenig und Ernst Fischer – unmittelbar nach dem Einzug der Roten Armee in die freigekämpften Städte Budapest und Wien zurückgekehrt waren.

Den Voraustrupp der deutschen Emigranten im Lux hatte die «Gruppe Ulbricht» gebildet. Zehn Mann hoch, war sie am 30. April in ein Flugzeug gesetzt worden und landete (laut Wolfgang Leonhard), per Umsteiger auf einen Lastwagen, dann in «amerikanischen und deutschen Limousinen» weiterbefördert, «in einer schmucken deutschen Kleinstadt, etwa dreissig Kilometer östlich von Berlin», namens – Bruchmühle. Auch die Geschichte leistet sich manchmal Wortwitze.

In den Apriltagen war über dem Lux ein goldener und silberner Ordensregen niedergeprasselt. Der an der Propagandafront geleistete Beitrag zum Sieg wurde im Kreml anerkannt. Nur wenige blieben unter der Sturzflut trocken, darunter auch die Genossin Ruth Wieden, weil sie auf keinem Kaderkarteiblatt vermerkt und daher nicht existent war.

«Sie haben wirklich niemals einen Lebenslauf abgeben müssen, bei keiner Arbeitsstelle in der Sowjetunion?» fragte mich die österreichische Kaderleiterin vor meiner Abreise.

«Nein, das hat auch keiner von mir verlangt.»

Sie war fassungslos. So ein Fall war ihr noch nicht untergekommen.

Ein Teil der Ordensträger wurde später in den Ländern, in denen Stalins Lux-Leute an die Macht gekommen waren, erhängt, erschossen, in Gefängnisse gesteckt. So auch der Leiter des «Instituts 205» Friedrich Geminder, den der «Lenin-Orden» nicht vor dem Galgen rettete, als in Prag das Schauerstück mit dem Titel «Slansky-Prozess» über die Bühne ging, der Eiserne Vorhang sich heruntersenkte.

Mit Kriegsende lief die geschichtsträchtige Periode des «Hotel Lux» aus. Alteingesessene Bewohner sahen die Nachzügler in Richtung Heimat das Haus verlassen, Spätheimkehrer aus der Evakuierung zurückkommen und viele fremde, vor allem russische Gesichter, denen sie zuvor auf den dunklen Korridoren, in den Gemeinschaftsküchen nie begegnet waren. Die Neuankömmlinge mussten sogleich ans Grossreinemachen gehen oder sich weigern, die ihnen zugewiesenen Quartiere zu beziehen: mehr denn je waren sie wanzenverseucht.

Etwas Unheimliches schien dem Lux nach wie vor anzuhaften. Ein österreichischer Kriegsgefangener, dem es als Absolventen der Antifa-Schule und künftigem Parteifunktionär der KPÖ gestattet war, sich frei in Moskau zu bewegen, empfing bei einem Besuch des legendären Hauses den Eindruck, dass es «jetzt ganz vom NKWD besetzt» sei.

Als man 1954 Hotelzimmer für die Landwirtschaftliche Ausstellung brauchte, schlug dem «guten, alten Lux» die letzte Stunde. Die Bewohner wurden kurzerhand ausgesiedelt, irgendwie, irgendwo untergebracht oder, wenn es sich um alte «verdiente Genossen» handelte, mit Wohnungen versorgt.

Von allen Luxbewohnern, die im Nachkriegseuropa Geschichte machten, leben nur noch zwei: Herbert Wehner und Josip Broz Tito.

Wehner hat über Schweden und Hamburg den Weg in die deutsche Sozialdemokratie gefunden, deren profiliertester Kopf er wurde. Mit dem Blick über die Teilung Deutschlands hinweg, wurde er, dem die deutsche Einheit mehr am Herzen liegt als das Portefeuille eines Ministers, zur Schlüsselfigur einer neuen deutschen Ostpolitik.

Tito hat der Nachkriegswelt mit dem jugoslawischen «Modell des Sozialismus» eine Alternative zum sowjetischen Staatssozialismus angeboten und zog wegen dieser politischen Partisanentat den Hass Stalins und aller Stalinisten auf sich. Als Nestor der «Blockfreien», die sich mit wachsender Kraft zwischen die grossen Machtblöcke schieben, bangt er in den rüstigen Tagen seines Patriarchenalters um den Zusammenhalt seines Reiches wie einst sein «oberster Kriegsherr» im I. Weltkrieg, der österreichische Kaiser Franz Joseph.

Der letzte Luxianer war ein Schweizer – Sigi Bamatter. Er hatte einst unter Friedrich Geminder im Abhördienst seinen Kriegseinsatz geleistet. Krank, mit einer Russin verheiratet und Sowjetbürger geworden, durfte er in seinem Lux-Quartier verbleiben unter anderer Anschrift: Moskau, Hotel Zentral. Mit Bamatter schloss sich der Kreis von der Frühzeit des Lux, in der so viele Ankömmlinge aus der Schweiz es bevölkerten, bis zu diesem letzten Schweizer, der das Mittelalter des Lux, die Spätzeit und das Auslöchen seines Namens überlebte.

Dank

Ich danke allen Freunden, Gesprächs- und Briefpartnern, die durch Literaturhinweise, Informationen, Beistellung von Material und Mitteilungen aus ihrem eigenen Erleben zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben.

Namentlich danke ich: Mme. Jenny Humbert-Droz, La Chaux de Fonds, für die von mir von Anbeginn an erwiesene Unterstützung und tätige Anteilnahme am Fortgang der Arbeit; meinem verstorbenen Jugendfreund und Lux-Genossen Fritz Glaubauf für zahlreiche mündliche und schriftliche Angaben zum Personenkreis des Lux und der Komintern; der stets hilfsbereiten polnischen Wissenschaftlerin Sophie Schick für Sammlung und Aufbereitung biographischen Materials zur polnischen Parteigeschichte; Rita Arvale, Budapest, für die Erschliessung ihres Erinnerungsschatzes aus politisch bewegten Lux-Zeiten, Frau Lilly Beer-Jergitsch vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes für wertvolle Hinweise und eigens angefertigte Auszüge; dem Publizisten Richard Neumann für seine Beiträge zur Trotzki-Geschichte; dem Publizisten und einstigen Lux-Bewohner Leopold Grünwald für die ständige Bereitschaft, seine Sach- und Personenkenntnisse zur Verfügung zu stellen; und vor allem meiner unvergesslichen Freundin Ilona Duczynska-Polanyi für Hilfe, Obsorge und Ermutigung während der Arbeit an diesem Buch.

R. v. M.

Literaturverzeichnis

Bei den hier aufgeführten Werken handelt es sich ausschliesslich um benutzte Literatur. Im Buch selber habe ich – mit wenigen Ausnahmen – nur Personen zitiert, die im Lux gelebt haben.

1. Dokumente und Protokolle

- Abosch, Heinz (Hg.): Trotzki Chronik. Daten zu Leben und Werk. München 1973 (Reihe Hanser 1930).
- Pelikan, Jiri (Hg.): Das unterdrückte Dossier. Der Piller-Bericht. Wien 1970.
- Pirker, Theo (Hg.): Die Moskauer Schauprozesse 1936-1938. München 1963 (dtv dokumente 148).
- Pirker, Theo (Hg.): Utopie und Mythos der Weltrevolution. Zur Geschichte der Komintern 1920-1940. München 1964 (dtv dokumente 1968).
- Protokoll des II. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (Moskau, 23. Juli bis 7. August 1920). Reprint, Erlangen 1972.
- Protokoll des III. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (Moskau, 22. Juni bis 12. Juli 1921). 2 Bde. Reprint, Erlangen 1972.
- Protokoll des IV. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (Petrograd/Moskau, 5. November bis 5. Dezember 1922). 2 Bde. Reprint, Erlangen 1972.
- Protokoll des V. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (Moskau, 17. Juni bis 8. Juli 1924). 2 Bde. Reprint, Erlangen 1973.
- Protokoll des VI. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (Moskau, 17. Juli bis 1. September 1928). 2 Bde. Reprint, Erlangen 1972.
- Protokoll des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (Moskau, 25. Juli bis 20. August 1935). 2 Bde. Reprint, Erlangen 1974.
- Scheurig, Bodo (Hg.): Verrat hinter Stacheldraht? Das Nationalkomitee «Freies Deutschland» und der Bund Deutscher Offiziere in der Sowjetunion 1943-1945. München 1965 (dtv dokumente 270).
- UdSSR Band 1. Fahndungsbuch zum Gebrauch der deutschen Einsatzgruppen in der Sowjetunion. Faksimile, Erlangen 1975.
- Volkskommissariat für Justizwesen der UdSSR (Hg.): Prozessbericht über die Strafsache des Trotzkiistisch-Sinowjewistischen terroristischen Zentrums (19.-24. 8. 1936). Moskau 1936.
- : Prozessbericht über die Strafsache des sowjetfeindlichen trotzkiistischen Zentrums (23.-30. 1. 1937). Moskau 1937.
- : Prozessbericht über die Strafsache des antisowjetischen «Blocks der Rechten und Trotzkiisten» (2.-13. 3. 1938). Moskau 1938.
- Weber, Gerda u. Hermann (Hg.): Lenin Chronik. Daten zu Leben und Werk. München 1974 (Reihe Hanser 152).

2. Memoiren

- Barmine, Alexander: Einer der entkam. Wien o.J.
- Berger, Joseph: Le naufrage d'une génération. Paris 1971.
- Buber-Neumann, Margarete: Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Stuttgart 1968.

Ceretti, Giulio: A L'ombre des deux T. 40 ans avec Palmiro Togliatti et Maurice Thorez. Paris 1973.

Duclos, Jacques: Memoiren I. Berlin 1972.

EGgebrecht, Axel: Der halbe Weg. Zwischenbilanz einer Epoche. Reinbek 1975.

Fischer, Ernst: Erinnerungen und Reflexionen. Reinbek 1969.

Gerlach, Heinrich: Odyssee in Rot. Bericht einer Irrfahrt. München 1966.

Germanetto, Giovanni: Genosse Kupferbart. Berlin 1930.

Hay, Julius: Geboren 1900. Erinnerungen. Reinbek 1971.

Hernandez, Jesus: Lax Grande Trahison. Paris 1953.

Humbert-Droz, Jules: Mémoires (4 Bde). Neuchâtel 1969-1973.

Krivitzky, Walter: Ich war in Stalins Dienst. Amsterdam 1940.

Kuusinen, Aino: Der Gott stürzt seine Engel. Wien 1972.

Leonhard, Susanne: Gestohlenen Leben. Schicksal einer politischen Emigrantin in der Sowjetunion. Frankfurt 1956.

Leonhard, Wolfgang: Die Revolution entlässt ihre Kinder. Köln/Berlin 1972.

London, Artur: Ich gestehe. Der Prozess um Rudolf Slansky. Hamburg 1970.

Mayenburg, Ruth von: Blaues Blut und rote Fahnen. Ein Leben unter vielen Namen. Wien 1969.

Pjatnitski, Ossip: Aufzeichnungen eines Bolschewiks. Erinnerungen aus den Jahren 1896-1917. Berlin 1972.

Retzlaw, Karl: Spartakus. Aufstieg und Niedergang. Erinnerungen eines Parteiarbeiters. 2. Auflage Frankfurt 1972.

Rosmer, Alfred: Moscou sous Lénine (2 Bde). Paris 1970.

Serge, Victor: Erinnerungen eines Revolutionärs 1901-1941. Wiener Neustadt 1974.

Sik, Endre: Vihar A Levelet (Blatt im Sturm). Budapest 1970.

Silone Ignazio: Notausgang. Frankfurt 1967.

Sinko, Ervin: Roman eines Romans. Moskauer Tagebuch. Mit einem Vorwort von Alfred Kantorowicz. Köln 1969.

Stajner, Karlo: 7'000 Tage in Sibirien. Wien 1967.

Sulzberger, Cyrus L.: Auf schmalen Strassen durch die dunkle Nacht. Erinnerungen eines Augenzeugen der Weltgeschichte 1934-1954. Wien 1969.

Thalmann, Paul: Wo die Freiheit stirbt. Stationen eines politischen Kampfes. Olten/Freiburg i.B. 1974.

Trepper, Leopold: Die Wahrheit. Autobiographie. München 1975.

Trotsky, Leo: Mein Leben. Versuch einer Autobiographie. Frankfurt 1974 (Fischer Taschenbuch 6258).

-: Tagebuch im Exil. Vorwort von Carola Stern. München 1962 (dtv dokumente 87).

3. Biographien

Auty, Phyllis: Tito. Staatsmann aus dem Widerstand. München 1972.

Balabanoff, Angelica: Lenin. Wien 1959.

Deutscher, Isaac: Trotzki (3 Bde). Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1962 (Urban Taschenbücher 158, 159, 160).

- Don Levine, Isaac: Die Psyche des Mörders. Der Mann, der Trotzki tötete. Wien/Frankfurt/Zürich 1970.
- Fischer, Louis: Das Leben Lenins (2 Bde). München 1970 (dtv 4045/46).
- Freudenhammer, A., u. Vater, K.: Herbert Wehner. Ein Leben mit der Deutschen Frage. München 1978.
- Gross, Babette: Willi Münzenberg. Eine politische Biographie. Stuttgart 1967.
- Humbert-Droz, Jenny: Une pensée, une conscience, un combat. La carrière politique de Jules Humbert-Droz retracée par sa femme. Neuchâtel 1976.
- Löwy, A. G.: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Bucharin: Vision des Kommunismus. Wien/Frankfurt/Zürich 1969.
- Stern, Carola: Ulbricht. Eine politische Biographie. Köln/Berlin 1964.
- Weber, Hermann: Lenin. Reinbek 1970 (rm 168).
- Wilde, Harry: Theodor Plievier, Nullpunkt der Freiheit. München/Wien/Basel 1965.
- : Rosa Luxemburg. Ich war – ich bin – ich werde sein. Eine Biographie mit Auszügen aus Rosa Luxemburgs Reden und Schriften. Wien/München/Zürich 1970.

4. Geschichte der Sowjetunion

- Andics, Hellmut: Der grosse Terror. Von den Anfängen der russischen Revolution bis zum Tode Stalins. Wien 1967.
- Autorenkollektiv: Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion KPdSU, 1. Auflage Berlin 1971.
- Barron, John: KGB. Arbeit und Organisation des sowjetischen Geheimdienstes in Ost und West. Bern/München 1974.
- Deutscher, Isaac: Die unvollendete Revolution 1917-1967. Frankfurt 1967.
- Dmitrewski, Wladimir: Das Haus in der Mochowaja. Berlin 1971.
- Duczynska, Ilona: Der demokratische Bolschewik. Zur Theorie und Praxis der Gewalt. Mit einem Vorwort von Friedrich Heer. München 1975.
- Gorkij, Maxim: Unzeitgemässe Gedanken über Kultur und Revolution (hg. von Bernd Scholz). Frankfurt 1974 (suhrkamp taschenbuch 210).
- Lewytzkij, Borys: Die linke Opposition in der Sowjetunion. Systemkritik, Programm, Dokumente. Hamburg 1974.
- Medwedew, Roy A.: Die Wahrheit ist unsere Stärke. Geschichte und Folgen des Stalinismus. Frankfurt 1971.
- Mytze, Andreas W. (Hg): Exil in der Sowjetunion. In: europäische ideen, Heft 14/15, 1976.
- Sayers, Michael, u. Kahn, Albert E.: Die Verschwörung des Blocks der Rechten und Trotzkiisten gegen die Sowjetunion. Berlin 1949.
- Solschenizyn, Alexander: Der Archipel Gulag. Bern/München 1973.
- Trotzki, Leo: Geschichte der russischen Revolution (3 Bde). Frankfurt 1973. (Fischer Taschenbuch 6603, 6604).
- Weissberg-Cybulski, Alexander: Hexensabbat. Russland im Schmelztiegel der Säuberungen. Frankfurt 1951.
- Werth, Alexander: Russland im Krieg. 1941-1945. München/Zürich 1965.

4. Internationale Geschichte

- Benz, Wolfgang, u. Graml, Hermann (Hg): Die revolutionäre Illusion. Zur Geschichte des linken Flügels der USPD. Erinnerungen von Curt Geyer. Stuttgart 1976.
- Boveri, Margret: Der Verrat im XX. Jahrhundert (4 Bde). Reinbek 1956-1960).
- Braun, Otto: Chinesische Aufzeichnungen (1932-1939). Berlin 1975.
- Broué, Pierre, u. Témime, Emile: Revolution und Krieg in Spanien. Geschichte des spanischen Bürgerkrieges. Frankfurt 1968.
- Carrillo, Santiago, u.a.: Spanien nach Franco. Berlin 1975.
- Flechthelm, Ossip K.: Die KPD in der Weimarer Republik. Frankfurt
- Grünwald, Leopold: Legende Weltkommunismus. Die Spaltung in der kommunistischen Bewegung. Graz/Wien/Köln 1974.
- : Sudetendeutscher Widerstand gegen Hitler. München 1978.
- Kuhn, Heinrich: Zeittafel zur Geschichte der kommunistischen Partei in der Tschechoslowakei. München 1973.
- Leonhard, Wolfgang: Was ist Kommunismus? Wandlungen einer Ideologie. München 1976.
- : Eurokommunismus. Herausforderung für Ost und West. München 1978.
- Mader, Julius, Stuchlik, Gerhard, u. Pehnert, Horst: Dr. Sorge funkt aus Tokyo. Berlin 1965.
- Plievier, Theodor: Moskau. Stalingrad. Berlin. Der grosse Krieg im Osten. München/Wien/Basel 1954.
- Savarius, Vincent: Freiwillige für den Galgen. Gütersloh o.J.
- Serge, Victor: Die Klassenkämpfe in der chinesischen Revolution von 1927. In: Archiv sozialistischer Literatur 27. Frankfurt 1975.
- Vogelmann, Karl: Die Propaganda der österreichischen Emigration in der Sowjetunion für einen selbständigen österreichischen Nationalstaat (1938-1945). Diss. Wien 1973.

Kurzbiographien

und Namen von
bekannten und weniger bekannten
LUX-Bewohnern.

BERGER, Joseph, geb. 1904. Altösterreichischer Pole aus Krakau; orthodoxer Jude u. Zionist, er emigrierte als Leiter einer Jugendgruppe mit 15 Jahren n. Palästina. 1922 Mitbegründer d. KP Palästinas u. deren Sekretär. 1924, nach Anschluss der KP an die Dritte Internationale, einige Monate in Moskau, wo er eine russ. Jüdin heiratete. Beauftragter d. Komintern für die Länder des Vorderen u. Mittleren Orients, blieb gleichzeitig Gen.Sekr. d. KP Paläst. Mehrmals n. Moskau berufen, hat er 1929 persönliche Aussprachen m. Stalin über die palästinensische Frage. 1931 im Kominternauftrag Sekretär der anti-imperialistischen Liga in Berlin. 1932-34 Leiter d. Orient-Sektion in der Komintern. Ende 1934 aus ihm unbekanntem Gründen aller Funktionen enthoben u. aus der KP ausgeschlossen. 1935 verhaftet, wegen «Geständnis»-Verweigerung in Abwesenheit zu 5 Jahren Straflager verurteilt, später zu weiteren 10 Jahren, wurde jedoch erst 1956 rehabilitiert u. freigelassen.kehrte mit seiner Familie zuerst nach Polen, dann n. Israel zurück, wo er an der Universität von Tel Aviv Professor f. Sowjetologie wurde. Schrieb über seine Lagererlebnisse das aufsehenerregende Buch «Sheep-week of a Generation», London 1971.

BIERUT, Boleslaw (1892-1956). Polnischer Politiker; gelernter Setzer; 1912 Mitgl. d. Poln. Soz. Partei (Linke); 1919 Mitgl. d. neu gegründeten KP Polens; 1925-27 Mitgl. d. ZK d. KP. 1930, nach Absolvierung d. Lenin-Schule in Moskau, von d. Komintern im Ausland eingesetzt (Bulgarien, Tschechoslovakei. Österreich); 1931-33 illeg. Parteiarbeit in Polen, 1933 verhaftet, zu 7 Jahren Gefängnis verurteilt, 1938 amnestiert. Nach Ausbruch d. 2. Weltkriegs ging B. nach Lublin u. entkam i. d. UdSSR. Im Frühjahr 1943 nach Warschau eingeschleust, Mitgl. des ZK d. von Gomulka neugegründeten Pol. Arbeiterpartei (PPR). Nach d. Befreiung Polens prov. Staatsoberhaupt; 1947-52 Präsident d. Republik, 1952-54MP. 1948 nach Absetzung Gomulkas übernahm B. auch dessen Posten als Generalsekr. d. Partei. Stalinist. Machthaber in Polen bis zum Tod am 12.3.1956 in Moskau nach einem Schlaganfall während des XX. Parteitages d. KPdSU, auf dem Chruschtschow Stalins Verbrechen enthüllte.

BITTELMAN, Alex u. Frau, Amerikaner, beide verhaftet.

BRANDÃO, Octavio, Brasilianer, bedeutender Dichter, führender Parteifunktionär; samt vierköpfiger Familie.

BROWDER, Earl, Amerikaner, Generalsekr. d. KP.

BRONSKI (Warszanski). Pole, verhaftet u. liquidiert.

CAMPBELL. Engländer, Parteivertr. d. KP beim EKKI.

CHOROSCHEJEW, Sina. Russin, mit Tochter Ira. Frau und Tochter von Fritz Glaubauf, zeitweise mit ihm in Südamerika.

CODOVILA, Victorio, Argentinier, Kominternbeauftragter während d. Spanischen Bürgerkrieges.

COPIC (Senko). Jugoslawe, Spanienkämpfer verhaftet u. liquidiert

DIAZ, José. Spanier, Generalsekr. d. KPSp samt Familie; verstarb i. d. Sowjetunion nach schwerer Krankheit.

DIMITROFF, Georgi (1882-1949). Bulgarischer Politiker; Drucker; seit 1902 Funktionär d. bulgarischen Sozialdemokratie; nach dem 1. WK führend in der KP, Teilnahme an bewaffneten Aufständen; 1923 in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Mitgl. d. ZK d. bulgar. KP u. Mitgl. d. EKKI der Komintern in Moskau; gehörte zu den «internationalen Kadern» der KI, die ihn mit Auslandsmissionen betraute (Wien, Amsterdam, Paris, Berlin). Kam 1933 zu weltweitem Ansehen durch sein glanzvolles Auftreten im Reichstagsbrandprozess. 1935-1943 Generalsekretär der KI. Nach dem 2. WK Rückkehr nach Bulgarien; 1946-1949 MP der Volksrep., 1948 Generalsekretär d. bulg. KP, 1949 Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen. Starb am 2.7.49 im Sanatorium Barwicha b. Moskau nach langjährigem Leiden an Diabetes. Ein Mausoleum in Sofia wurde seine letzte Ruhestätte.

DRAGANOFF (Boris Stefanoff). Bulgare, Vertreter d. *rumänischen* KP i. d. Komintern.

FALCON, Irene. Spanierin, ehem. Frau d. peruanischen Dichters Falcon, pol. Gehilfin v. Dolores Ibarruri; Lebensgef. von Fritz Geminder.

FARKAS, Mihael (Wolf). Ungar; ungar. Vertreter i. d. Kommunistischen Jugend-Internationale; zur Zeit d. Rákosi-Regimes Chef d. berichtigten Staatssicherheitsdienstes AVO.

FILIPPOVIC, Filip. Jugoslawe, Komintern-Funktionär; in Moskau verhaftet u. liquidiert.

FISCHER, Ernst (1899-1972). österr. Politiker, Schriftsteller; 1920 Eintritt i. d. Sozialdem. Partei Österreichs; 1927-34 Red. d. Wiener «Arbeiter-Zeitung». 1934 Übertritt zur KPÖ, Emigration (Prag, Moskau). Vertr. d. KPÖ bei d. Komintern; 1941-45 deutscher Kommentator d. Moskauer Rundfunks. 1945 Rückkehr nach österr., Staatssekr. f. Unterricht, 1945-59 Abg. z. NR. 1946-69 Mitgl. d. ZK d. KPÖ. Wegen Parteinahme f. tschechoslowakischen Reformkommunismus u. Kritik an sowjetischer Militärintervention 1969 Ausschluss a. d. KPÖ.

FISCHER, Ruth, urspr. Elfriede Eisler (1895-1961). Dt. Politikerin; 1918 Mitbegründerin d. KPÖ in Wien; Ende 1919 Übersiedlung nach Berlin; rascher Aufstieg i. d. KPD, 1924 Mitgl. d. Politbüros, 1925 Führerin d. KPD; 1924-28 MdB. Parteiausschluss wegen trotzkistischer Gruppenbildung; 1928 Mitbegründerin d. linkskommunistischen Leninbundes. 1933 Emigration n. Paris, 1941 in die USA. War die Schwester d. KPD- u. später SED-Politikers Gerhart Eisler u. d. Komponisten Hanns Eisler.

FORNALSKA, Margareta. Polin, Mutter d. unehel. Tochter v. Boleslaw Bierut, wegen ill. Partearbeit in Polen verhaftet u. nach Folterungen im Kerker verstorben oder hingerichtet.

FOSTER, William. Amerikaner, Vorsitzender d. amerikanischen KP.

FRANK, Willi (Fink), österreichischer Jugend-Vertreter in Moskau. Während d. Krieges Einsatz im jugoslawischen Partisanengebiet b. einer österreichischen Partisanengruppe, die in Südkärnten operierte. Im Kampf gegen die Hitlertruppen gefallen im Jahr 1944.

FROMOND, Francine, Französin, Sekr. v. André Marty, während d. Krieges nach Frankreich eingeschleust, als Widerstandskämpferin vom deutschen Sonderkommando hingerichtet.

FÜRNBURG, Friedl (1903-78), Österreicher; führender Parteifunktionär d. KPÖ. Parteivertreter i. d. Komintern, während d. Krieges i. d. Leitung der Geheimsender. 1945-1970 Generalsekr. d. KPÖ.

GLAUB AUF, Fritz (1901-1975).

GLAUBAUF, Hans (1901-1942, hingerichtet in Plötzensee).

Österreicher; Zwillingbrüder, die sich so ähnlich sahen, dass sie in der Komintern, im Lux, bei ihrer vielfältigen Auslandstätigkeit stets verwechselt wurden u., polizeilich verfolgt, notfalls ihre Pässe tauschen konnten. Stammen aus Teplitz-Schönau im Sudetengebiet. Beide Studium in Wien, Dr. phil., Mitgl. d. KPÖ; internationale Kader des Komintern.

Fritz: 1923 nach Moskau; Einrichtung des Informationsarchivs d. Kom. Jugendinternationale. Arbeit am Marx-Engels-Institut; Journalist und Übersetzer. 1930 bis Ende 1935 im Auftrag der Komintern als «Instruktor für Parteischulen» in verschiedenen Ländern Lateinamerikas. In Chile verhaftet, schwer gefoltert u. ausgewiesen. (Der Lärm, den die amerik. Presse über die Verhaftung d. «Kominternagenten Glaubauf in Chile» machte, führte zur Ausweisung von Hans Glaubauf aus den USA.) Über England, Paris, Prag nach Moskau zurück; nach mehrmonatigem Aufenthalt neuerlich im Auslandsdienst der Komintern; Aufbau einer Parteischule in Frankreich; 1937 Rückberufung nach Moskau – während der grossen Tschistka – u. nach wochenlanger «Kaderüberprüfung» Arbeit i. d. Presseabtg. d. Komintern. Im 2. Weltkrieg Leiter d. «Pressebüros» u. i. d. Leitung der Geheimsender. 1945 Rückkehr nach Österreich; Redakteur d. «Volksstimme».

Hans: Nach Promotion Mitarbeiter v. Eugen Varga in Berlin, Redaktionssekretär d. volkswirtschaftlichen sog. «Varga-Jahrbuchs»; ab 1924 bis 1928 in Moskau, Propagandaabtg. d. Komintern; gehörte zur «Versöhnlergruppe» mit Artur Ebert, Gerhart Eisler, wurde somit enger Mitarbeiter Bucharins; dessen techn. Sekr. auf dem VI. Weltkongress d. KI 1928; danach journalistische, Übersetzer- u. Referententätigkeit in Prag, Berlin, Paris, Wien; in Amsterdam Mitarbeiter d. intern. Büros d. Gesellschaften d. Freunde d. Sowjetunion. Vortragsreisender d. Büros in England, Spanien, Kanada, Amerika. Redakteur d. «Inprekorr» in Paris. Lebte bei Kriegsausbruch 1939 mit falschen Papieren; gab im Parteauftrag deutschen Besatzungsoffizieren Unterricht in Französisch; verhaftet, nach Karlsbad verbracht, wo Feststellung d. wahren Identität erfolgte; daraufhin Überführung i. d. berüchtigte Strafgefängnis Plötzensee bei Berlin und nach Prozess vor dem Volksgericht Hinrichtung im Oktober 1942.

GOTTWALD, Klement (1896-1953). Tschechoslowakischer Politiker; Tischlerlehre in Wien; 1921 Eintritt i. d. KPÖ, 1925 Mitgl. d. ZK u. Politbüros, 1929-1945 Generalsekretär d. Partei. Mitgl. d. Präsidiums d. EKKI d. Komintern bis 1943; 1945 Rückkehr nach Prag; im 1. Nachkriegskabinett Fierlinger stellvertr. Ministerpräsident, Vorsitzender d. KPÖ u. d. Nationalen Front; 1946 MP nach kommunist. Wahlsieg; 1948 führte G. in einem Staatsstreich die Umwandlung d. ÖSR in eine Volksdemokratie (ÖSSR) durch, erzwang den Rücktritt v. Präsident Benes u. übernahm dessen Amt als Staatsoberhaupt am 14.6. Seine Präsidentschaft war nach dem Vorbild Stalins von Personenkult u. radikalen Säuberungsaktionen in der KPÖ gekennzeichnet.

GRAMSCI, Antonio (1891-1937). Ital. Politiker; Philosophiestudium; vor 1914 Beitritt 2. SPI, 1917 Parteisekretär in Turin; 1921 in Livorno einer der Gründer d. KPI, deren Vertreter beim EKKI der Komintern in Moskau. 1924 zum Abg. gewählt, 1925 Fraktionsvors. d. KPI im Parlament. 1926 trotz pari. Immunität verhaftet, 1928 vom faschistischen Sondergericht zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt. Gegner d. damaligen Parteilinie Togliattis, die Sozialdemokratie mit dem Faschismus gleichzusetzen; Befürworter d. Aktionseinheit mit anderen Oppositionsparteien. Schwer erkrankt, 1933 i. d. Gefängnisklinik in Formia, 1935 in Rom eingeliefert. Seine umfangreichen, im Gefängnis verfassten Schriften weisen ihn als bedeutenden marxistischen Theoretiker aus, dessen undogmatische Ideen und politische Thesen den Eurokommunismus befruchteten.

GROSS, Fritz und Lea. Deutsche, Jugendfunktionäre d. KPD; nach dem Krieg Botschafter d. DDR in Prag.

GROSSMANN, Oscar. Österreicher, Parteivertreter d. KPÖ i. d. Komintern bis 1935; als Leiter einer österr. Widerstandsgruppe gegen die deutschen Besatzungstruppen in Frankreich im Frühsommer 1944 in Lyon von der Gestapo hingerichtet.

GUYOT, Raymond und Fernande. Franzosen, Jugendfunktionäre d. KPF; Raymond franz. Vertreter in der Kommunistischen Jugend-Internationale in Moskau.

HEIMO, Mauno. Finne, Leiter d. Sekretariats d. Komintern. 1937 verhaftet, blieb verschollen.

HENRYKOWSKI, Saul. Pole, Mitgl. d. Politbüros d. KPP, zugleich 1930 Vertreter b. EKKI. 1937 verhaftet u. liquidiert.

HERMANDEZ, Jesus, geb. 1907. Spanier; seit dem 15. Lebensjahr Kommunist. Während des Spanischen Bürgerkriegs einer der angesehensten Führer d. KPSp; Minister für Volksbildung in der Regierung von Largo Caballero; Mitglied der Regierung von Dr. Négrin; betraut mit wichtigen Missionen, sowohl politischen wie militärischen, als Hauptkommissar der Zentralarmee. Nach dem Zusammenbruch der span. Republik 1939 Emigration in die Sowjetunion, EKKI-Mitglied der Komintern u. Vertreter d. KPSp. Winter 1942 von Dimitroff mit der Mission betraut, in Mexiko die Gruppe der dorthin geflüchteten spanischen Kommunisten zu reorganisieren. Enthüllte in Mexiko seinen Landsleuten das schwere Schicksal der in die Sowjetunion emigrierten spanischen Revolutionäre. Wurde daraufhin in Moskau aus der KP ausgeschlossen; seine Mutter und Schwester, in Moskau verblieben, wurden in ein Lager verschickt.

HEXMANN, Betja, geb. Boguslawski. Rumänien aus Bessarabien; studierte in Wien u. kam mit ihrem Mann nach Moskau. Ihre jüngeren Brüder Boguslawski Funktionäre d. rumän. Jugendverbandes (kurze Zeit Lux-Bewohner) wurden mit Fallschirm in Rumänien eingesetzt u. hingerichtet.

HEXMANN, Friedrich. Österreicher, führender Funktionär d. KPÖ; während d. Krieges Leiter d. Abhördienstes i. d. Komintern. Parteivertreter d. KPÖ bis 1947 im Lux.

HOFMAIER, Paul. Schweizer, Komintern-Mitarbeiter, seine Frau Mädy Tochter von Steffi Pollak. Ging kurz vor dem Krieg in die Schweiz, kehrte später ins Lux zurück.

HÖRNLE, Edwin u. Frau. Deutsche; Funktionär d. KPD, war während d. Krieges Mitgl. d. Nationalkomitees «Freies Deutschland».

HO TSCHI MINH (1890-1969). Vietnamesischer Politiker; Journalist; von 1913-1924 Auslandsaufenthalte in Europa, Amerika u. i. d. Sowjetunion. 1920 Teilnehmer am Gründungskongress d. franz. KP in Tours; 1925-27 Beteiligung a. d. chinesischen Revolutionskämpfen; gründete 1930 die KP Indochinas u. blieb bis zu seinem Tod unbestrittener Führer d. unter wechselnden Namen u. Organisationsformen auftretenden Partei. Im 2. WK führte er den Kampf für die Unabhängigkeit Indochinas gegen die jap. Besatzungsmacht u. fortdauernde franz. Kolonialherrschaft.

Nach Absetzung des Kaisers von Annam proklamierte Ho Tschì Minh am 2.9.1945 die Demokratische Republik Vietnam u. wurde deren Staatschef. Nach d. Teilung des Landes im Gefolge d. achtjährigen Krieges gegen Frankreich 1954 Staatspräsident u. (bis 1955) MP von Nord-Vietnam sowie Parteichef d. Dang-Lao-Dong-Partei (KP). Der Befreiungskampf um die Wiedervereinigung von Süd- u. Nord-Vietnam («Vietnam-Krieg», in den von 1955-1973 die USA mit wachsend verstärkten Streitkräften bis zur Niederlage eingriffen) war bis zum Ableben Ho Tschì Minhs weltweit mit seinem Namen verbunden.

HUBERMANN, Stanislaw (Stach). Pole, Bruder d. Geigers Bronislaw Hubermann; i. d. polnischen Parteiführung unter Prochniak; gehörte z. d. internationalen Kadern d. Komintern. Fiel in Ungnade u. wurde i. d. Politverwaltung d. sowj. Eisenbahner abgeschoben. Entging d. Verhaftung durch Flugzeugabsturz 1937, wobei er den Tod fand.

HUMBERT-DROZ, Jules (1891-1971). Schweizer Politiker; Pastor; während d. Theologiestudiums (ab 1910) a. d. Universität von Neuchâtel Mitgl. d. Verbandes christl. Studenten u. Mitarbeit bei den christl. Sozialisten franz. Sprache. 1911 Beitritt zu. Sozialistischen Partei; 1914-16 Pastor in London; heiratete 1916 die Schweizer Pastorentochter Jenny Perret; nach Gefängnis-aufenthalt wegen Militärdienstverweigerung Übernahme d. linkssozial. Zeitschrift «Sentinelle»; militanter Anhänger d. Zimmerwalder Linken, 1920 Delegierter d. sozialdemokratischen Linken auf dem II. Weltkongress d. Kom. Internat. in Moskau. Mitbegründer d. KPS, Kominternfunktionär von 1921 bis 1931. Das «Auge Moskaus» in Frankreich, Italien, Spanien, Lateinamerika u.a. Ländern. Nach dem VI. Weltkongress Konflikt mit Stalin. 1931 Rückkehr aus Moskau in die Schweiz, wird v. d. KP-Führung als «Rechtsabweichler» verurteilt; Teilnehmer am VII. Weltkongress 1935, danach rehabilitiert u. bis 1942 an der Spitze der Schweizer KP. 1942 auf Betreiben Stalins Parteiausschluss. Wiedereintritt in die Sozialistische Partei, von 1946-1959 deren Zentralsekretär.

JEWTSCHUK. Russe, einer d. jungen «roten Professoren», die i. d. Komintern u. im Lux im Umgang mit Ausländern ihre Sprachkenntnisse erweitern u. sich die «internationalen Sporen» holen sollten.

KAROLSKI, Abram. Pole, führender Parteifunktionär d. KPP u. Kominternfunktionär, während d. «Säuberungen» (1936-1938) liquidiert.

KATAYAMA. Japaner, Verteter d. japanischen KP i. d. KI u. EKKI-Mit-

glied. Langjähriger Lux-Bewohner u. eine d. bekanntesten Figuren d. Internationale.

KELLERMANN, Alex (Sandor Nogrady). Ungar, führendes Mitglied d. KPU. Leitete die Presseinformation d. KI; gegen Kriegsende im Partisaneneinsatz in Ungarn. Später Botschafter d. Ungarischen Volksrepubl. In Peking. Bis zum Tod Mitgl. d. Parteikontrolle.

KLASSNER (Wandel). Deutscher, Parteifunktionär d. KPD, Sekr. v. Wilhelm Pieck; i. d. DDR, später Unterrichtsminister.

KODSCHEJKOWA. Alte bulgarische Kommunistin, viele Jahre im Lux eine Art Hausvertrauensmann.

KOPECKY, Vaclav (1897-1961). Tscheche; KPC-Mitglied seit 1921, im ZK seit 1929, Politbüro-Mitglied 1931; Chefredakteur d. «Rudé právo». 1938 Mitgl. d. Moskauer KPC-Leitung; 1945 Mitgl. d. Parteipräsidiums, Informations- u. Kulturminister von 1945 bis 1954, 1954 stellvertr. Ministerpräsident. Galt als der «böse Geist» Gottwalds, war die treibende Kraft bei den politischen Prozessen, die mit insgesamt 176 Todesurteilen endeten. Schrieb 1960 das Buch «Die CSR und die KP(J)», Musterbeispiel für schamlose Geschichtsfälschung.

KOPLNIG, Johann (1891-1968). österr. Politiker, Schuster; 1918 als Kriegsgefangener Eintritt in russ. KP (Bolschewiki); ab Juni 1924 Gen. Sekr. der KPÖ; 1928-1943 Mitgl. des Exekutivkomitees d. Komintern. Ab 1933 illegal. Parteitätigkeit in Österreich, Prag u. Paris, 1939 Emigration nach Moskau. April 1945 Rückkehr nach österr.; Mitgl. d. Prov. Staatsregierung, 1945-1959 Abg. z. NR; 1945-1965 Vors. d. KPÖ, dann Ehrenvorsitzender.

KORITSCHONER, Franz. Österreicher, Gründungsmitgl. d. KPÖ 1919; mehrmals Delegierter zu Weltkongressen d. KI; nach Konsolidierung d. KPÖ kaltgestellt. Im Zuge d. «Grossen Tschistka» 1937 verhaftet, von NKWD n. Hitlerdeutschland abgeschoben, wo er 1940 im KZ umkam.

KOSTRZEWA, Wera, richtig: KOSZUTSKA, Marianne (1876-1937?). Polnische Revolutionärin; stammte aus einer verarmten Adelsfamilie; Lehrerin; 1901 Studium i. Paris an der Sorbonne, von wo sie 1902 als überzeugte Sozialistin zurückkehrte; übernahm Leitung einer privaten Koedukationsschule in Lodz; organisierte zusammen mit Josef Ciszewski (1877-1937), später einer der bedeutendsten Ingenieure bei der Elektrifizierung Russlands, d. ersten sozial. Arbeiterzirkel; verhaftet, kam sie i. d. berüchtigten X. Pavillon d. Warschauer Zitadelle; 1903 Verbannung nach Archangelsk; gehörte bald nach Heimkehr zu den führenden Persönlichkeiten d. polnischen Sozialisten (PPS-Linke); mehrmals eingekerkert. Verfasste ab 1912 eine Reihe bedeutender theoretischer Arbeiten. Bei Kriegsausbruch 1914 enge Zusammenarbeit mit Walecki und Warski für gemeinsamen Aufruf aller Sozialist. Parteien gegen d. imperialistischen Krieg. Nach dem Sieg d. Oktoberrevolution Mitbegründerin der KPP. Während d. Poln.-Russ. Krieges 1920 bei Vormarsch d. Roten Armee auf Warschau mit vielen anderen bekannten Parteifunktionären, darunter Walecki, Warski, Lauer, verhaftet u. gefoltert. Ende 1920 Entlassung u. Illegalität. 1922 Vertreterin d. ZK d. KPP in der Komintern. Fortan mit Walecki u. Warski die «drei grossen W» (Wera) d. KPP auch nach Verdammung auf dem V. Weltkongress d. KI

(1924) durch Stalin, der das ZK u. Politbüro d. KKP eine «polnische Filiale d. Trotzismus» nannte. Daraufhin Liquidierung d. Politbüros u. Kaltstellung d. Mitglieder Kostrzewa, Walecki, Warski u. Prochniak. Die «schöne Wera» durfte faktisch Moskau nicht mehr verlassen, arbeitete in d. Bauern-internationale über Agrarfragen. In der Zeit d. Fraktionskämpfe innerhalb d. KPP Ablehnung d. ultralinken Politik des neuen ZK, das der Komintern-Parole «Sozialfaschismus» folgte, womit eine echte Einheitsfront mit den Sozialdemokraten von vornherein vereitelt wurde. Nach kurzfristiger Wiedervereinigung d. beiden Richtungen 1930 von allen Parteiarbeiten entfernt. Schwer herzkrank geworden und äusserlich kaum wiederzuerkennen, erlebte sie noch die nach 1934 in Moskau einsetzende physische Liquidierung polnischer Parteikader, bis sie selbst an die Reihe kam, als alle Polen unabhängig von ihrer ehemaligen Fraktionszugehörigkeit in den Jahren 1936-38 verhaftet und ermordet wurden. Unerschrockenheit gegenüber den jeweils herrschenden Machthabern, Geistesschärfe und Gefühlstiefe zeichneten diese neben Rosa Luxemburg bedeutendste Frauengestalt der sozialistischen Arbeiterbewegung Polens aus.

KRAJEWSKI, Wladislaw. Pole, führender Parteifunktionär d. KPP, Kominternfunktionär u. Mitgl. d. EKKI. 1937 vom NKWD liquidiert.

KREBS, Deutscher, Leiter d. deutschen Sektion im Verlag ausl. Arbeiter in Moskau. 1937 verhaftet, blieb verschollen.

KUN, Béla (1886-1937?). Ung. Politiker; ab 1902 Mitgl. d. sozialdem. Partei; 1916 russ. Kriegsgefangener während der Oktoberrev. 1917 in Moskau, März 1918 Gründer der ung. Gruppe der KP Russlands; Nov. 1918 Rückkehr nach Ungarn, Gründer der ung. KP; März 1919 führend beteiligt a. d. Ausrufung d. ung. Räterepublik, Volkskommissar f. Auswärtiges. Nach Zusammenbruch d. Räterep. August 1919 Flucht nach Österreich. Ab 1920 in Moskau, hoher Funktionär d. Komintern, 1928 Mitgl. d. Präsidiums u. Vertr. d. ung. KP im EKKI. 1927/28 illegal in Wien, abgeschoben nach Moskau. 1936 im Zuge der «Säuberungen» verhaftet, ohne Prozess hingerichtet.

KUUSINEN, Aino, geb. Turtiainen (1886-1970). Finnin, ausgebildete Krankenschwester; 1. Ehe mit Leo Sarola (1909), 2. Ehe mit Otto Kuusinen (1922 in Moskau); von 1924 bis 1933 Komintern-Angestellte, mit Auslandsmissionen betraut (Kanada, Amerika); ab 1933 im Dienst der IV. Abtlg. d. Roten Armee (China, Japan) bis zur Verhaftung in Moskau durch die NKWD-Organen (Neujahrsnacht 1937/38); nach 17 Jahren Gefängnis, Zwangsarbeits- u. Straflagern Annullierung d. vom Sonderkollegium gefällten Urteile u. Freilassung (Oktober 1955). Rückkehr nach Finnland 1965.

KUUSINEN, Otto Willem (1881-1964). Finnisch-sowjetischer Politiker; Staatsexamen in Geschichte u. Philologie in Helsinki; gründete 1918 die KP Finnlands; 1921-1939 Sekretär d. Exekutivkomitees d. Komintern; nach dem sowjet.-finnischen Winterkrieg (30.11.1939-12.3.1950) zum Vorsitzenden d. Präsidiums d. Obersten Sowjet d. Karelo-Finnischen SSR ernannt; gleichzeitig stellvertr. Vorsitzender d. Präsidiums d. Obersten Sowjet d. UdSSR (1940-1957). Ab 1957 bis zu seinem Tode Mitgl. d. Präsidiums u. Sekretär d. ZK d. KPdSU.

LAGLER, Martha. Österreicherin, zeitweise Sekr. von André Marty, dann von Johann Kopenig u. d. KPÖ-Führung. Lebte mit ihrem Mann – der «Dicke» genannt, Arbeiter in einem sowj. Betrieb – über das Kriegsende hinaus im Lux.

LAKSAVIRTA, Ednari. Finne, Parteifunktionär, Schwager von Kuusinen, während d. «Säuberungen» verhaftet u. umgekommen.

LECHTINEN, Inkere. Finnin, leitete den finnischen Geheimsender i. d. Komintern.

LEHR, Toni. Österreicherin, im Parteiauftrag unter abenteuerlichen Umständen zur illegalen Arbeit nach Österreich, wurde verhaftet, überlebte das KZ Ravensbrück.

LEHEN, Ture. Finne, Schwiegersohn von Otto Kuusinen. Arbeitete im OMS-Apparat d. Komintern. Betreute im Lux den gemeinsamen Sohn, während die Mutter, Hertta Kuusinen, in finnischer Gefängnishaft war. Der Sohn fiel als Kriegsfreiwilliger a. d. deutsch-sowj. Front.

LI-TUNG. Chinese, Mitgl. d. ZK d. KPCH. Lux-Bewohner von 1939-1944, arbeitete i. d. Komintern u. wurde auf Vortragsreisen in sowj. Betriebe geschickt.

LONDON, Artur, geb. 1915. Tschechoslowake, 1934-36 in Moskau; Teilnehmer am VII. Weltkongress der KI; 1936-39 im Spanischen Bürgerkrieg in d. Reihen d. Internat. Brigaden; 1939 Internierung in Frankreich; Teilnahme am franz. Widerstandskampf gegen die deutsche Besatzung; nach Verhaftung durch Sonderkommandos der Wehrmacht eingeliefert ins KZ Mauthausen; nach Befreiung im April 1945 nach Paris zurückgekehrt, wo er seine franz. Frau Lise Ricol (Schwester v. Fernande Guyot) u. seine beiden Kinder wiederfand; 1946 Übernahme d. politischen Leitung d. franz.-tschechoslowakischen Freundschaftsorgans «Parallele», 1947/48 in d. Schweiz z. Behandlung d. Tuberkulose; Ende 1948 Rückkehr n. Prag; ab Feb. 1949 stellvertret. Aussenminister. Januar 1951 verhaftet u. eingekerkert. Als Mitangeklagter im «Slansky-Prozess» am 20. 11. 1952 zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurteilt. 1956 im Zuge d. Revision d. Prozesses freigelassen. Rückkehr nach Paris. Zwölf Jahre später, 1968, enthüllte London in seinem Buch «L'Aveu» (deutsch: «Ich gestehe», Hamburg 1970) als *erster*, mit welchen Verhörmethoden die «Geständnisse» von unschuldigen Opfern solcher Schauprozesse zustande kamen, womit L. sich ein historisches Verdienst erwarb.

LONGO, Luigi, geb. 1900. Italiener. 1921 Mitbegründer d. KPL Delegierter beim IV. WK. 1927-1932 Exil in Frankreich, 1932-35 in Moskau. 1936-39 Generalinspekteur d. Internat. Brigaden. 1939 in Frankreich interniert, 1941 Auslieferung an die Gestapo, von dieser d. Italienern übergeben; 5 Jahre Verbannung. Nach Freilassung 1943-45 Kommandeur aller kom. Partisanengruppen in Norditalien. 1964-1972 Gen. Sekr. d. KPL

LUKANOFF. Bulgare, Kominternfunktionär. Bekannte Lux-Familie: Vater, Mutter, Sohn u. Schwiegertochter mit Kindern. Vater Lukanoff starb im Lux. Sohn Carlo ZK-Mitgl., im volksdemokratischen Bulgarien Präsident d. Bulg.-Sowj. Gesellschaft.

MADYAR, Lajos. Ungar, einer der bekanntesten Funktionäre d. Komintern-Apparates, der vorwiegend im Auslandsdienst eingesetzt wurde. Opfer d. «Grossen Tschistka».

MANUILSKI, D. S. (1883-1959). Sowjet. Politiker; Geschichtslehrer; 1903 Mitgl. d. Sozialdem. Partei Russlands; 1906 Verhaftung, Verbannung, Flucht ins Ausland; 1907-1912 in Paris, Jurastudium an d. Sorbonne; 1912/13 ill. in Russland, Flucht n. Finnland, Rückkehr 1917, Anschluss a. d. Bolschewiki; 1920 Mitgl. des Revolutionskomitees d. Ukraine, 1921 Sekretär d. ZK d. KP d. Ukraine; 1923-1939 Mitgl. d. ZKd. KPdSU; 1921-1943 in d. Kominternführung; 1943/45 Beauftragter d. ZK für d. Propagandaarbeit d. 7. Abtlg. In der Politischen Hauptverwaltung d. Roten Armee (PURKKA). Nach dem Krieg Aussenminister u. stellvertr. Vorsitzender d. Ministerrats d. Ukrainischen SSR bis 1953; Teilnehmer an Aussenministerkonferenzen d. vier Mächte nach 1945, zuletzt 1949 in Paris. Mitgl. d. sowj. UNO-Delegation in New York. 1955 (?) Aufgabe d. politischen Tätigkeit wegen völliger Erblindung.

MARON, Karl. Deutscher; Berliner Arbeiter u. Sportler, i. d. Komintern Referent «für Sportfragen». Später Mitarbeiter d. Presseabteilung u. Gehilfe von Fritz Glaubauf. Nach Heimkehr Bürgermeister in Ost-Berlin, von Ulbricht dann zum Innenminister ernannt. Zuletzt Leiter d. Meinungsforschung.

MARTY, André (1885-1956). Franzose; Offizier d. französischen Handelsmarine; 1919 Anführer der im Hafen von Odessa ausgebrochenen Meuterei auf einem franz. Handelsschiff zur Verhinderung von Waffenlieferung an die «Weissen». Mit dieser revolutionären Solidaritätsaktion erwarb sich M. legendären Ruf i. d. Internationale. Wurde zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, 1923 amnestiert u. entlassen. ZK-Mitglied d. KPF u. EKKI-Sekretär, Delegierter d. KPF zum VII. Weltkongress 1935. Während d. Spanischen Bürgerkrieges Generalinspekteur der Internationalen Brigaden. Jahrelange Aufenthalte in Moskau, zuletzt 1939-1944. Spektakulärer Ausschluss aus der KPF 1952.

MOLTKE. Däne; während d. Krieges war er zugleich Sprecher u. Verfasser d. Sendungen für das besetzte Dänemark.

NAGY, Imre (1896-1958). Ungar; Gründungsmitglied d. «Gruppe ungarischer Kriegsgefangener», die sich nach d. Oktoberrevolution d. Bolschewiki anschloss; kämpfte 1918/19 i. d. Roten Armee; Rückkehr n. Ungarn z. Zeit d. Räterepublik; ab Ende 1919 wiederum in der Sowjetunion. Nach 1945 Politbüromitgl. d. KPU; 1953-55 Ministerpräsident u. Hauptvertreter d. sogenannten «neuen Kurses», der auf Demokratisierung u. nationale Unabhängigkeit abzielte; von Rákosi 1955 aus d. polit. Leben verbannt; im Gefolge d. ungarischen Aufstands gegen d. Rákosi-Regime im Oktober 1956 neuerlich Ministerpräsident. Nach Eingreifen der Sowjettruppen fand N. Asyl in d. jugoslawischen Botschaft. Aufgrund d. Zusicherung freien Geleits verliess er d. Asyl, wurde jedoch d. sowjetischen Behörden ausgeliefert, in Rumänien interniert, 1958 wiederum nach Ungarn gebracht, wo er nach einem spektakulären Prozess zum Tode verurteilt u. hingerichtet wurde.

NEUMANN, Heinz (1902-1937?). Dt. Politischer; Studium d. Philosophie u. Philologie; 1920 Beitritt z. KPD, ab 1922 Parteifunktionär u. Redakteur d. «Roten Fahne»; 1924-28 Vertreter d. ZK d. KPD bei der Komintern in Moskau. 1927 Organisator in Stalins Auftrag d. niedergeschlagenen Aufstands in Kanton; nach Deutschland zurückgekehrt, bildete er von 1928 bis 1931 mit E. Thälmann u. Hermann Remmele die Führungsspitze der KPD; 1929-1932 Kandidat d. Politbüros u. Sekret. d. ZK; 1930-33 MdR; führender Exponent d. seit d. 20er Jahren v. d. Komintern vertretenen Linkskurses; 1932 aller Funktionen enthoben. 1935-37 Übersetzer in Moskau. April 1937 v. d. NKWD-Organen verhaftet, blieb verschollen; anscheinend wurde N. sogleich hingerichtet.

PALM-DUTT. Engländer; Parteivertreter beim EKKI d. Komintern.

PAUKER, Anna (1893-1960). Rumänin; Lehrerin; verheiratet mit Marcel Pauker, Sohn d. rumänischen «Zeitungskönigs», der als reicher Schwiegervater d. oft im Gefängnis einsitzenden Revolutionärin mit Lebensmitteln u. sonstiger Hilfe beistand. Marcel P. wurde in d. SU «liquidiert»; Anna P. 1947 Aussenministerin in Rumänien; 1952 von allen Ämtern enthoben.

PIECK, Wilhelm (1876-1960). Dt. Politiker, Tischler; 1895 Mitgl. d. SPD, Parteifunktionär. Im 1. Weltkrieg Spartakist, 1919 Mitbegründer der KPD; 1921-28 Mitgl. des preuss. LT, 1928-33 Mitgl. d. RT, ab 1928 Mitgl. d. EKKI d. Komintern. 1933 Emigration (Frankreich, UdSSR), 1935 Übernahme der Führung der Exil-KPD. 1945 Rückkehr nach Deutschland, 1945/46 Vors. d. KPD i. d. SBZ; 1946-54 mit Otto Grotewohl Vors. d. SED, 1949-60 Staatspräsident der DDR.

POLLIT, Harry (1890-?). Engländer; Begründer d. KP Grossbritanniens, Mitgl. des EKKI, 1929 Generalsekretär d. KP. Langjähriger Abgeordneter im Unterhaus d. Parlaments.

RAKOSI, Mátyás (1892-1971). Ungarischer Politiker, Bankangestellter; 1915 russ. Kriegsgefangenschaft, 1918 Rückkehr nach Ungarn, 1919 Volkskommissar i. d. Räteregierung unter Béla Kun, Emigration nach Moskau. Ausländstätigkeit f. d. Komintern. Anfang d. 20er Jahre ill. Rückkehr nach Ungarn, verhaftet, 1926 zu 8 Jahren, 1934 zu lebensl. Gefängnis verurteilt. 1940 Entlassung in die UdSSR, Vertr. d. ung. KP i. d. Komintern. 1944 Rückkehr nach Ungarn, 1945-56 Parteiführer d. KP, 1945-52 stellv. MP, 1952-53 MP der ung. VR. Nach dem ung. Aufstand 1956 Rücktritt, Emigration i. d. UdSSR.

RASKOLNIKOW, Fedor. Russe, als Marineoffizier Teilnehmer a. d. Oktoberrevolution i. Petrograd. Erster Diplomat d. jungen Sowjetmacht i. Afghanistan. Mann von Larissa Reissner, der grossen Liebe Karl Radeks. Lebte in Lux mit zweiter Frau Natascha Piletzkaja, Prawda-Journalistin. R. hatte starke lit. Neigungen, dramatisierte Dostojewski fürs Künstlertheater. Ging später als Diplomat n. Bulgarien, kehrte aber auf Abberufung nicht in die SU zurück, begründete seine Weigerung in einem offenen Brief an Stalin und beging dann Selbstmord.

ROMAN, Walter. Rumänien-Deutscher mit spanischer Frau. Nach Rückkehr aus d. Spanischen Bürgerkrieg arbeitete R. vor allem unter rumäni-

schen Kriegsgefangenen i. d. SU. Wurde Mitgl. des ZK d. rumänischen KP und der Akademie d. Wissenschaften im volksdemokr. Rumänien.

SALADO, José Luis. Spanier. Journalist; einziger Nichtkommunist unter den Spaniern im Lux. Hatte eine spanische Schönheit zur Frau, Isabell, Witwe mit Söhnchen aus erster Ehe mit einem führenden Kommunisten. Angeblich beging Salado Selbstmord im Lux.

SIROKY, Viliam (1902-1972?). Slowake; KPÜ-Mitglied seit 1921, 1930-38 ZK-Mitglied; 1935 Delegierter z. VII. Weltkongress der Komintern; nach dem KP-Verbot illegale Parteitätigkeit, dann bis Ende 1940 Emigration in Frankreich; ab 1941 in Moskau Mitarbeiter d. Organisationsabtlg. d. Komintern; Ende 1941 Rückkehr in die Slowakei, von der Gestapo verhaftet u. eingekerkert. 1945 Flucht n. Moskau. Nach Befreiung Prags 1945-53 stellvertr. Ministerpräsident d. CSR. Mitgl. d. Präsidiums der KPÖ; 1953-1963 Ministerpräsident, zugleich aus d. Präsidium abberufen «wegen Mängel in der Regierungstätigkeit u. politischer Fehler in d. Vergangenheit», 1968 vorläufige Suspendierung d. Parteimitgliedschaft. (Die Entmachtung erfolgte im Zuge der Überprüfung der politischen Prozesse durch eine Kommission d. ZK d. KPC). Sirokys Frau, Margit, die einige Zeit lang in Moskau Sekretärin Togliattis war, beging Selbstmord.

SLANSKY, Rudolf (1901-1952). Journalist; gehörte zu den führenden Kadern der KP d. Tschechoslowakei, Mitgl. d. Leitung d. Exil-Partei in Moskau; o. 2. Weltkrieg Leiter d. tschechischen Sektion d. Moskauer Rundfunks. 1945 Generalsekretär d. KPÜ; 1951 Stellvertr. Ministerpräsident, zwei Monate später (27.11.1951) als «Kopf eines staatsfeindlichen Verschwörerzentrums» verhaftet; Hauptangeklagter im ersten u. grössten Schauprozess d. UdSSR nach dem Muster d. drei Moskauer Schauprozesse unter Stalin. (14 Angeklagte, 11 Todesurteile, 3 lebenslängliche Kerkerstrafen.) Am 20.11.1952 zum Tode verurteilt. 1963 posthum rehabilitiert.

THÄLMANN, Ernst (1886-1944) Deutscher Politiker, Transportarbeiter; 1903 Eintritt in die SPD, 1917 USPD, 1920 KPD. 1924 MdR, 1925 Vors. d. KPD, nach Hitlers Machtergreifung 3.3.1933 verhaftet, ohne Prozess in Zuchthäusern und KZs. Erschiessung mutmassl. auf dir. Befehl Hitlers im KZ Buchenwald zwischen 17.8. und 7.9.1944

THOREZ, Maurice (1900-1964). Franz. Politiker; Sohn eines Bergarbeiters; 1919 Eintritt i. d. Soz. Partei, 1920 Übertritt zur KPF, 1923/24 Parteisekretär (Dep. Nord), ab 1924 Mitgl. d. ZK, ab 1925 Mitgl. d. Politbüros u. Sekretär d. ZK. 1930-1964 Generalsekretär der KPF; 1936 Vors. d. Parlamentsfraktion. Nahm während des dt.-sowj. Nichtangriffspaktes gegen den Krieg mit Hitler-Deutschland Stellung. Herbst 1939 Desertion u. Flucht nach Moskau. Obwohl Präsidiumsmitgl. d. EKKI d. Komintern, trat er während des 2. Weltkriegs politisch nicht in Erscheinung. Sept. 1944 Rückkehr nach Frankreich, Wiederzuerkennung d. Staatsbürgerschaft. 1945/46 Minister, 1946/47 Stellvertr. Ministerpräs. i. d. IV. Republik. 1950-56 in d. UdSSR nach einem Schlaganfall. Danach Wiederaufnahme d. politischen Tätigkeit in Paris. 1964 Rücktritt u. Ernennung zum Ehrenvorsitzenden d. KPF.

TIMOFEJEV, Timur. Sohn d. Amerikaners Eugen Dennis. Wuchs im Lux auf, während seine Eltern, Eugen u. Peggy D. (die viel später auch im Lux wohnten) in China waren bzw. der Vater jahrelang im amerikanischen Gefängnis einsass. An Eltern Statt nahmen sich seiner die Amerikanerinnen Airova u. Molly Perelman an. Befreundet mit Peggy D.

TITO, Josip Broz (1892-1980). Jugoslawischer Politiker; Mechaniker; 1913-15 Militärdienst i. d. österr.-ungar. Armee; 1915-17 in russ. Kriegsgefangenschaft, nach Ausbruch d. Oktoberrevolution Rotgardist. 1920 Rückkehr nach Jugoslawien u. Beteiligung am Aufbau der KP; 1927/28 Sekretär d. Kroat. Metallarbeiterunion; 1928-34 im Gefängnis wegen illegaler Tätigkeit für die KP. Von da an Parteiarbeit im Ausland (Wien, Moskau, Paris); seit 1934 Mitgl. d. ZK u. Politbüros, 1937 Generalsekr. der KP, die sich 1952 im «Bund der Kommunisten Jugoslawiens» umbenannte. Rückkehr nach Jugoslawien vor dem 2. Weltkrieg. Nach der Besetzung des Landes durch die Hitlertruppen Organisator u. Führer d. jugoslawischen Partisanenkampfes gegen die Besatzer; 1944 Einzug in Belgrad als siegreicher Marschall d. Befreiungsarmee. 1945-53 Ministerpräsident u. Staatschef d. Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, zugleich Verteidigungsminister. Seit 1963 Staatspräsident auf Lebenszeit.

TOGLIATTI, Palmiro, Kominternname: Ercoli (1893-1964). Ital. Politiker, Dr. jur.; 1915 Beitritt zur soz. Partei, 1921 Mitbegründer der KP in Livorno, 1922 Mitgl. des ZK, 1923 Mitgl. der Parteizekutive. Seit 1926 führende Persönlichkeit der KP Italiens und i. d. Komintern; 1937-39 Kominternvertr. b. d. KP Spaniens während d. Bürgerkrieges. 1939 nach Verhaftung in Frankreich Emigration nach Moskau. 1944 Rückkehr nach Italien, Minister im letzten Kabinett Badoglio; 1944/45 Stellvertr. Ministerpräsident im zweiten Kabinett Bonomi, 1945/46 Justizminister im ersten Kabinett De Gasperi. Ab 1947 Gen. Sekr. d. KPL 1956 entwickelte er d. Theorie des «Polyzentrismus» in der komm. Weltbewegung.

«TOM». Nur unter diesem Decknamen im Lux bekannt. Tscheche; arbeitete im Komintern-Apparat. Meldete sich zur Tschechischen Brigade v. General Svoboda, zog als Stabsfeldwebel ins befreite Prag ein, wurde Leiter d. pol. Abtlg. der Tschechoslowak. Armee im Rang eines Generaloberst. TSCHERWENKOFF, Wylko (1900-?). Bulgar. Politiker; Mitgl. d. KP seit 1919, wurde 1925 wegen revolutionärer Tätigkeit in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Emigration nach Moskau; 1944 Rückkehr nach Bulgarien; Mitgl. d. Politbüros u. Sekretär d. ZK, 1949-1954 Generalsekretär d. KP; 1950-56 Vors. d. Ministerrates; im Zuge der Entstalinisierung schrittweise entmachtet bis zum Verlust aller Partei- und Staatsämter im Jahre 1961.

TSCHOUEN-LAI (1898-1976). Chines. Politiker; nach Studium in Tientsin, Paris, Berlin u. Göttingen 1921 Mitgl. d. KP Chinas. 1924 Parteisekret. in Kwantung u. Kwangsi; 1925 Leiter d. Militärakademie Kanton; 1926 Polit-Kommissar beim Nordfeldzug; ab 1927 Mitgl. des ZK d. KP, ab 1928 Mitgl. d. Politbüros. Wohnte 1928 dem 6. Nationalkongress der KPCh von Juli bis September in Moskau bei. 1934/35 als enger Gefährte Mao Tsetungs Teilnehmer am «Langen Marsch». 1939 Beobachter auf der 5. Tagung des Obersten Sowjets in Moskau. 1936-45 Vertreter der KP i. d. «Antijapanischen Nationalen Einheitsfront». Nach Gründung der Volksrepublik China 1949 MP, bis 1958 zugleich Aussenminister.

ULBRICHT, Walter (1893-1973). Dt. Politiker, Tischler; 1912 Eintritt in d. SPD, 1919 KPD. Ab 1921 Parteifunktionär; 1926 Mitgl. d. LT Sachsen, ab 1929 pol. Leiter d. KPD-Bezirks Berlin-Brandenburg. 1933 Emigration (Paris, Prag, Moskau), während d. 2. Weltkriegs Propagandaarbeit unter dt. Kriegsgefangenen, 1943 Mitbegründer des «Nationalkomitees Freies Deutschland». 1945 Rückkehr nach Deutschland, Organisator d. i. Stadtverw. Berlin, 1950-53 Gen. Sekr., 1953-71 1. Sekr. d. ZK d. SED. 1949-60 Stellv. Ministerpräs. der DDR; 1960-71 Vors. d. Staatsrates der DDR, 1971-73 Ehrevors. d. SED. Zum Unterschied von den Staats- u. Parteiführern in allen anderen Ostblock-Ländern leitete U. keine stalinistischen Säuberungen ein, noch liess er Schauprozesse durchführen, die mit Todesurteilen endeten.

VUJOVIC, Voja (1895-1938?). Jugoslawe; während d. 1. Weltkriegs Studium in d. Schweiz, wo er aktiv a. d. sozialistischen Studentenbewegung teilnahm; Mitglied d. von Willi Münzenberg ins Leben gerufenen «Internationalen Jugendsekretariats», Anhänger d. Zimmerwalder «Linken». Ging nach Moskau, wurde Mitbegründer d. Kommunistischen Jugend-Internationale, Sekretär d. Exekutivkomitees; schloss sich 1926 d. sinowjewistischen bzw. trotzkistischen Opposition an. Mehrmals verhaftet und deportiert. Während d. «Grossen Säuberungen» umgekommen. War mit d. Französin Charlotte Caspar verheiratet, die mit dem Sohn Peter (späterer Schauspielernamen: Michel Auclair) nach Frankreich zurückkehrte. Die beiden Brüder von Voja, Gregor und Rada Vujovic (ebenfalls Lux-Bewohner) erlitten das gleiche Schicksal als Opfer d. «Tschistka». Ihre genauen Lebensdaten waren leider nicht zu eruieren. Aber sie tauchen im mündlichen Bereich von Rita Arvale über ihren eigenen Werdegang u. den ihrer fünf Schwestern auf. Danach lebten Gregor u. Rada Vujovic in den frühen zwanziger Jahren in Wien, wo sie, wie viele in- u. ausländische Studenten, überwiegend Kommunisten, in den sogenannten «Grinzinger Baracken» wohnten. Ritas Schwester Liza, Medizinstudentin, Gründungsmitgl. der KPU, heiratete Rada u. erwartete ein Kind von ihm, als er u. sein Bruder Gregor nach Jugoslawien zur illegalen Partearbeit zurückkehrten. Rada wurde in Belgrad verhaftet, im Zentralgefängnis, wie Mithäftlinge berichteten, «halb-tot geschlagen». Nach 6 Jahren Kerkerhaft freigekommen, ging er mit seiner Familie nach Moskau. Arbeitete im Balkansekretariat d. Komintern.

WEHNER, Herbert (1906-1990). Deutscher Politiker; 1927 Eintritt in die KPD, 1930 Stellv. Sekretär der KPD in Sachsen, MdL, 1931 Mitgl. des ZK. 1933-35 illegale Arbeit, Emigration nach Moskau; 1935 Kandidat des Politbüros. 1941 im Auftrag der Komintern nach Stockholm, wurde 1942 verhaftet, Parteiausschluss. 1945 Rückkehr nach Deutschland, Eintritt in die SPD, 1946 Mitgl. d. Landesvorstands der SPD in Hamburg, 1949 MdB, 1949 bis 1966 Vorsitzender des BT-Ausschusses für gesamtdeutsche Fragen, 1966 bis 1969 Min. für gesamttd. Fragen. 1969-1983 Fraktionsvors. der SPD. WINZER, Otto (Lorenz). (1902-1975). Deutscher, Funktionär d. KPD. International bekannt geworden als Aussenminister d. DDR u. hoher SED-Funktionär. Seine Frau Erna Komintern-Angestellte.

WLACHOW-Familie. Dimitri, der «Alte», mazedonischer Revolutionär, arbeitete im Internationalen Agrar-Institut; Sohn Gustav machte im Nachkriegs-Jugoslawien diplomatische Karriere, war einige Jahre Botschafter in Wien, derzeit hoher Beamter im Ausßenministerium in Belgrad. Eine der bekanntesten «Lux»-Familien.

ZAISSE, Wilhelm (1893-1958). Deutscher, hochangesehener Funktionär d. KPD; im Spanischen Bürgerkrieg bekannt geworden unter dem Namen «General Gomez». Wohnte auf Zimmer Nr. 96 als Nachbar von Ulbricht Zimmer Nr. 97. Im Krieg Leiter einer Antifa-Schule f. Kriegsgefangene. 1950-53 Minister f. Staatssicherheit in d. DDR; trat in Gegensatz zu Ulbricht, wurde nach 17. 6. 1953 seines Amtes enthoben, 1954 aus der SED ausgeschlossen.

Personenregister

- Allard, Pierre, s. Ceretti, Giulio
 Alpari, Julius 79, 84, 89
 Alpari, Tilda 289
 Abramow 70
 Abramowitz, Alice 105, 141
 Ackermann, Anton 255,318,320
 Adler, Viktor 84
 Andersen, Lale 322
 Antikainen 49 f.
 Appelt, Rudolf 25\$
 Arendsee, Martha 318
 Armand, Ines 85
 Arvale, Rita 58, 187
 Anclair, Michel 229f.
 Bacilek, Karol 324
 Bamatter, Sigi 330
 Barbusse, Henri 197
 Bauer, Otto 46
 Bebel, August 84
 Becher, Johannes R. 60,313,318
 Benes, Eduard 279
 Bergmann, Edith 42
 Berija 54, 234
 Bersin, Jan Karlowitsch 36, 117ff., 121 f., 135, 140f., 144, 158
 Bianco, Vincenzo 257
 Bierut, Boleslaw 231f.
 Bismarck 318
 Bjeloff, Angeline 185
 Bjelow 253, 256
 Blagojewa, Stella 256, 275
 Bloch, Jean-Richard 305
 Blücher, Wassilij
 Konstantinowitsch 135
 Blumkin 101
 Bordiga, Amadeo 59, 181
 Borodin 130
 Bosch, Dr. 135, 140
 Boveri, Margret 108, 136, 143
 Brandler, Heinrich 130, 179
 Brandt, Willy 303
 Brann, Lotte 141
 Braun, Lily 111
 Braun, Otto 111
 Braun, Otto (Journalist) 131
 Brecht, Bertolt 49, 114
 Bredel, Willi 313, 318
 Breschnew 58, 92
 Broz, Zarko 304
 Buber-Neumann, Margarete 58, 60, 158
 Bucharin 41, 77, 90f, 98, 126, 148, 201, 228, 271 f.
 Cachin, Marcel 177, 216f.
 Cannon, James 183
 Cardenas 189
 Carrillo, Santiago 28, 299
 Ceretti, Giulio 46,256,264, 267f., 279, 284, 324
 Chiarini, Tolja 259
 Christiansen-Clausen, Max 139, 146
 Chruschtschow, Nikita 197, 224, 232, 236
 Ciampi, Yues 105
 Churchill, Winston 327
 Cvjic, Djuka 230
 Cvjic, Stjepan 230
 Dahlem, Franz 216, 259
 Daladier 265 f.
 David, Fritz 225 f.
 Dengel, Philipp 255, 278
 Deutsch, Gustl 232
 Deutscher, Isaac 158f.,190
 Dimitroff, Georgi 34, 37, 50,56,58,92,139,202ff., 210, 213, 220ff., 228ff., 232f., 238, 268, 283, 287, 291, 297, 301, 311
 Reichstagsbrandprozess 203 ff.
 Doriot, Jacques 133
 Draganoff, Arsen 259
 Duclos, Jacques 266
 Duczynska, Iona 243
 Eberlein, Hugo 227
 Einsiedel, Heinrich von 318
 Eisler, Gerhart 109, 131 f.
 Eisler, Hanns 47, 131
 Ercoli, s. Togliatti, Palmiro
 Erpenbeck, Fritz 313
 Ewert, Arthur 133f.
 Falcon, Irene 256
 Finstermann, Franz 316
 Fischer, Ernst 37,45ff.,64, 99, 92,199f.,202,206, 209, 217, 222 ff., 232f., 237,250,261,283,285 f., 291,294,299,307f.,312, 321, 326, 328
 Fischer, Otto 37, 43
 Fischer, Phini 298
 Fischer, Ruth 42, 179f.
 Fischer, Walter 37, 230
 Flieg, Leopold 236
 Florin, Peter 258, 304
 Florin, Wilhelm 237, 255, 287, 311, 318
 Fornalska, Marzjanna 198, 231
 Forster, William 134
 Franco 234
 Freud, Sigmund 113
 Frölich, Paul 179
 Fromond, Francine 256, 324
 Fuchs, Klaus 145
 Funk, Kurt s. Wehner, Herbert
 Funk, Lotte 39, 43, 46, 62, 200
 Fürnberg, Siegfried 237, 255, 277, 297, 324
 Gaulle, Charles de 268, 326
 Geminder, Fritz 255, 260, 277, 285, 297, 302, 329f.
 Gennari, Egidio 105
 Georgadse, M. 109
 Gerlach, Christine H., 1 i6f.
 Germanetto, Giovanni 57ff., 187, 257
 Gero, Ernő 46, 256, *yiif.*
 Geyer, Curt 80
 Glaubauf, Fritz 51, 60, 6\$., 140, 188f., 229, 237, 255
 Gomulka, Wladyslaw 231f.
 Göring, Hermann 204
 Gorki, Maxim 189, 197
 Gorkic, Milan 201, 229
 Gottwald, Klement 84, 207, 237, 255, 260, 278F, 297, 311
 Gottwald, Martha 252, 260f., 277, 297
 Gottwald, Marthitschku 258
 Gramsci, Antonio 181, 212
 Gross, Babette 93, 130
 Grunwald, Leopold 68
 Guralski 80
 Gurewitsch 33, 58, 61, 207, 288 ff., 293
 Guyot, Raymond 256, 324
 Gyptner, Richard 205
 Hammerstein-Equord, Kurt von 143
 Hanako, Ishic 111
 Hay, Julius 312L, 328
 Hay, Micky 328
 Haywood, Bill 75
 Heckert, Fritz 72, 82, 245, 252
 Heilmann, Fritz 320
 Heimo, Mauno 229
 Henrykowski 230
 Hernandez, Jesus 191, 257, 297
 Hernandez, Pilar 283, 297
 Hexmann, Friedrich 302
 Heydrich 325
 Himmler, Heinrich 235 f.
 Hitler 54, 93, 142ff., 150, 203, 234, 287, 300, 302, 309f., 318f., 323, 327
 Hölz, Max 81f.
 Hofmaier, Paul 237
 Honner, Franz 304, 324
 Hoernle, Edwin 318
 Ho Tsch Minh 127 ff.
 Humbert-Droz, Jenny 17, 25, 71, 96f., 103, 147, 198, 222, 246

- Humbert-Droz, Jules 95 ff., 103, 147, 197 f., 222, 228, 244, 275
- Ibarruri, Amaya 304
- Ibarruri, Dolores 219, 237, 257, 297, 299
- Jagoda 56
- Jansen 95
- Jaurès, Jean 84, 266 f.
- Jeshow 234
- Jode, Generaloberst 327
- Joffe, Adolf 167 f.
- Jünger, Ernst 111
- Kabaktschieff 77
- Kalinin 169
- Kamenew 164, 167, 225
- Kaplan, Dora 76
- Katajama 122
- Keitel, Generalfeldmarschall 327
- Kerber, Ewald, Gustav 67
- Kerber, Grete 67
- Kippenberger, Karl Hans 231
- Kirow, Sergej 208 f., 225
- Kisch, Egon Erwin 131, 136
- Klassner, Paul 255, 304
- Kleber, s. Stern, Manfred
- Kleine, s. Guralski
- Kobjeljewa, Nina Semjowna 110
- Koenen, Bernhard 304
- Koenen, Wilhelm 72, 101
- Köhler, Bruno 89, 255
- Kolaroff, Wasil 155, 202, 311
- Kollontai, Alexandra 88, 90 f., 326
- Kopecky, Vaclav 255
- Koplenig, Hilde 63 f., 237, 255, 310
- Koplenig, Johann 56, 200, 212, 237, 255, 297, 311, 327
- Koplenig, Lisa 258 f.
- Korb, Hede 68
- Kostrzewa, Wera 230 f.
- Kreibich, Karl 89
- Krivitzki, Walter 117 f., 227
- Krupskaja 209
- Kühn, Lotte 11
- Kullervo, Manner 100, 229
- Kun, Bela 48, 80, 84, 89, 100, 226 f., 236, 245
- Kündig, Hermann 176
- Kurella, Alfred 48, 186, 188 f., 236
- Kurella, Heinrich 236
- Kutusow 300
- Kuusinen, Aino 116, 135, 140, 171, 202, 227, 229, 245
- Kuusinen, Otto 95, 116, 140, 154, 171, 229, 257, 272, 311
- Lang, Franz 205 f.
- Lebedewa, Varja Platonowna 269 f., 275 f., 304
- Lenin 111., 54, 75 f., 82 ff., 89 f., 92 ff., 96 f., 102, 112 f., 124, 138, 152, 156 ff., 214, 221, 240, 243, 272, 274, 300
- Lenski 230
- Leonhard, Wolfgang 302 f., 312, 320, 328
- Levi, Paul 80, 94
- Liebknacht, Karl 112, 180
- Liebknacht, Wilhelm 84
- Linke, Hete 104 f., 141
- Lode, Grete 255, 269
- Lominadse 130
- Losowski 100, 125
- Lubbe, Marinus van der 203 f
- Lukács, Georg 87
- Lukanoff 256, 292
- Lunatscharski, Anatol 184
- Losowsky 296
- Luxemburg, Rosa 112, 180, 231
- MacArthur 106 f.
- Mahle, Hans 318
- Mannerheim, Feldmarschall 326
- Manstein, General 309
- Mannilski, Dimitri 63, 116 f., 196, 201, 207 f., 257, 268 ff., 283, 288, 297, 301, 304, 311, 314 f., 320, 325
- Mao Se-tung 127, 131, 182
- Marabini 187
- Maring-Sneevliet 181
- Markstein, Elisabeth 64 f.
- Maron, Karl 255, 292
- Marty, André 207, 256, 268, 297, 311
- Marx, Karl 99, 101, 112 f.
- Maslow, Arkadij 179 f.
- Maslow, Jurij 321
- McCarthy 108
- Mercader, Caridad 191
- Mercader, Ramon 191
- Michailow 302
- Michel, Rose 255
- Mikojan, A. 109
- Mirbach, Graf 101
- Mirow 257, 295
- Mirowa, Edja 258
- Molotow 231, 279
- Molotowa, Swetlana 65
- Mühsam, Erich 233
- Mühsam, Zenzi 233 f.
- Münzenberg, Willi 93, 126, 154, 173, 261
- Mussolini 154, 181
- Neher, Carola 233 f.
- Neumann, Heinz 58, 60, 130 f., 237
- Neumann, Richard 156 f.
- Newski, Alexander 300
- Nguyen Ai Quac s. Ho Tschih Minh
- Nguyen-O-Phap s. Ho Tschih Minh
- Nguyen That Than s. Ho Tschih Minh
- Nikolajew, Leonid 208
- Nikulin, L. 120
- Nin, Andres 154 f., 189
- Orozco, José Clemente 183
- Ott, Eugen 142
- Overstraten 181
- Ozaki, Hozumi 139
- Patrasceanu 326
- Pauker, Anna 257, 259, 297, 301, 326
- Pauker, Tanja 257, 259
- Pauker, Vlad 257, 259
- Paulus, Generalfeldmarschall 309, 324 f.
- Paz, Maurice 183
- Peter der Große 76
- Pieck, Arthur 251, 255, 269
- Pieck, Wilhelm 11, 59 ff., 200, 207, 211, 213, 215, 226, 237, 255, 274, 287, 292, 297, 311, 318, 323
- Piscator, Erwin 313
- Pjatnizki, Ossip 70, 100, 117, 271
- Platten, Fritz 228
- Plievier, Hilda 306, 313
- Plievier, Theodor 306, 313 f.
- Pohl, Otto 16
- Poganyi 80
- Poljanow 43
- Pollak, Steffi 38, 41 ff.
- Ponomarjow, Boris Nikolajewitsch 58, 92, 233, 257, 291, 297, 301
- Popoff 202, 204, 228
- Purmann, Leon 49
- Radek, Karl 77, 81, 89 f., 102, 148, 167 f., 176, 271
- Rakosi, Matyás 34, 55, 77, 89, 95, 212, 256
- Ramette, Arthur 256, 292
- Reiß, Stefan 299
- Remmele, Otto 237
- Reuter, Ernst 96
- Revai, József 256
- Rivera, Diego 183 ff., 188 ff.
- Robespierre 161
- Rocher, Heinz 213
- Roland-Holst, Henriette 90, 181
- Rolland, Romain 197
- Roosevelt, F. D. 144 f.
- Rosenstein, Major 321 f.
- Rosmer, Alfred 147, 153, 155, 182 f., 244

- Roy, Manabendra Nath 129f.
Rühle, Otto 174
- Sachs 87f.
Scharfmann, Dr. 54f.
Scharrer, Adam 313
Schatzkin, Lazar 174f.
Schleicher, Kurt von 143
Schljapnikow 89
Schober, Toni 53
Schukow, Marschall 327
Schüller, Richard 175
Schwab, Fiete 252, 255
Schwab, Sepp 252, 255, 287
Schwarz, Lotte 16
Sadat 92
Sborowski, Mark 182
Schilling, Erwin 255, 292, 298
Serge, Victor 127, 153ff., 161, 167f., 187
Sergejewna, Maria 275ff., 280
Serrati 78
Seydlitz-Wurzbach, Walther von 319
Shachtman, Max 183
Shaw, Bernard 181
Shdanow 82, 311
Sieburg, Friedrich 116
Sik, Endre 208, 210
Silone, Ignazio 154ff., 178
Sinowjew 76ff., 81, 148, 164, 166f., 184, 209, 225, 271f.
Siqueiros, Alfero 183f., 186
Siroky, Viliam 255
Slansky, Rudolf 237, 255, 260
Smedley, Agnes 131, 136
Šmeral, Bohumir 82ff., 237, 246, 255, 260ff., 278
Šmeralova, Sonja 261f.
Šmidke, Karol 324
Sobottka, Gustav 318
Solschenizyn, Alexander 23
Sorge, Richard 104ff.
 Elternhaus 110f.
 Erster Weltkrieg 111f.
 Komintern 116f.
 Tätigkeit im
 Nachrichtendienst 117ff.
 China 122ff.
 Japan 138ff.
 Tod 145f.
Sorgin 257, 279
Spenser, Maurice 183
Souvarine, Boris 153ff., 161, 174, 183
Spitz, Mia 56
Stalin 36, 54, 59f., 65, 82, 92, 100, 102, 107, 125, 130, 134, 144f., 151, 154ff., 168, 170f., 173, 195f., 238, 268, 273f., 282, 299, 319, 330
Ermordung Kirows 208ff.
Personenkult 211ff.
u. Tschistka 224ff.
Stauffenberg 324
Stenzer, Emmi 303f., 321
Stepanoff 270
Stern, Carola 165
Stern, Manfred 134
Sturm, Fritz 89
Sun Yat-sen 123f., 130
Suslow 257
Suworow 300
Šverma, Jan 255, 309, 323, 325
Svoboda, General 298
Swarowski, Hans 258
Taneff 202, 204, 228
Thalheimer, August 179
Thalmann, Paul 173ff., 178
Thälmann, Ernst 45, 72, 115, 130, 179, 212
Thorez, Maurice 213, 216f., 219, 223, 256, 264, 266ff., 311
Tito, Josip Broz 200f., 209, 213, 229f., 304, 329f.
Togliatti, Aldo 259
Togliatti, Palmiro 59, 65, 78, 148, 154, 207, 213, 219, 237, 245f., 257, 268, 283ff., 288f., 292, 297, 300, 311
Tolbuchin, Marschall 326
Torgler, Ernst 203f.
Trepper, Leopold 118, 122
Trilliser 229
Trotzki 72, 88ff., 103, 147ff., 225, 231, 233, 272f.
 Anhänger 153ff., 181ff.
 Ermordung 191ff.
 Kronstädter Aufstand 160ff.
 u. Lenin 163
 Mexiko 189ff.
 u. Rivera 189ff.
 u. Stalin 163ff.
 Verbannung 168ff.
Tscherwenkoff, Wowa 259
Tscherwenkoff, Wylko 256, 327
Tschiang Kai-schek 124ff., 130, 136, 142, 182
Tschou Cho-sin 218
Tschou En-lai 127
Tuchatschewski 36, 144, 162
- Ulbricht, Lotte 292
Ulbricht, Walter 11, 29, 44, 237, 255, 280, 287, 292, 297, 311, 318, 328
- Upit 25, 34, 58, 71, 198f.
Uritzki, Oberst 36, 141f.
- Varga, Eugen 70, 129
Verdano 187
Virtanen, Niilo 229
Vogel, Martin 175
Vogeler, Heinrich 60f.
Vogelmann, Ernst 308
Vujovic, Gregor 229
Vujović, Rado 201, 229
Vujovic, Voja 17, 144, 189, 201, 229
Vukelic, Branko 144
- Walcher, Jakob 179
Walecki, Henryk 56, 204f., 250, 258
Wan Min 40, 122, 213, 217f.
Wangenheim, Gustav von 313
Wangenheim, Inge von 313
Warski 230
Wehner, Herbert 11, 39, 43ff., 62, 199f., 205, 209, 215, 219, 223, 230, 237, 301, 329f.
Weinert, Erich 311, 313, 318f.
Weinert, Marianne 304
Weißberg, Alexander 247
Welti, Franz 176
Werner, Hede 285
Werth, Alexander 300, 306f.
Wieden, Peter, s. Fischer, Ernst
Wieden, Ruth 42, 66, 149ff., 289ff., 316, 321, 328
Wilde, Grete 228
Wilhelm, Richard, Prof. Dr. 136
Willoughby, Charles 106ff.
Winter, Elly 292
Winter, Theo 292, 323
Winzer, Otto 238, 255
Wlachow 228f., 256
Wladimirow s.
 Tscherwenkoff 327
Wöss, Fritz 315f.
Wolf, Friedrich 315, 318
Wolf, Mischa 303
Wollenberg, Erich 233
Woog, Edgar 128
Woroschilow 162
Wyschinski 225
- Zaisser, Wilhelm 238
Zankoff 202
Zetkin, Clara 73, 80, 211
Zinner, Hedda 313
Zweig, Stefan 305